

- Tarnow - Krakau - Osviecim

Transporte aus Siebenbürgen sollten den gleichen Weg nehmen.
Die Züge dürften 3 aus entfernteren Gebieten 4 Tage benötige

Seite 113.	23.5.44	Dienstag	Komitat u. Stadt Munkács geräumt	
Telegr. 212	24.5.	Mitwoch	bisherige Gesamtzahl	117.082
"	25.	Donnerstag	"	138.800
Perenczy	28.5.	Samstag	Plingsten	184.049
Tele. Weese.	31.5.44	Mitwoch	(Gend. Marosv. Sachw. 2.000.000)	204.312
226	1.6.	Freitag	Morgens	217.236
232	1.6.	Mittwoch	Samstag	236.414
238	2.6.	Freitag	"	247.856
"	241	4.6.	Samstag	255.389
"	243	6.6.	Donnerstag	261.049
Perenczy	7.6.		89 (92) Züge	275.415
Tele. W. 245	8.6.	Donnerstag	Karp.-U. u. Siebenb. abgeschl. Differ. Honvd-Arbeit. auf 310.000,	289.357
"	10.6.	Freitag	Zone 1. 2. u. 3. Totalzw.	340.162
"	6.7.	Donnerstag	4. mit 41.499	381.661
Perenczy 14.5.-8.6.	28.6.	"	129 Züge	380.000
Tele. Ber. 306	8.7.	Samstag	Zeitp. Northy-Stop	422.911
Tele. 309	9.7.44		138 Züge = 410.223 Abzwang.	429.028
Perenczy	9.7.		147 Züge	434.351
Tele. 1927	11.7.44		Zone 1 - 5 total geräumt, 6 nur Periph.	437.402
Tele. 289	30.6.		Beabsichtigte Aktion Budapest unterblieb u. so blieben Familien insgesamt Personen	300.000
			Ausserdem jüngere Männer Honvd-Arbeitad. 80- 80.000	

Dieter Schlesak

Capesius,

der Auschwitzapotheker

1941/ geschätzt 850.000 *ausserdem 1344 über 800.000*
Von Horvát - Roberts. l. wünte an Hauptkammern
in 2 Zügen aus mit 22 Güterwaggon in ein
mit 40 G-Wagen etwa 9000 Personen von Keimkammer
was Pragerquell gerichtet nach Hauptkammern in Zeltlager
in der Nähe von Hoffner 45 km östl. Pol. Krim. Schützler
Die Züge Horvát Hauptkammern über ohne Kontrolle in
Abgefahren. 5 Transporte gingen nach Wien.



Dr. Victor Capesius war Apotheker in Schäßburg und Vertreter der Firma Bayer, bevor er als SS-Offizier nach Auschwitz kam. Eines Tages traf ein Transport mit Juden aus seiner siebenbürgischen Heimat ein. Täter und Opfer, seit Jahren gut bekannt, begegneten sich an der Rampe des Vernichtungslagers wieder. Capesius schickte viele von ihnen kaltblütig ins Gas und bereicherte sich an ihrer Habe. Dieter Schlesaks Dokumentarroman ist eine komplexe Collage aus Erzählung, Dokumentation und Rückblende. Auch was Adam, die einzige fiktionale Person des Buchs, berichtet, entstammt bis ins Detail den historischen Quellen.

Ein erschütterndes Werk von großer sprachlicher Kraft und Authentizität.

»Im Brennpunkt von Schlesaks literarischem Schaffen steht [...] das Phänomen Grenze, das ihn nicht allein in seiner politischen, sozialen und kulturellen Relevanz, sondern vor allem in seinen sprachlichen und metaphysischen Dimensionen beschäftigt.«

Edith Konrad, Kindlers Literaturlexikon

»Er zeigt uns quer zu manch herrschender Meinung, dass im Mikrokosmos des leidenden Ich die Veränderung der Welt radikal anders bewertet wird als im praktischen Optimismus des politischen Tagesgeschäfts.«

Hans-Jürgen Schmitt, Süddeutsche Zeitung



ISBN 10: 3-8012-0369-7

ISBN 13: 978-3-8012-0369-6

An der Spitze der selektierenden Gruppe stand diesmal ein behäbiger SS-Offizier, sein Gesicht war von der Hitze gerötet. Er lockte die Mädchen in gepflegtem Ungarisch auf die linke Seite [...] Sie glaubten, was der heitere, rotbäckige Offizier sagte; in Fünferreihen traten sie hinaus, um auf die andere Seite ins Gas zu gehen.

Man drängt mich schon zurück, da schreit mir meine Frau noch nach: »Komm, mein Lieber, und küss uns!« Wieder laufe ich zu ihnen zurück, ich küsste noch meine Frau und die Kinder mit Tränen in den Augen, und mit vor Schmerz zugeschnürter Kehle sah ich in die von Todesangst erfüllten, traurigen schönen Augen meiner Frau.

»Sie müssen halt wieder zurück zu ihrer Gruppe, von welcher ich sie herausgeholt habe«, sagt der Offizier. Und dann auf Ungarisch: »Weinen Sie nicht, Ihre Frau und die Kinder gehen nur baden, in einer Stunde werden Sie sich wiedersehen.«

Dieter Schlesak, geb. 1934 in Schäßburg (Siebenbürgen), Rumänien. Lyriker, Essayist, Romancier, Publizist und Übersetzer. Lebt seit 1973 in der Toskana und in Stuttgart. Mitglied des deutschen P.E.N.-Zentrums und des P.E.N.-Zentrums deutschsprachiger Autoren im Ausland (London). Exil und Welt-Wechsel, Kulturschock und Landverlust, das Trauma zweier Diktaturen, der braunen und der roten, sind die Themen seiner Bücher, vor allem seines Romans »Vaterlandstage« (1986). Dieter Schlesak erhielt zahlreiche Preise und Stipendien. Zuletzt für das Gesamtwerk die Ehrengabe der Schillerstiftung (2001) und den Ehrendoktor der Universität Bukarest (2005).

Dieter Schlesak

Capesius,
der Auschwitzapotheker



Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet
diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN-10: 3-8012-0369-7
ISBN-13: 978-3-8012-0369-6

© 2006 by
Verlag J.H.W. Dietz Nachf. GmbH
Dreizehnmorgenweg 24, 53175 Bonn
Lektorat: Dr. Alexander Behrens
Umschlag: Groothuis & Consorten, Hamburg
Satz: media-dp GbR, Bonn
Druck und Verarbeitung: Ebner & Spiegel, Ulm
Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany 2006

Besuchen Sie uns im Internet: www.dietz-verlag.de

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader

INHALT

I.	DIE AUGEN ZEUGEN	5
II.	DIE AUSCHWITZAPOTHEKE	81
III.	DER DEUTSCHE VOLKSKÖRPER-WAHN UND DIE DEUTSCHE SPRACHE ALS HEILMITTEL	194
IV.	ES WAR DOCH NUR ORDNUNGS- LIEBE UND PFLICHTBEWUSSTSEIN	221
V.	LIEBE IM TODESLAGER	245
VI.	MEIN GOTT, WISSENSCHAFT	259
VII.	MUSELMÄNNER, DIE UNTOTEN VON AUSCHWITZ UND DAS AUSSETZEN DER ZEIT	280
VIII.	DER AUFSTAND DES SONDER- KOMMANDOS	302
IX.	DAS ENDE	323

I.

DIE AUGEN ZEUGEN

1

Sie treiben uns zu den Duschräumen. Ich sehe lohende Flammen in einem langen Graben, höre Kreischen, Kinderweinen, Hundegebell, Revolverschüsse. Die hohen Flammen verdecken hüpfende Schatten. Rauch, Flugasche und Geruch von versengten Haaren und Fleisch erfüllt die Luft. «Es kann nicht wahr sein», schreit mein Nachbar. Kinder, Frauen, Kranke werden von Deutschen Schäferhunden lebend in die Flammen getrieben. Eine Hitzewelle. Dann Schüsse. Ein Rollstuhl stürzt mit einem Alten in die Flammen; ein schriller Schrei. Säuglinge fliegen wie weisse Blumenkelche in hohem Bogen ins Feuer... Ein Junge läuft um sein Leben, Schäferhunde jagen ihn, er wird in die Flammen gestossen. Ein Schrei bleibt zurück. Eine Frau mit entblösster Brust stillt ihr Kind. Sie fällt mit dem Säugling in die Glut. Ein Schluck Muttermilch bis zur Ewigkeit.

Adam hat es gesehen, Adam weiss es, er weiss etwas, was wir nicht wissen, und nie wissen werden.

Aber er hat überlebt.

Also weiss auch er nicht, was die Toten wissen.

Und als Überlebender hat er Schuldgefühle.

Schreiben hat ihm überleben geholfen. Er hat «dort» geschrieben, deutsch hat er geschrieben.

Adam: Ich bin Deutscher, erst sie haben mich zum Juden gemacht. Deutsch ist meine Muttersprache. Wenn ich nicht mehr konnte, wenn es so unerträglich wurde, dass ich am liebsten wie meine Leidensgenossen mit ins Feuer, mit in die brennende Menschengrube gesprungen wäre, dann schob ich es IHR zu, der Mutter Sprache, als könnte nur sie es heilen, sie alleine. Hier lies, ich kann es nicht vergessen. Und er reichte mir eines seiner Blätter mit winziger Schrift.

Aber das Leben muss weitergehen, sagte er. Und starrte geradeaus. Wenn er ins Zimmer tritt, spürt man nur ihn, er füllt das ganze Zimmer, das ganze Haus aus; seine Anwesenheit verändert den Raum. Alle verstummen, werden still, wenn er ins Zimmer tritt.

Es geht um Adam, der DORT gewesen war, zum «Sonderkommando» der Krematorien gehört hatte, es geht um einen Menschen, der das, was wir nicht begreifen können, in sich trägt: Adam lebt, ihn gibt es WIRKLICH, ich konnte ihm in die Augen sehen, ihn anfassen, mit ihm essen, spazieren gehen, reden, sein Schweigen, sein Versinken, sein immer wieder Weg- und Abwesendsein in der gleichen Lebenssekunde erleben ... Das Abwesendsein, wie Totsein und doch am Leben... an jenen Gruben ... damals. Damals? Es ist da, es wird nie vergehen ...

Adam: Da plötzlich – ich habe so was noch nie erlebt, wie soll ich es nur beschreiben? – verfremdete sich mein bewusstes Ich und wechselte auf die «andere» Seite; ich verspürte ein seltsames Mitleid mit dem SS-Mann, der drüben in der kaum erträglichen Hitze seine schwere Mordarbeit tat... Wir sahen uns stumm an: Das, DAS kann nicht, es darf nicht sein. Doch. Es ist die Wahrheit!

So schrieb Adam, der letzte Jude von Schässburg. Ich hatte ihn zu Hause besucht, und jetzt, nachdem ich wieder abgereist war, kam es mir wie ein Abschied für immer vor, denn er ist alt und krank. Doch ich kann mit ihm noch telefonieren, jede Woche zweimal, die vielen Briefe gibt es wirklich, und sein Tagebuch, die «Röllchen» hat er mir mitgegeben, Kopien freilich nur; er ist erreichbar, auch wenn sein Kopf aussieht wie ein Totenkopf, tief in den Höhlen liegende schwarze Augen. Das Herz ist angegriffen, die zerschlagenen Knochen sind nicht gut verheilt, er hat Knochenschmerzen, von den eisigen Wintern im Lager, bis zu 37° unter Null, schmerzhaftes Rheuma, Pneumothorax, nur eine Lunge noch, die Tuberkulose in der andern Hälfte verkalkt, aber er lebt, er ist nicht tot wie alle seine Freunde, seine Frau, seine Kinder, seine Eltern; Adam lebt JETZT ...

Er umarme täglich seine tote Frau. Und etwas dringe in alles ein, in die Erde oder den Fussboden, die Blumen, das Gras, die Bäume, das Licht werde grauer, immer noch diese tiefsitzende Angst, von innen

höhle sie alles aus, diese Angst: *Adam: Es sind die schwarzen Tiere in mir, ihr stossendes, böses Lachen, wenn ich schweige. Düstertiere auf meinen Rippen. Mit drohend fest geschlossenen Flügeln hocken sie da oder kauern in Höhlen meiner Organe, in die ich mich nicht mehr zurückzuziehen wage. In den dunklen Eingeweiden ist es unheimlich geworden. Ich suche die Höhlen ausser mir, ausser mir vor Angst. Und wenn ich starke Pillen schlucke, legen sie sich für eine kurze Weile in mein schwaches Gewebe und träumen meinen Alptraum, bis ich gejagt aufschrecke in einen andern Traum, ... sich plötzlich alles auflöst, die Arme werden schwarz, meine Frau, die DORT ZU Asche wurde, löst sich in etwas Graues auf, das Zimmer, die Wände zerbröckeln, nicht in leuchtendem Licht, nein, in ein graues Nichts, trüber Aschenmorgen, in Asche, Asche ... löst sich alles auf, die Welt nur ein Riss ... Und dann das Erwachen, wie jeden Morgen um vier schrilles Pfeifen, Befehle: Aufstehen. Fertigmachen. Aufstehen ihr Hunde! Ich bin wieder im Lager, wie immer! Und ich weiss, alles andere war nur ein Traum, eine Art Urlaub.*

Was zählt, sind nur die Menschen, die wir kennen und gekannt haben, die Lebenden und die Toten. Und für die Toten sprechen wir. Leben wir. Vielleicht haben sie ein Tor geöffnet in jenes Reich, dessen Vergessen erst diese Verbrechen möglich gemacht hat! Sie sind noch das einzig übrig gebliebene Wirkliche. Jene, die es wissen, die es mitgemacht haben. Alles andere ist für mich wie verschwunden.

Adams Erlebnisse sind nicht erzählbar: Es geht allen so, sagte Adam, wir, die es erlebt haben ... kommen aus einer anderen Welt ... ein Abgrund trennt uns von euch, und das ist eine Art Leere des Grauens, es hat mit dem nackten Leben zu tun und wenig mit dem Abgrund zwischen Tätern und Opfern; es sei denn, dass alle, die es nicht wissen oder die weiter denken wie bisher, zu den Tätern gehören! Denn es hat sich, seit das geschehen ist, auf der Erde alles verändert!

Und er zitierte ein Gedicht seines Czernowitzer Landsmanns Paul Celan, leise zu sich selbst sprechend, ganz leise, denn es schienen jetzt die Toten, die Opfer, die Ermordeten zu sprechen, die Grenze zu uns Lebenden zu überschreiten, als wollten sie uns Hoffnung geben, uns trösten, da seither alles anders geworden war, es den alten Tod nicht mehr gab, wir ihn nicht mehr fürchten mussten, denn SIE waren ja da, leise, hoffnungsvoll, aber kaum hörbar: *Wenn Sinn sein soll im Tode der Millionen Opfer, muss die scbier aberwitzige Hoffnung eine Chance haben, dass eine Grenzöffnung zwischen Leben und Tod stattgefunden hat: «Ihr mahlt in den Mühlen des Todes das weisse Mehl der / Verheissung, / ihr setzt es vor unsern Brüdern und Schwestern – / wir schwenken das Weisshaar der Zeit ...» «... es komme, was niemals noch war! / Es komme ein Mensch aus dem Grabe.»*

In Adams winzigen Papier-Röllchen auf Deutsch, die aussehen wie Minipapyrusrollen, stand auch das, was sogar er vergessen hatte, ja, vergessen musste, um weiterleben zu können. Er holte diese Röllchen hervor, als wären sie die Zeugen, nicht er, und als beginne mit ihnen erst jenes ... ja, jenes ... Er nahm sie mit zögernder Hand aus dem uralten verschlissenen Schreibtisch, zaghaft, als wären sie etwas, das nicht in diesen Alltag, in diese Welt gehört, nicht wahrnehmbar, nicht sichtbar sein kann, als wären es Abschriften der verbrannten Thorarollen, so fasste er sie an ... diese vergilbten Papierröllchen ... auf seiner flachen Hand lagen sie ... und er beugte sich plötzlich über sie ... und roch daran ... Dann hielt er sie auch mir hin ... als wollte er mir etwas mitteilen, was anders unmöglich mitteilbar ist ... nein, sie rochen nicht nach altem Papier ... immer noch war Rauch, Asche, und der Geruch von verbrannter Haut in ihnen ...

Ich höre Adam reden, ich höre seine Telefonstimme, stundenlange Telefonate ... Ich höre seine Tonbandstimme. Und ich höre seine «wirkliche» lebendige, leicht nasale leise, bedächtige Stimme. Und immer sprach er ja Deutsch, deutsche Worte, Sätze. Einmal hatte ich ihn gefragt, wie er denn überhaupt noch Deutsch ertragen könnte

nach «all dem». Da war er richtig heftig geworden, rief; *Erst diese SS-Typen haben mich zum Juden machen wollen, das wusste ich vorher gar nicht, dass ich Jude bin, ich war doch Deutscher mit dieser Sprache, die ich schon als Kind lallte. Sie tröstete. Sie weinte dann dort in mir, meine Sprache. Ich hörte sie deutlich weinen, wenn diese Tiermensch-Typen, die zwar aus Deutschland kamen, aber kein richtiges Deutsch sprachen, «Deutsche» waren, doch oft nur falsche «deutsche» Sätze rausbrüllten, Anal-Phabeten, die auf Deutsch nur bellen konnten. Ich wehrte mich, ich war der Deutsche und sie die Tiere ... klar, und sie haben es nicht geschafft, mich zum Juden zu machen, ich bin Deutscher UND Jude, ein Geschenk, lachte er bitter auf, bleibe es mit all meinen Gefühlen, meiner Existenz, meinen Gedichten und Tagebüchern, diese Nichtdeutschen und Henker dürfen nicht noch nachträglich siegen, indem SIE ganz generell fürs «Deutsche» stehen ...*

Doch wo ist Adam? War es ein Traum, dass Adam da gewesen war? Nein, wir haben die gleiche Luft geatmet in Schässburg, in seiner Wohnung; wir haben nächtelang in dieser Kleinstadt-Ruhe miteinander gesprochen. Und die «Röllchen» waren da, ich konnte sie anfassen, sie schienen zu glühen, alles zu verbrennen, Feuer ohne Asche, ich konnte darin lesen; dort STEHT es, bleibt für immer, das erlebte Grauen, es lässt sich nicht wegwischen, es ist tief eingebrannt, nachdem wir es gelesen haben – mit Schaudern, und in keinem der Dokumente, in keinem der anderen Berichte greift es so nach uns, und wird zum Alptraum.

Tagelang hatte ich darin gelesen, dann immer wieder, ich setzte beim Lesen aus, machte Pausen, dachte zu träumen, und war dann nach vielen schlaflosen Nächten ein anderer geworden, der aber weiterschrieb, als käme jetzt erst jener, der das Wirkliche schreiben konnte, hinter einem dichten Nebel des Bewusstseins und des Sichvergessens zum Vorschein, endlich ganz hier, in deinem Leben, so SPÄT! Und ich hörte Adams mahnende Worte immer wieder: *Du*

musst etwas tun, du musst mithelfen ... Die Nachwelt muss es so genau wie nur möglich wissen.

Vielleicht ist das Grauen so hautnah da in diesen Aschen-«Röllchen», weil Adam es mitten im Grauen und im Erleben des Grauens, also in JENEM unerklärlichen Alptraumzustand in Auschwitz aufgeschrieben hatte, das Unfassbare DORT, das ganz unmittelbar in eines Juden deutsche Worte floss, so dröhnend verstärkt noch in *diesem* Echo. Die anderen Augenzeugen hatten es erst zwanzig Jahre später (oft stockend und weinend) im Prozess berichtet oder aufgeschrieben ... Und genau so haben es auch die Lehrerin Ella Salomon und ihre Mutter, die Kinderärztin Gisela Böhm, auch sie stammen aus Schässburg, schmerzlich empfunden:

Ella Salomon: «Da haben wir als Zeugen 1964 in Frankfurt während des Auschwitz-Prozesses mit einem Mikrophon in der Hand, mit Hilfe von Beruhigungsmitteln, vor einer grossen Zuhörerschaft, unter ihnen Soziologen, Jura- und andere Studenten, ausgesagt. So erhielten die dann von lebendigen Zeugen ihre «Vorlesung».

Es fiel uns sehr schwer, uns unter den Menschen im feindlichen Land zu bewegen. Jeder Stein hat uns zum Weinen gebracht, und jedes Wort hat uns verletzt. Wir waren schwer gebrannte Kinder.

Die Frauen der ehemaligen deutschen Widerstandsbewegung hatten unseren Empfang am Flughafen in Frankfurt vorbereitet. Gleich nach unserer Landung wurden wir herzlich umarmt. Es waren die Arme von Emmi Bonhoeffer ...

Damals im Gerichtssaal wurde ich über eine Stunde lang verhört; meine Mutter sogar zwei Stunden lang. Emmi und einige Marienschwestern waren anwesend. Für uns war es eine grosse Ermutigung, sie dort zu sehen, weil das Benehmen von Rechtsanwalt Laternser, der Capesius verteidigte, uns gegenüber sehr beleidigend war. Er hat uns mit irreführenden und verwirrenden Fragen überhäuft. Als er sich nach meiner eintätowierten Nummer erkundigte und ich diese nicht



Bild 1: Ella Salomon (l.), Gisela Böhm (r.). Vor dem Eingang zum Bürgerhaus Gallus in Frankfurt am Main, 16. oder 19.11.1964

mehr auswendig wusste, sah er mich mit spöttischem Ekel an. Am nächsten Tag berichtete die Frankfurter Allgemeine dann auch noch, ich sei theatralisch gewesen.»

Oder andere Zeugen im Saal während des Auschwitzprozesses: Die Zuhörer beim Auschwitzprozess sassen wie gelähmt da und blickten mit schreckensgeweiteten Augen auf die Frau im Zeugenstuhl. Soeben hatte sie noch mit beherrschter Stimme die Folterung von Häftlingen auf der berüchtigten Boger-Schaukel geschildert, nun fehlten ihr

plötzlich die Worte. Stockend berichtete sie, wie eines Tages auf einem Lastkraftwagen fünfzig Kinder im Alter von etwa fünf bis zehn Jahren ins Lager gebracht wurden. «Ich erinnere mich an ein vierjähriges Mädchen ...» Da erstickt ihre Stimme, die Schultern beginnen zu zucken, die Zeugin bricht in verzweifertes Weinen aus. Lähmendes Entsetzen macht sich breit...

Adam: Weisst du, obwohl ich auch als Zeuge vorgeladen worden war, konnte ich wegen einer schweren Krankheit und damals auch immer wieder auftretender Schwäche durch viele Spätfolgen nicht nach Frankfurt fahren; doch andere haben es für mich getan.

Ich sagte Adam, was mich bewegte, und fragte ihn, warum das Grauen beim Lesen seiner Aschen-Schrift mich so tief getroffen hatte, anders als bei anderen Berichten aus der Hölle.

Weisst du, es stimmt nicht ganz, sagte er, ich rede nicht vom Gefühlsabgrund, sondern von den unfassbaren Tatsachen, vor allem an den Gruben ... Säuglinge fliegen wie weisse Blumenkelche in hohem Bogen ins Feuer... als ich es jetzt las, was ich damals wirklich ERLEBT hatte, krampfte sich in mir alles zusammen und ich kam wieder in jenen Zustand, den ich Gottseidank vergessen hatte ... Doch es war so, genau so ... viele Leidensgefährten haben ebenfalls über das gleiche unglaublich grausame Geschehen berichtet, denk nur an Filip Müller, vor allem an Dov Paisikovic vom Sonderkommando, auch an Gideon Greifs Buch «Wir weinten tränenlos». Oder an das Buch des Assistenten von Mengele, Dr. Miklos Nyiszli. Und eines darfst du nicht vergessen, Mai und Juni 44, als unsere siebenbürgischen Landsleute in der Gaskammer erstickten, der furchtbarste Mai der ganzen Menschheitsgeschichte, als bis zu zwanzigtausend Menschen, nicht Soldaten, wie in grossen Schlachten, sondern monatelang und jeden Tag von morgens bis abends und nachts Mädchen, Frauen, Säuglinge, Kinder und Alte in den Kammern schreiend erstickten, war auch in Auschwitz, der absolute Höhepunkt!

In etwa 900 Tagen kamen über 600 Todeszüge mit über einer Million Juden und zirka 20.000 Sinti und Roma in Auschwitz an. Tag für Tag, Tag und Nacht waren die SS-Leute an der Massenvernichtung beteiligt. Die meisten Opfer gingen direkt ins Gas. Wenn die Türen 20 Minuten nach dem Einfüllen von Zyklon B geöffnet wurden, fanden die Häftlinge, die zu ihrer Räumung abkommandiert worden waren, bis zu 2.000 ineinander verkeilte nackte Leichen. Säuglinge, Kinder und Kranke, totgetreten auf dem Boden; dort breitete sich das Gas zuerst aus. Darüber lagen die Frauen, ganz oben die kräftigsten Männer. Um Geld zu sparen, wurde meist nicht genug Zyklon B ein-

geworfen, sodass die Tötung bis zu zwanzig Minuten dauern konnte und die schwächsten Opfer in ihrem Todeskampf unten blieben. Für 2.000 Menschen pro Kammer wurden 16 Büchsen à 500 Gramm benutzt, der Preis je Büchse betrug 5 Reichsmark.

Es war das letzte Aufbäumen der Jahrtausendehenker vor ihrem Ende und dauerte bis November 44. Die ungarischen und siebenbürgischen Juden lebten bis zum 19. März 1944 wie in einer geschützten Enklave. Bis zum März schützten die höheren ungarischen Offiziere ihre jüdischen Landsleute, sie beriefen sie etwa zum Arbeitseinsatz in der Armee ein, und auch Horthy schützte sie; es gab ja ungefähr 795.000 Juden in Ungarn und Siebenbürgen. Seit dem Wiener Schiedsspruch 1940, du weisst es ja, gehörte Nordsiebenbürgen mit zu Ungarn. Alle blieben bis zum 19. März völlig verschont. Doch Hitler hatte plötzlich kein Vertrauen mehr in Horthy, weil der mit den Alliierten zu verhandeln begonnen hatte! Am 19. März marschierten deutsche Truppen in Ungarn ein. Und Eichmann kam nach Budapest. Der beschloss sofort: In einer «Blitzaktion» sollten alle Juden Ungarns vernichtet werden.

Schon am 4. Mai 1944 fand in Wien eine Fahrplankonferenz statt. Die Fahrpläne für die Transportzüge ... wurden festgelegt. Und dann ging es Schlag auf Schlag. Du musst dir nur das «Kalendarium» von Auschwitz des Fritz-Bauer-Instituts in Frankfurt am Main mal ansehen.

Adam zeigte mir den ausgedruckten Text aus seinem reichen Archiv und las:

«Am 4. Mai 1944 fand in Wien eine Fahrplankonferenz über die Fahrpläne für die Transportzüge statt, mit denen die Juden aus Ungarn deportiert werden sollten. Aus der Karpatenregion (Zone I) sollten aus zehn Lagern ungefähr 200.000 Juden deportiert werden; in der Region Siebenbürgen (Zone II) befanden sich ungefähr 110.000 Juden. Es wurde festgelegt, dass aus diesen Regionen ab Mitte Mai täglich 4 Transporte mit jeweils 3.000 Juden abgehen sollten.

9. Mai 1944: Im Zuge der beschleunigten Vorbereitungen für den Beginn der Aktion zur Vernichtung der ungarischen Juden ordnete

Rudolf Höss als Standortältester des SS-Standorts Auschwitz an, die Ausladerampe und das in das KL Auschwitz II-Birkenau führende Eisenbahnebengleis sowie die drei Bahngleise an der Rampe innerhalb des Lagers Birkenau beschleunigt fertig zu stellen, die nicht verwendeten Leichenverbrennungsöfen im Krematorium V betriebsfähig zu machen, fünf Gruben (drei grosse und zwei kleinere) zur Verbrennung von Leichen auszuheben, den Bunker Nr. 2 wieder als Gaskammer herzurichten und bei diesem Bunker erneut Verbrennungsgruben auszuheben sowie als Auskleideräume vorgesehene Baracken aufzustellen. Höss versetzte ferner den Lagerführer des Nebenlagers Gleiwitz I, SS-Hauptscharführer Otto Moll, erneut nach Auschwitz, ernannte ihn zum Kommandoführer aller Krematorien und übertrug ihm die Verantwortung für die Verbrennung der Leichen der in den Gaskammern getöteten Menschen unter freiem Himmel. Höss ordnete an, das bei den Krematorien eingesetzte Sonderkommando und das beim Sortieren der geraubten Sachen eingesetzte Kommando ‚Kanada‘ durch die Zuweisung weiterer Häftlinge zu verstärken.

Alles wurde getarnt. Auch der Hof von Krematorium III wurde durch eine Sichtblende vor unbefugten Blicken abgeschirmt.

Auf dem Hof von Krematorium IV liess Moll darüber hinaus Tische und Bänke aufstellen, da er erkannte, dass es unmöglich war, die zum Tode bestimmten Menschenmassen immer alle gleichzeitig in die Gaskammern der Vernichtungsanlage zu pressen. Für die im Freien wartenden Opfer bildeten die Tische und Bänke eine zusätzliche Auskleidezone unter freiem Himmel, da auch der dafür vorgesehene Auskleideraum innerhalb des Krematoriums für die zahllosen zum Tode bestimmten Männer, Frauen und Kinder nicht ausreichte.»

In Capesius' Akten fand sich folgende Beschreibung des Vernichtungsprozesses: «Es war ein eingespielter Vernichtungsapparat. Die ‚Abwicklung‘ der Transporte wurde genau vorbereitet. Fernschrei-

ben und Funksprüche kündigten der Kommandantur des Lagers die Ankunft eines Transportes an, die ihrerseits Anweisungen an die Schutzhaftlagerführung, die Politische Abteilung, an die Dienststelle des SS-Standortarztes, die Fahrbereitschaft, den Wachsturmbann und die Abteilung Arbeitseinsatz gab. In jeder mit der ‚Abwicklung‘ eines Transportes befassten Abteilung gab es einen Dienstplan für den «Einsatz» bei «Sonderaktionen» auf der Rampe ...»

2

Ella Salomon: ««Alles begann für uns am 26. Mai 1944. Mit der Deportation. Fünfzig Kilo durfte man mitnehmen. In einem genähten Sack. Keine Koffer. Am 26. Mai sollte das Ghetto geräumt werden. Fünf Uhr früh. Alle nehmen Lebensmittel und das Kostbarste mit. Schmuck. Medikamente. Und Mama sogar ihre Arzttasche und Instrumente. Deportation. Endgültig. Klagelaute. Die Fensterläden überall geschlossen, die Strassen vollständig leer. Zu hören waren nur die Menschenmassen des Ghettos, das Klappern ihrer Schuhe auf dem Asphalt.

In einem stinkenden Viehwaggon, 80 Personen waren da reingepfercht worden, haben sich erschütternde Szenen abgespielt: Zwei junge Frauen wurden irrsinnig. Es gab weder Verpflegung noch Wasser, es wurde Urin getrunken. Andere Häftlinge rissen sich die Goldzähne aus, um dafür Wasser zu erhalten. Die Wachmannschaft, anfangs waren es Ungarn, nach dem Überschreiten der ungarischen Grenze kamen SS-Männer, nahm die Zähne an, brachte aber kein Wasser. Während des Transportes wurden uns auch noch die wenigen Habseligkeiten von den Bewachern weggenommen.

Vieh hätte unterwegs bestimmt Wasser erhalten; wir aber bekamen kein Wasser. Die riesigen Eisentüren des Waggonen waren immer verschlossen. Es blieb kaum eine Lücke von einigen Zentimetern übrig. Durch diese Lücke mussten 84 Menschen Luft bekommen!

Wir sahen den freien Himmel Gottes vier Tage und drei Nächte nicht. Dass wir unsere Notdurft nur drinnen verrichten durften,

machte die Lage unerträglich. Einige wurden verrückt. Neben mir lag eine Frau im mittleren Alter. Innerhalb einer Nacht wurden ihre Haare weiss.

Die Erinnerung an zwei Mädchen-Zwillinge lässt mich immer noch nicht los: Am zweiten Morgen unserer Fahrt im Viehwagen nahm ich sie auf den Arm und kletterte mit ihnen zu der schmalen Öffnung des Waggons, damit meine kleinen Reisegefährtinnen etwas Luft bekämen. Sie waren sechs Jahre alt, schön, gesund und sehr klug. Sie haben mich pausenlos mit ihren Fragen bombardiert. Fragen, auf die ich nicht antworten konnte. Sie waren die Töchter von Dr. Mauritius Berner. Ihren Vater traf ich später in Jerusalem. Aber die Mädchen sind in Rauch aufgegangen. Ihre Körperwärme auf meinem Schoss ... ich fühle sie noch heute.»

Dr. Mauritius Berner: «Aussen werden die Schlösser und kurzen Ketten abgenommen, und die Tür öffnet sich. Draussen bewegt sich eine grosse Menschenmenge vorwärts, auf dem gegenüberliegenden Gleis steht ein verlassener Güterzug parallel zu unserem, und dazwischen gehen wir. Vor den Waggons der neben uns stehenden Zuggarnitur sind riesige Mengen von Reisekoffern, Gepäckstücken zu Tausenden in unvorstellbarem Durcheinander, wir können nicht verstehen, was das bedeuten soll, wo sind wir, was ist geschehen, warum so ein Bild der Verwüstung?

Zwischen den zwei Gleispaaren nach vorne blickend, kaum einige hundert Meter weit, sehen wir zwei Fabrikschornsteine von ungewöhnlichem Format, mehrere Meter hohe Flammen schlagen hervor (Feuersäulen). Wir möchten uns orientieren, wir wollen wissen, wo wir uns befinden. Im ersten Augenblick haben wir die Empfindung, dass wir uns auf einer ausgebombten Station befinden, daraus lässt sich das vor dem Zug in solchen Mengen durcheinander geworfene Gepäck erklären. Von den hochschlagenden Feuersäulen (in der Morgendämmerung) glaubte ich, es könne sich um irgendein Bergwerk oder eine Eisenhütte handeln. Der Eingang zur Hölle von Dante

fiel mir ein. Scheinbar werden wir in einer Mine oder Eisenhütte arbeiten müssen, sagte ich meiner Frau, das macht aber nichts aus, fügte ich schnell hinzu, die Hauptsache, wir fünf bleiben zusammen, mag die Arbeit auch schwer sein, nur trennen soll man uns nicht. Wir haben aber keine Zeit für weitere Betrachtungen, blauweiss gestreifte, zebraähnliche Wesen treiben uns mit Stöcken schweigend nach vorne, wobei sie uns das Gepäck aus den Händen reissen. Wenn wir mit ihnen um den letzten Rest unseres Eigentums kämpfen, beruhigen sie uns, dass man alles vorläufig hier ablegen müsse, es werde uns später schon alles nachgeliefert. Wir versuchen noch weiter zu widerstehen und verteidigen unsere letzte Habe. Einige Schritte weiter tritt aber ein deutscher Soldat zu uns und erklärt, dass wir das Gepäck hier abgeben müssen. Wir fügen uns, legen die Gepäckstücke vor die Waggonen nieder, und ich sage wieder zu meiner Frau: Tut nichts, Hauptsache, dass wir fünf zusammen sind. In diesem Augenblick verstellt uns abermals ein deutscher Soldat den Weg: ‚Männer nach rechts, Frauen nach links‘, sagt er, und im Nu war ich von meiner Frau und meinen Kindern getrennt. Parallel, aber getrennt bewegen wir uns nach vorne. Die Menge drängt uns mit sich. Plötzlich fällt mir ein, dass sich die halbe Flasche Trinkwasser, die wir von gestern aufbewahrt haben, noch bei mir befindet. Ich dränge mich durch den uns trennenden Kordon und gebe das Wasser meiner Frau. Man drängt mich schon zurück, da schreit mir meine Frau noch nach: «Komm, mein Lieber, und küss uns!» Wieder laufe ich zu ihnen zurück, ich küsste noch meine Frau und die Kinder mit Tränen in den Augen und mit vor Schmerz zugeschnürter Kehle sah ich in die von Todesangst erfüllten und geweiteten, traurigen schönen Augen meiner Frau. Die Kinder sahen stumm zu, folgten ihrer Mutter. Sie konnten nicht begreifen, was hier vor sich ging, und liessen sich von der hinter ihnen nachströmenden Menge weiterdrängen. Ich war schon wieder nicht mehr mit ihnen, ein Soldat hatte mich auf die andere Seite des Kordons geschoben, und wir trennten uns, ohne

dass ich ihnen ein tröstendes Wort, einen ermutigenden Blick hätte nachschicken können. Noch eine Minute, und ich hatte sie aus den Augen verloren.

Auch mich drängt die sich bewegende Menge vorwärts, und wir gelangen auf einen breiteren Platz – wo die Aussicht nicht mehr durch die zwei parallel haltenden Züge eingeengt wird. Soldaten und die Gestreiften schicken uns hin und her, sie ordnen uns in Kolonnen.

Auf einmal höre ich: *Ärzte sammeln sich hier!* Ich gehe hin, wo auch die anderen, am Arm eine Rotkreuzbinde tragenden Kollegen stehen, die Menge bewegt sich neben uns träge voran – Männer auf der einen, Frauen auf der anderen Seite.

Inzwischen sehen wir, dass jeder vor einem hochgestaltigen behandschuhten deutschen Offizier vorbeigeht, der mit einem Zeichen seines Daumens die Menschen nach rechts oder nach links schickt und Familien, die zusammen gehen wollen, dadurch auseinander reisst. Man merkt auch von weitem, dass er ältere und schwächlich aussehende Personen sowie Mütter auf die eine Seite, jüngere und kräftigere Personen, Männer, aber auch Frauen, auf die andere Seite schickt. Personen, die sich weigern, sich von den alten Eltern zu trennen, werden mit lauten Worten beruhigt, dass die Trennung notwendig sei, weil man noch 10 km zu Fuss laufen müsse und die Alten, die Schwachen und die Kinder per Auto weiterbefördert würden. Am Ziel würden sich dann alle wieder finden.

Es gibt aber auch Lastwagen und einen Kleinwagen mit dem Zeichen des Roten Kreuzes neben den Gleisen, so sehen wir, dass wirklich Lastautos zur Verfügung stehen, um die Schwachen und Kranken abzutransportieren. Manchmal hören wir auch, wie der Offizier sagt, die Kranken würden in ein nahes Krankenhaus eingeliefert. Und beruhigt gehen die Menschen in der Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen nach rechts und links.

Auf einmal tritt der Offizier, der die Trennung nach rechts und links vornimmt, an unsere Gruppe heran. Er fragt den einen und den

anderen von uns sehr freundlich, wo wir unser Hochschulstudium absolviert hätten und ob keine Kranken oder Müden unter uns seien, da man bis zum Lager noch 10 km gehen müsse, und wer von den ‚Herren‘ will, sagt er, kann auf die andere Seite wechseln, von wo aus jeder per Auto weiterbefördert wird.

Sofort geht der bei uns stehende Apotheker Kóváry auf die andere Seite. Inzwischen erklären wir dem Offizier, dass wir in dem neben den Waggons stehenden Gepäck unsere Dokumente sowie unsere Ärzte-Diplome hätten. «Dürften wir nicht wenigstens unsere Diplome holen’. «Aber ja’, sagt der Offizier nach kurzer Überlegung: «Sie können die Diplome sicher noch brauchend Wir eilen zurück zu den Waggons und suchen eifrig nach unserem Gepäck. Ich finde auch meinen Koffer und nehme mein Diplom und andere Dokumente an mich. Dann gehe ich zurück zu meiner Gruppe. Da sehe ich auf einmal in einer Kolonne von Frauen, die gerade jetzt nach rechts und nach links gewiesen werden, meine Frau mit den Kindern. Ich laufe zum deutschen Offizier und bitte ihn, er möge mir erlauben, dass meine Frau und meine Kinder bei mir bleiben dürfen. Ich berufe mich darauf, dass auch ich Arzt bin (da wir Ärzte in einer separaten Gruppe aufgestellt sind, folgere ich, dass wir als Ärzte arbeiten werden) und dass ich drei Kinder habe, von denen zwei Zwillinge sind, die mehr Pflege bedürfen. «Zwillinge? Rufen Sie sie zurück’, sagt der Offizier. Ich laufe ihnen glücklich nach, rufe den Namen meiner Frau und die Namen meiner Kinder. Sie drehen sich um, und ich laufe ihnen nach und bringe sie zurück. Der Offizier nimmt uns mit zum selektierenden Arzt und meldet ihm, dass die beiden Kinder Zwillinge seien. Der zweite Offizier aber schaut sie gar nicht erst an; mit einer abwehrenden Handbewegung sagt er: «Später, jetzt habe ich keine Zeit.’

«Sie müssen halt wieder zurück zu ihrer Gruppe, von welcher ich sie herausgeholt habe’, sagt der Offizier. Und dann auf Ungarisch: «Weinen Sie nicht, ihre Frau und die Kinder gehen nur baden, in einer Stunde werden Sie sich wieder sehen.»‘



Bild 2: Rampe Auschwitz-Birkenau

Ella Salomon: «Wir waren 80 Menschen im Waggon auf dem Transport nach Auschwitz. Auf meinem Schoß hatte ich die Zwillingsskinder von Dr. Berner. Ich habe Kinder gern. Diesen Kindern habe ich Märchen erzählt, denn ich wollte ihnen die Reise erleichtern. Wir haben uns möglichst nahe einer Ritze an die Wand gesetzt, um etwas Luft zu bekommen.

Vorsitzender: Hatten Sie den Angeklagten Dr. Capesius vor Ihrer Deportation nach Auschwitz schon gekannt?

Salomon: Ja. Er kam zu meinem Vater ins Ordinationszimmer, mein Vater rief mich und sagte: „Der Apothekeronkel will Dir etwas schenken? Er hat mir Löschpapier geschenkt. Ich war damals 12 oder 13 Jahre alt. Capesius war lieb zu mir. Dann habe ich ihn in Auschwitz wieder gesehen. Vorher sah ich ihn auch noch in Schässburg in der Schwimmschule. Ich habe zu Hause ein Foto, auf dem er mit uns abgebildet ist.

Vorsitzender: Wissen Sie, was aus den Zwillingsskindern von Dr. Berner geworden ist?



Bild 3: Victor Capesius (1.v.l.), Ella Salomon (2.v.l.). Privatfoto aus dem Besitz von Gisela Böhm. Das Foto zeigt Victor Capesius gemeinsam mit der Tochter von Gisela Böhm, Ella Salomon, in der Schwimmschule von Schässburg 1928-1929.

Salomon: Ich habe wie nie mehr wieder gesehen. Dr. Berner traf ich im Männerlager Birkenau. Er sagte mir, dass er seine Kinder und seine Frau nie mehr wieder gesehen habe.

Bei der Ankunft in Auschwitz wurde der Transport von einer Kommission gemustert. Dabei wurden die Häftlinge gefragt, ob sie gehen können oder nicht, da sie sonst fahren könnten. Da ich müde war, wollte ich fahren und hatte deshalb mit meiner Mutter eine laute Auseinandersetzung auf Ungarisch, da sie der Meinung war, dass ich unbedingt gehen müsse. Von der Kommission kannte ich Dr. Capesius, den Apotheker aus Schässburg, und war so überrascht, ihn hier zu treffen.»

3

GÖPPINGEN. Schöne Gegend. In der Ferne der Dreikaiserberg. Wie viele Landsleute, war Capesius 1945 nicht mehr nach Siebenbürgen zurückgekehrt. Ein Klausenburger Gericht hatte ihn zum Tode verurteilt. Hatte er Heimweh? Ja, er hatte Heimweh. Ich war bei Capesius zu Hause gewesen, beim «Vik», wie ihn meine Mutter nannte, in Göppingen war ich zu Besuch gewesen. Und er war froh, einen Landsmann getroffen zu haben. Nur unter Lebensgefahr hätte er ja wieder nach Hause zurückkehren können.

Capesius ist der frühere «Tanzstundenherr» meiner Mutter aus der Gymnasiastenzeit in Schässburg; der massige SS-Apotheker also, der Mann von der Rampe, so erschreckend nah? Er und seine Frau begrüßten mich als Landsmann fast gerührt, als Sohn ihrer Freundin aus ihrem Heimatfreundeskreis, der nun vor ihnen stand. Mir aber lief es kalt über den Rücken, und ich musste das Zittern meiner Hände verbergen, die sie gedrückt hatten. Ich bin damals mehrere Tage bei ihnen gewesen, das letzte Mal kurz vor seinem Tod in den achtziger Jahren.

In Deutschland war er mit dem Leben davongekommen, im Auschwitzprozess wurde er zu nur neun Jahren Zuchthaus verurteilt, er hat sie abgesehen. Jetzt war er frei, aber er ist von allem, was er mitgemacht hat, gezeichnet.

CAPESIUS: «Ja, wenn man das Elend sieht, ist es so deprimierend und es kommt einem zum Kotzen. Ein Erbrechen ist unbedingt da. In der ersten Zeit. Man gewöhnt sich dran.»

Capesius sagte es in Göppingen auf dem Weg von der Marktapotheke zur eigenen Wohnung. Und Fritzi, seine Frau, die neben ihm herging, klein, zart, mit einer randlosen Brille und klugen Augen, korrigierte ihn im Wiener Dialekt sanft, wenn er wieder einen Gedächtnisausfall hatte, anfang zu stottern, der alte massige Mann, der schon im Frankfurter Römersaal nervös und zerfahren war, wenn er aussagen sollte, keine zusammenhängende Darstellung geben konn-

te, einen schlechten Eindruck auf das Gericht machte, oft geistesabwesend und etwas dümmlich lächelte.

Mai 1965. Dr. Victor CAPESIUS: «Herr Vorsitzender, am letzten Montag war ich in einem starken Spannungsverhältnis, weil ich von der Frühe an damit gerechnet habe, zur Sache gehört zu werden, was sich dann bis nachmittags hinausgezogen hat. Dadurch war ich nachher verwirrt und habe von vorneherein unbewusst, wie sie mir vorgeworfen haben, gelächelt. Es war mir sicher nicht zum Lächeln und ist damit zu erklären, dass ich seit über vier Jahren in Einzelhaft sitze. Dadurch schon und durch eine Menschenansammlung wie hier und das viele elektrische Licht war ich verwirrt, und deshalb gab ich meist unkonzentrierte Antworten.»

Die dunkle Brille, der feierliche dunkle Anzug konnten ihm keinen Halt geben. So etwas wie ein innerer Nebel, als hätte er andauernd Stirnhöhlenkatarrh, drückte ihn nieder. Er war einfach nicht da, wusste auch nicht, wie er sich dazu bringen sollte, schärfer und genauer zu denken. Ich habe einen Augenblick Mitleid mit ihm, mit dieser quälenden Hilflosigkeit und Schwerfälligkeit, mit diesem unsicheren Hinterwäldler. Die beiden Alten sehen mich als einen der «ihren», als einen Landsmann an und sind gerührt. Und die Frau Doktor, sie haben sich ja während des Studiums in Wien kennengelernt, sieht mich forschend durch ihre scharfe Brille an, genau wie früher, als ich in die Apotheke kam; Vater kaufte Hustensirup für mich ein. Die Frau Doktor war eine Respektsperson, und sie «ratschte» wie eine Reichsdeutsche, so dass man zu ihr bewundernd aufsah, sie kam ja «von oben». Aber sie hatte ihr ganzes Leben in Siebenbürgen verbracht, hatte in Göppingen Heimweh nach Schässburg. Die beiden Alten verwechselten die Städte, sprachen von «Hermannstadt», wenn sie Stuttgart meinten, wohin sie oft zu Konzerten oder zu Vorträgen ins «Haus der Heimat» fuhren, und von Kronstadt, wenn sie München meinten.

CAPESIUS: «... Die meisten sind ja nach dem Krieg abgeurteilt worden ...»

«Also auch gehenkt oder ...»

CAPESIUS: «Ja, gleich nach dem Krieg. Auch der Dr. Klein Fritz.»

«Woher stammt der?»

CAPESIUS: «Kronstadt ... Zeiden. Und der Klein Fritz war in Auschwitz. Und war Untersturmführer. Er war damals schon gut 55 Jahre alt. Er hätte nicht mehr einrücken müssen. Aber er ist eingedrückt.

Und der Klein Fritz hat als Untergebener vom Mengele Dienst gemacht in Birkenau und ist bei Selektionen und so immer hinter dem Mengele herspaziert und hat mitgemacht und so weiter, teils selbst gemacht, teils hat der Mengele gemacht. Und da kommt der eine Arzt aus Târgu Mureş mit seinen Zwillingen. Und der Klein hört wie der sagt, es seien Zwillinge, die bringt man dort gerade fort, und der Klein sagt: Zwillinge? Wo sind die? Und dann ist er gleich gesprungen zum Hauptsturmführer Mengele, der zwei Grad höher war...»

«Den kennt jeder, der ist sehr bekannt geworden.»

CAPESIUS: «Naja, weil sich alles um dies gedreht hat in Auschwitz. Denn die Amerikaner haben die Studien, Erbforschung ... Zwillingenforschung und Erbforschung ...»

FRAU FRITZI CAPESIUS: «Eineiige Zwillinge, das war sein Spezialgebiet.»

CAPESIUS: «Und das haben die Amerikaner von den Polen für viel Geld gekauft, weil das eine sehr wichtige Sache war, da man ja nirgends so ungeniert forschen konnte als dort ...»

FRAU FRITZI CAPESIUS: «Furchtbar ...»

CAPESIUS: «Na sicher. (Pause). Und der Mengele hat abgewunken, weil es nicht eineiige waren. Und dann kommt der Klein zurück und klopf dem Mann auf die Schulter und sagt: Na, lassen Sie, in einer Stunde treffen Sie sich ja wieder...»

Er trank auch, der Fritz Klein. Stark. War meist alkoholisiert. Und es heisst, dass er ähnlich wie Dr. Rohde eben die Lagerrealitäten nicht ertragen hat. Doch hielt ich mich auf Distanz.»

Man muss sich Capesius in der Uniform eines SS-Sturmbannführers vorstellen, er sah Dr. Mengele mehrmals in der Woche auf der Rampe neben dem siebenbürgischen Landarzt Dr. Fritz Klein stehen. Er beschrieb den SS-Arzt und Massenmörder auf seine bürokratisch-pingelige Weise so:

CAPESIUS: «Mengele war 174 cm gross, hatte eine kurze gerade Nase, Sommersprossen und einen stechenden Blick. Die Augen dunkelbraun, der Haarscheitel links. Mengele hatte eine mittlere Statur, drahtig, sportlich, und erinnerte wohl an seine Zigeunervorfahren, aus der Zeit wahrscheinlich, als die Mengelewerke noch eine Schmiede waren. Mengele war ein Gerechtigkeitsfanatiker und sehr impulsiv.»

Das klingt so schön klar. Freilich gehört dazu, was am meisten bei Capesius irritiert, die weichgepresste und doch lockere Sprechstimme mit dem siebenbürgischen Akzent; ich bin überzeugt, er hat, wie es bei psychotisch veränderten Kranken der Fall ist, eine befehlsgewohnte Stimmveränderung im Lager und dann wie einen tiefen Sturz in der Haft eine Persönlichkeitsveränderung zum vernebelten Weichkopf eines Jammerlappens erlitten. Als meine Mutter seine Stimme vom Band hörte, sagte sie betroffen: «Ja, der Vik, ist doch ein studierter Mann, hör nur, wie der jetzt redet; er muss einen Knacks haben.»

Beim Schreiben war er weniger analphabetisch, auch wenn er viele Fehler machte. Dafür ist die Schrift, wie das bei uns hiess, «knutzlig», winzig, und würde einem Graphologen so manches an seelischer Magerkeit und Unreife verraten; aber er konnte pingelig genau vor allem Äusserlichkeiten, Sichtbares und am besten Zahlen, Namen, Titel, Orte, Körpermasse etc. wiedergeben, wie ein kalter Bürokrat und Personalchef eben, er beschrieb Mengele in seinen Gefängnisaufzeichnungen so: «Dr. Dr. Joseph Mengele, Dr. phil. und Dr. med., auch ‚Pepo‘ genannt (geboren in Günzburg an der Donau am 16. März 1911) war «Erster Lagerarzt‘ in Birkenau». Er fuhr einen Opel ... Schon sein Vater besass in Günzburg die Mengelewerke, die landwirtschaftliche Wagen, ähnlich Unimog, herstellt. Mengele

war seit 1.12.42 in Auschwitz, seit 1.5.43 in Birkenau BIIIf. Seine ‚Lager-Arbeit‘ wurde besonders durch die Tätigkeit des Grosswardeiner jüdischen Arztes Dr. Nyiszli Nikolaus (Mikios) im Krematorium Birkenau I unterstützt, und durch dessen Publikation, zuerst in Paris und 15.1.1961 in der *Quick* in elf Fortsetzungen (bis 26.3.61), bekannt, wobei neben vielem Wahrem auch Dichtung und Übertreibung bei Nyiszli veröffentlicht wird.»

4

Paul Pajor: «Es war ein Sonntag. Zuerst wurde der Befehl gegeben: Trauen und Kinder nach vorne, Männer nach hinten? Jeder wollte bei seiner Familie bleiben. Häftlinge in gestreiften Zebraanzügen waren da, und ich hörte, wie einer jemandem zuflüsterte: ‚Kleine Kinder zu alten Frauen geben, junge Frauen allein bleibend Wir Männer traten fünf in einer Reihe an. Als ich nach vorne kam, sah ich einen Offizier, der nach rechts und links zeigte. Vor mir in der Reihe stand ein alter Mann. Als ich näher kam, erkannte ich den Offizier sofort. Es war für mich ganz unglaublich, dass er es war, aber da sprach er mich schon ungarisch an: ‚Sind Sie nicht Apotheker?‘ Ich antwortete: Ja-wohl, ich bin Apotheker? Er fragte weiter: ‚Haben Sie nicht in Oradea eine Apotheke?‘ Als ich auch das bejahte, machte er mit dem Kopf eine Bewegung und sagte, ich solle nach rechts gehen. Wie zu sich selbst sagte er noch etwas, was so klang wie ‚ja, an der Ecke‘. Dann habe ich diesen Mann nicht mehr gesehen. Dieser Offizier war Dr. Victor Capesius. Ich habe ihn vor dem Jahr 1940 kennengelernt. Damals war er der erste Propagandist der Firma Bayer und ist immer zu uns gekommen. Mehrmals kam er in meine Apotheke, war immer sehr freundlich, hat sich mit mir unterhalten, während sein Chauffeur die Auslage mit Bayer-Präparaten arrangiert hat. Er sagte dann auch manchmal: ‚Ich lasse Ihnen Packpapier von Bayer da, damit Sie nicht für solche Sachen Geld ausgeben müssen«, und so weiter. Als er

mich an der Rampe angesprochen hatte, wusste ich ganz sicher, dass er es war.»

Magda Szabo: «Ich hatte das kleine Kind meiner Schwägerin mit mir. Ein Häftling fragte mich, ob das mein Kind sei. Ich verneinte. Da sagte er: ‚Gib es her!‘ Das habe ich getan. Dann hat ein SS-Offizier zu uns gesprochen. Er sprach ungarisch und so schön. Er sagte, das Lager sei noch weit, und wer krank sei oder sich schwach fühle, der solle sich melden und mit dem Auto hingeführt werden. Später, als wir ins Lager gebracht wurden, sind wir aber nur ein paar Minuten gegangen. Der Offizier war Dr. Victor Capesius. Damals kannte ich ihn noch nicht, aber er ist dem Typ nach leicht zu erkennen, er hat ein rotes Gesicht und schaut nicht deutsch aus. Als ich hörte, dass er zu uns ungarisch sprach, das hat mich so froh gemacht.

Richter Hotz: Sie haben das Gesicht des Offiziers beschrieben. Hatte er auch einen Spitznamen?

Szabo: Wir nannten ihn Mopsel!»

Marianne Adam: «An der Spitze der selektierenden Gruppe stand diesmal ein behäbiger SS-Offizier, sein Gesicht war von der Hitze gerötet. Er lockte die Mädchen in gepflegtem Ungarisch auf die linke Seite: Ihr seid doch müde, ihr habt viel gearbeitet. Bei uns werdet ihr euch erholen. Hier ist ein Schonlager. Sehr viele wussten damals immer noch nicht, was Auschwitz bedeutet: Dass jedes Wort eine Lüge war. Sie glaubten, was der heitere, rotbäckige Offizier sagte; in Fünferreihen traten sie hinaus, um auf die andere Seite ins Gas zu gehen. Er wies auch mich auf die andere Seite. Doch ich hatte Glück: Ich stellte mich, als ob ich ihn nicht gehört hätte und lief meinen anderen Gefährtinnen nach – ins Leben! Der Offizier bestand nicht darauf, dass ich auf die andere Seite kam, weil er in dem Augenblick mit den Todgeweihten beschäftigt war. So blieb ich am Leben.»



Bild 4: Victor Capesius, Frankfurt am Main, 1960

5

Adam Salmens Tagebuch: Es dringt durch alle Poren. Tag und Nacht das Rollen, Rattern, Pfeifen. Aus den Waggonen quellen die Menschen, Körper an Körper ... Der junge Tadeusz Borowski aus Schitomir und Warschau gehört wie ich zum Kommando des Effektenlagers «Kanada». An diesem Morgen um vier Uhr früh hiess es: «Kanada antreten! Schnell! Ein Transport» ... Marsch durch das Tor in Fünferreihen. Hände an die Hosennaht. «Mützen ab!» Der verschlafene SS-Mann mit seiner Tafel zählt die Leute ab: 100. Alle paar Meter ein SS-Posten mit Maschinenpistole. Grau, keine Menschen, erstarrte Masken. Marsch am Lager 11 B vorbei. Am leeren Abschnitt C. Tschechisches Lager. Quarantäne, vom Grau zum Grün: Apfelbäume, Birnbäume, Krankenrevier, Postenkette, im Laufschrift die Landstrasse. Unter Bäumen die Rampe. Birkenau. Bahnhof. Materialberge, Schienenberge, Zementsäcke zum Bauen. Lastwagen. Und bald lebendes «Menschenmaterial», Menschen aus Fleisch und Blut, Kinder, Schreie, Erinnerungen, Gefühle. Nichts, denke ich: Nur noch das Körpermaterial zählt, fort wie Abfall. Akreolin. Ringsum SS-Wachen, eine Postenkette umstellt die Rampe, Schweiss auf der Stirn, Feldflaschen, «Kamrad trink!». Einer der SS-Posten sagt: «Kamrad, host tea en Schluck. Et äs hiess hegt». Im Schatten der Böschung die

«Kanadier». Dort: Vorarbeiter auf der Rampe, sie teilen Leute ein, Gruppen werden gebildet, eine zum Waggon Öffnen, eine zum Ausladen und die dritte mit der fahrbaren Holzterrasse. Brummen von Motorrädern, fette SS-Unteroffiziere, in der Sonne silberne Abzeichen, blanke Stiefel, vom Alkohol rote pausbäckige Gesichter, einige der SS-Chargen mit Aktentaschen, andere mit dünnen biegsamen Gerten, die, wie einer höhnisch lachend sagt: «Flaisch, Flaisch» verlangen. Schöne Holzbaracke für die Diensthabenden, die «Studentenquelle» dort, Mineralwasser oder Glühwein im Winter. Hitlergruss, dann Händeschütteln, Briefe zeigen, Fotos, erzählen, Braut oder Frau und Kinder haben sie fast alle. Lassen es pfeifen, probeweise die Gerten durch die Luft. Kies knirscht wie zu Hause.

Die zum Rampendienst eingeteilten SS-Führer, SS-Untersführer und SS-Männer haben festgelegte Aufgaben: Sie beaufsichtigen die Selektionen auf der Rampe, nehmen von Transportführern die Transportpapiere entgegen, teilen die Deportierten in Männer, Frauen und «Arbeitsunfähige» (Alte, Kranke, Kinder) ein, formieren die verschreckten, orientierungslosen Menschen in Fünferreihen und selektieren sie, bestätigen die Übernahme des Todeszuges unter Angabe der «Transportstärke» ...

Ich sehe die blassen Gesichter hinter den kleinen mit Stacheldraht doppelt «gesicherten» Gitter-Fenstern des Viehwaggons, übernächtigte, zerzauste, erschrockene Frauen, Männer, wie ein Wunder: Sie haben noch Haare. Und ich höre, wie es im Waggon zu kochen scheint, hohle Schläge gegen die Wände und Schreie «Wasser, Luft!». Offne Münder, dunkle Löcher, röcheln, schnappen nach Luft wie beim Ertrinken. Dazu das angewiderte Gesicht des riesigen SS-Unteroffiziers, Lagerführer wohl, noch ein Zug aus der Zigarette, wirft sie weg, winkt einem Posten, der legt mit der MP eine Serie, kurz knatternd über die Reihe der Waggons. Totenstille.

6

Roland Albert: «Ja, Pfingsten. Nicht wahr. Hörte ich interessanterweise vom spitzen Turm der nahen Dorfkirche ein verspätetes Angelus-Läuten? Ich sah ja die Zugankunft. Vom Wachturm aus, wo ich eine dienstliche Kontrolle durchführen musste, konnte ich auch die beiden vertrauten Landsleute, unseren Schässburger Apotheker Dr. Capesius und den Zeidener Arzt Dr. Fritz Klein, bei der Selektion beobachten. Und nachher musste ich ja auch zur Rampe. Ich tat es nicht gern. Musste es aber tun. Befehl ist Befehl. Und musste auch zusehen, wie ein Kahlgeschorener in den Stacheldraht rannte. Sonst flüchtete ich mich in ein Buch, meist Hölderlin ... Bevor ich befördert wurde und solange ich einfacher Soldat war, musste ich ja oft Wache schieben. Da hab ich ständig Wachvergehen begangen. Oft stieg aus der Küchenbaracke dünner, blauer Rauch auf, und aus dem Krematorium dicker, schwarzer Qualm; dichte, heftige Schwaden. Es wurden also nicht ausgedörrte, fettlose Muselmänner, sondern neue Zugänge verbrannt. Der Wind drückte den Qualm auf das Lager, und die Schwaden strichen niedrig über die Baracken. Sie rochen fett und süsslich und reizten zum Erbrechen. Nein, ich kann es nicht vergessen. Auch heute noch spüre ich diesen Geschmack im Mund. Ich sah, wenn ich auf dem grossen Wachturm Dienst tat, hinab auf die zwei Doppelgleise mit Weiche, in der Mitte diese lange Rampe. Alle Züge fuhren rückwärts langsam wie kriechend ein. Aus der Kurve Güterwagen, ein Eisenbahner am Schlusslicht wedelte immer weit herausgebeugt mit den Armen.»

Roland konnte an diesem Tag nicht alles sehen. Auch die vierundzwanzigjährige Ella Böhm, die nach ihrer Heirat Salomon hiess, sah er nicht, die halb bewusstlos vor Durst und Atemnot ihre Mutter stützte: «Aber ich hörte es pfeifen wie zu Hause in Schässburg, wie die Wusch, die Kleinbahn nach Hermannstadt: lang gezogenes durchdringendes Pfeifen der Lokomotive, dicke Dampf Wolken ... wie im Traum ...»

*Adam: Es war der 29. Mai 1944. Sechs Uhr früh. Pfingsten, das liebe-
liche Fest. Es werden Lastwagen bei den geschlossenen Türen abge-
stellt. Und wir hören, wie ein SS-Unterrührer brüllt: «Wer Gold
nimmt, wird erschossen!» Und ich denke, Gold? Sie haben ihre ganze
Habe mitgebracht, müssen sie deshalb sterben? Hier ist alles offen
und nackt. Überfluss jetzt wieder im Lager. Reicher die Küche, Sup-
pen, Brotsuppen, Fettaguen, Gänseschmalz, Konserven, Obst, Slibo-
witz, Gold, Gold, Schmuck ...*

*Ich stehe neben Borowski, wir hören die Riegel knarren. Offne
Waggons. Ich sehe, wie die frische Luft da eindringt, die Menschen
fast unwirft. Atemnot.*

*Sie japsen nach Luft. Menschen zwischen Koffern, Paketen, Ran-
zen, Bündeln, Rucksäcken, Taschen, sie dazwischen. Ihr Leben, sie
hofften, es mitzubringen, so hatte man ihnen gesagt, ein «neues Le-
ben», das in einem Lagerbetto mit Leidensgenossen aufzubauen sei.
Bücher, Akten, Schmuck. Die Ärzte hatten alle ihre Instrumente mit-
gebracht. Unmengen von Medikamenten. Sie müssen alles neben den
Waggons auf einen Haufen legen. Vorsichtig legen, nicht werfen.
Eine Frau bückt sich noch einmal nach ihrer Tasche. Da pfeift die
dünne Rute des SS-Mannes, peitscht über ihr Gesicht, ein dicker
Striemen, Blut. Mit einem Aufschrei fällt sie zu Boden. Ein kleines
zerzaustes Mädchen weint und schreit «Mamele, Mamele, Mamele!».
**Handtaschen, aus denen Banknoten, Gold, Uhren, Schmuck her-
vorquellen.** Marmeladegläser, eingemachtes Obst, Wurst, Sieben-
bürgische Salami. Zucker verstreut wie Schnee. Darüber trampelt die
bunte Menge. Mit Peitschenworten: Schnell, schnell! zur Eile ange-
trieben; Frauen schreien, Kinder weinen, und überall das Sausen der
Peitschen und das Brüllen der SS. Vorbei an den selektierenden Ärz-
ten. Heute konnte man auch die massige Gestalt des Schässburger
Apothekers Capesius dort sehen. Die Menschen gehen langsam und
im Gänsemarsch an ihm vorbei, eine Handbewegung links, rechts.
Die links stehen, werden mit Lastwagen abgeholt. Die Alten, Schwa-
chen, Kranken, die Kinder, die schreienden, weinenden Babys; pau-*

senlos fahren Lastwagen, **ein Rotkreuzwagen** (wie beruhigend, also wird man versorgt!) hinter ihnen her, immer wieder leuchtet das Rotkreuz-Zeichen, das sonst rettende auf, das sieht auch Tadeusz, das sehe ich, und wir denken beide das gleiche, sprechen auch darüber, das beruhigt die Leute etwas, dabei **enthält er das tödliche Zyklon fürs Gas**. Und wir müssen selbst die Menschen schubsen, alle vom Kanadakommando trennen die Todgeweihten von den zur Arbeit Ausgewählten, sechzig «Stück»pro LKW, bei sechzehn Wagen ist das Tausend voll. Ein junger glattrasierter SS-Mann mit Notizbuch macht bei jedem Lastwagen einen Strich. «Los. Bewegung. Bewegung». Deutsch ist die Hasssprache hier. Deutsch, die Henkersprache, jedes «Und», jedes «Oder» tut weh wie Peitschenhiebe. Befehle auf Deutsch wie Schüsse, die töten!¹

INNSBRUCK, Mai 1978. Wir stehen am Auto im Regen. Regentropfen auf Rolands Glatze. Als wir drinnen im Wohnzimmer sind, zeigt er auf die Bücher, wo Hitler fehlt, aber er sagt: «Ich war der erste, der in Schässburg ‚Mein Kampf gelesen hat. In der Bibliothek in Innsbruck aber viel Mathematisches und Biologie, und dann ‚die Klassiken«. In erster Reihe beschäftigt ihn die Lyrik, sagt er, vor allem der «göttliche Hölderlin». Und er redete und redete. «Meine Mutter, deine Tante Cäcilie, feuerte mit ihrem Mundwerk wie mit einem Maschinengewehr», sagte er lachend. Rolands Lachen erhebt sich über die ärmliche Wohnung wie ein bunter Vogel.

Albert: «Also ich muss sagen, ich war gerne Soldat. Und ich wäre Soldat geblieben, wenn wir den Krieg gewonnen hätten.» «Wieso eigentlich Soldat?» «Unter anderem, ist Soldat ein Beruf, bei dem man die meiste Freizeit hat. Das hat mich gereizt.» «Da konntest du Gedichte lesen, deinen poetischen Neigungen nachgehen ...» «Ja, ich habe doch auch Posten geschoben und ständig den Rucksack voller Gedichte gehabt. Nicht wahr. Ich habe ständig Wachvergehen begangen.» «Auch in Auschwitz?» «Ja.» Und er lacht mit Kastratenstimme

¹ Vgl. auch Kielar und Bobrowski.

los: «Da war ich auch zwei Jahre nur gewöhnlicher Soldat.» «Aber du warst doch dort Offizier.» «Na ja, nachher erst, nachher erst, ab 43.» «Da warst du Unteroffizier bis 43?» «War ich nicht. Ich bin einer der Wenigen, die direkt aus dem Mannschaftsstand Offizier wurden.» Und wieder lacht er, seltsam feminin, und in trocken säuselnden Koloraturen los: Etwas Nervöses, Hysterisches durchbricht das Ölige in seinem Ton, wie ein Koboldkichern, spitz. Roh. Unbedacht. Naiv.

«Bis Mai 1943, als ich noch Sturmmann war, im Mai wurde ich zum Offizier befördert, musste ich Wachdienst schieben, da sah ich, sah hinab auf dieses Menschengewusel. Und sah dann oft schnell in ein Buch. Zeilen wie Schutzwände. Dachte an die Religionsstunde. Die Religionsstunde, die ich morgens in der deutschen Schule zu halten hatte. Ein Tag Schule. Ein Tag Wachdienst. Interessanterweise. Dort war Babel, auch ein Esperanto der Häftlinge, vierzig Sprachen? Verhunztes Deutsch. Machten uns klein. Versuch, sich zu wehren ... ich war für sie der *esesmani* aus der *blockführer-szuba* unter dem Turm, so sagten sie.»

Adam: Sie treiben sie zu den Duschräumen. Ich sehe lohende Flammen in einem langen Graben, höre Kreischen, Kinderweinen, Hundegebell, Revolverschüsse ...

Roland: «Eigenartig. Ich dachte auf dem Turm oft über Religion nach: Welcher Psalm wird morgen durchgenommen?

Deutsches Christentum? Schockwellengleich pflanzt sich der Schrecken der Nacht ins Herz. Wie konnte ich den Kindern sagen, dass es weder Gott noch Erlösung gibt?

Doch was red ich da, ich dachte und denke ja auch heute noch so. Und der andere hatte es sicher ganz genau bemerkt, dass ich den Kopf weggedreht hab, das da unten nicht sehen wollte, nicht aufpasste ... Doch ich hab alles gesehen, ich musste ja alles sehen ... Und ich dachte dann an etwas anderes ... etwa, dass ich in der Schule dies

oder das durchnehmen, den Kindern vortragen werde, oh, es waren liebe, gehorsame Kinder in der Auschwitzer deutschen Schule. Und dann werde ich vom Führer sprechen, den Gott gesandt hat, dachte ich damals, um mich zu beruhigen. Gott hatte uns ja alle Verantwortung abgenommen in diesem Jahrtausendebruch und Himmelssturz, den wir dort erlebten ... eine grosse, aber eine furchtbare Zeit.»

7

Adam Salmen: Tadeusz, mein «Kanada»-Gefährte, mit dem ich in jenen Tagen auf der Rampe arbeiten musste, bat das ganz anders im Sinn. Er bat nach der Befreiung, erst neunundzwanzigjährig, Selbstmord begangen, draussen konnte er es nicht aushalten; die Erinnerung hat ihn getötet.

Tadeuz Borowski: «Ich wollte davonlaufen, aber die Toten lagen überall. Aufgereiht auf dem Schotter, auf dem zementierten Rand des Bahnsteigs, in den Waggons. Kinder, hässliche nackte Weiber, konvulsiv verdrehte Männerleiber. Ich lief, so weit ich konnte. Jemand schlug mit der Gerte auf mich ein. Aus dem Augenwinkel erspähte ich den wütend schreienden SS-Mann, ich riss mich los und tauchte zwischen den fetten ‚Kanadiern‘ unter.

Endlich kann ich wieder die Böschung hinunterkriechen. Die Sonne hat sich tief über den Horizont geneigt, ihr blutrotes sinkendes Licht überflutet die Rampe. Die Schatten der Bäume sind länger geworden, das Geschrei der Menschen hallt immer lauter und immer eindringlicher in den abendlich ruhigen Himmel. Sanfte Stille senkt sich langsam über die Natur.

Erst hier, unterhalb der Schienen, kann man die Hölle des Gewimmels oben an der Rampe ganz ermessen. Zwei Menschen sind zu Boden gefallen, ineinander verkrampft in einer letzten, verzweifelten Umarmung. Er vergrub seine Finger in ihren Körper, seine Zähne zerreissen ihr Kleid. Sie stöhnt auf, stösst kurze, hysterische Schreie

aus; erst als sie ein mit Nägeln beschlagener Stiefel trifft, wird sie still. Wie ein Stück Holz reisst man die beiden auseinander und treibt sie wie Schlachtvieh auf den Wagen.

Vier Häftlinge heben die aufgedunsene Leiche einer riesigen Frau. Alle vier schwitzen unter der schweren Last, sie fluchen und treten nach den Kindern, die ihnen im Weg sind. Kinder sind überall, sie laufen herum wie verirrte Hunde von einem Ende der Rampe zum andern, suchen und wimmern, weinen und schreien. Die Männer fangen sie ein, schnappen sie, wo sie sie gerade erwischen, am Kopf, am Hals, an den Händen, und werfen sie auf die Lastwagen. Die vier Kanadier schaffen die Frauenleiche nicht. Sie rufen Verstärkung herbei, endlich kann die schwere Leiche auf das Lastauto geworfen werden zu den noch Lebenden und den Toten, die gemeinsam in die Öfen kommen, auch die Kinder, die weiter schreien und weinen.»

Adam: Das eigentliche Höllengeschehen ging erst nachträglich los, erst als dann die Waggons mit den Toten, Sterbenden, den Krüppeln und Kranken, die nicht mehr gehen konnten, nicht einmal mehr selektiert wurden, geleert wurden. Und das mussten die «Kanadier» tun. Ein einbeiniges Mädchen wird von zwei Häftlingen vorbeigetragen, die Männer halten das Kind an den beiden Händen und an dem einen Bein. Tränen fließen über das Kindergesicht. «Oh das tut weh, tut weh, weh!» Sie wird zu den Leichen und Halbtoten auf den LKW geworfen und schreit vor Schmerzen. Auch sie wird verbrannt, zusammen mit den Toten. Darüber glitzert ein schöner klarer Sternenhimmel.

Vor einer Stunde noch war hier ein Gewimmel von Menschen. Dort, wo der Schornstein qualmt, sind die Kinder und Alten, die älteren Männer und Frauen in der Gaskammer schreiend erstickt.

Vor einer Stunde wurde noch selektiert.

Warmer süßlicher Gestank schlug Tadeusz und mir aus den Waggons entgegen. Ein Berg menschlicher Leiber. Die Körper waren un-

entwirrbar ineinander verflochten. Der Haufen rührte sich nicht mehr, aber er dampfte noch.

«Ausladen!» erklang scharf die Stimme hinter uns im Dunkel. Der SS-Mann tauchte aus der Nacht auf. An seiner Brust hing ein handlicher Scheinwerfer. Er leuchtete in den Waggon hinein. «Was steht ihr so dämlich herum? Ausladen!» Sein Knüppel fegte über unsere Rücken. Ich packte die Hand eines Toten, und die Finger krampfen sich um meine Hand wie ein Schraubstock. Mit einem Aufschrei reiße ich mich los und renne davon.

Tadeusz: «Mein Herz schlägt wie ein Hammer, mein Magen dreht sich um, die Knie geben nach.

Ich rollte mich unter einem Waggon zusammen und erbrach mich. Dann kletterte ich zitternd die Böschung hinunter.

Ich lag auf kühlem, hartem Stahl und träumte davon, wieder ins Lager zurückzukehren. Ich träumte von der kahlen nackten Pritsche ohne Strohsack, von den Splittern der Träume, die man gemeinsam mit den wenigen Freunden träumt, die heute Nacht nicht vergast werden. Ganz plötzlich erschien mir das Lager wie ein Hafen der Sicherheit, der Geborgenheit. Es sind immer die anderen, die sterben. Man selbst lebt irgendwie weiter, hat immer noch etwas zu essen, hat immer noch die Kraft zu arbeiten, immer noch ein Zuhause, eine Heimat, ein Mädchen ...

Die Lichter flimmern, der Menschenstrom fließt unaufhörlich weiter, fiebernd, trüb und betäubt. Diese Menschen glauben wirklich, dass sie im Lager ein neues Leben beginnen werden, sie schicken sich an, den harten Kampf ums nackte Dasein aufzunehmen. Sie wissen nicht, dass sie gleich sterben werden, dass sie all das Gold, all die Brillanten, die sie so sorglich und ängstlich in den Nähten ihrer Kleider versteckt haben, überhaupt nicht mehr brauchen werden.»

Adam: Als die Rampe in Birkenau menschenleer wird, muss Tadeusz Borowski hinein in die Waggons, ein magerer, pockennarbiger SS-Scharführer befiehlt: «Los. Säubern.»



Bild 5: Selektion an der Rampe

Er sieht noch die grosse Staubwolke hinter dem letzten Lastwagen, der die Menschen zur Gaskammer bringt.

Tadeusz springt hinein in den ersten Waggon, prallt zurück, zwischen verlorenen Uhren, Pfützen, Urin, Kot, Papier, Taschen, Kleidungsstücken die tot getrampelten und erstickten kleinen Kinder, mit riesengrossen Köpfen, aufgedunsenen Bäuchen. Er trägt sie zitternd hinaus ins Licht: «Wie Hühner, zwei in jeder Hand!» Er bringt sie zum Wagen mit den Toten.

Er lehnt sich mit dem Rücken gegen den Waggon. Er ist sehr müde.

Ein Freund, Henri, ein französischer Häftling, weckt ihn auf jemand reisst ihn also an der Hand: «En avant! Herunter vom Gleis!» Er hebt den Blick, das Gesicht tanzt ihm vor den Augen, verschwimmt, kommt wieder näher, wächst und wächst, wird immer grösser und durchsichtiger, vermischt sich mit den Bäumen, wird so

lang wie die Stämme, weiss Gott warum die Biester auf einmal alle schwarz sind. Ein paar Mal muss er scharf blinzeln: Henri.

«Du Henri, ob wir gute Menschen sind?»

Es beginnt die eigentliche Arbeit der «Kanadier». Die Habe jener, die eben in die Gaskammern gehen, wird auf Lastwagen geworfen, Koffer werden geschichtet, einiges sortiert, manches aufgeschlitzt und durchstöbert, «aus Spass» oder um Schnaps und Parfüm zu finden, Tadeusz schrieb es später auf. Alle schrieben unter tödlichen Gefahren, denn es war bei Todesstrafe verboten, zu lesen oder zu schreiben, doch alle wussten, dass sie später einmal Zeugnis ablegen mussten: «Parfümflakons kippt man einfach über sich. Einer der Koffer springt auf. Anzüge fallen heraus, Kleider, Hemden und Bücher. Etwas Schweres, in ein Tuch eingewickelt, rollt vor meine Füsse. Ich hebe es auf und wickle es neugierig auf Gold, zwei Handvoll schwere Schmuckstücke, Ringe, Armbänder, Colliers, Brillanten ...

«Gib her», sagt der SS-Mann und hält mir seelenruhig seine offene Tasche hin. Sie ist voller Gold und farbige Steine glitzern, daneben schimmern bunte Scheine, fremde Valuta. Er schliesst die Tasche und reicht sie dem Offizier. Der Offizier geht mit der vollen Tasche davon.

Mit den Ungarntransporten zu Pfingsten kamen so viele Menschen und so viele Reichtümer in Auschwitz an, dass Hans, der Kapo von «Kanada», der gefragteste Mann im Lager wurde. Sogar der Lagerälteste Danisz tanzte um ihn herum, lächelte ihn an, und der Lagerkapo Jupp war plötzlich sein Busenfreund und hakte ihn unter. Hans machte allen grosse Geschenke. Und strahlte vor Glück. Doch das dauerte leider nur einige Wochen, dann wurden die ungarischen und siebenbürgischen Transporte immer kleiner und versiegten dann ganz. Die Rampe war wieder wüst und leer. Und Hans wurde vergessen. Dort galt nichts mehr, was sonst Menschen ausmacht, nichts als das NACKTE LEBEN, durch die in die Gaskammern Getriebenen, die durften nichts mitnehmen, mussten nackt in den Erstickungstod gehen, überlebten die anderen, weil die Suppe aus der Lagerküche



Bild 6: Gepäckstücke der Opfer. Häftlinge des «Kanada-Kommandos» beim Sortieren

durch die Lebensmittel-Abfälle, von Todgeweihten hierher mitgeschleppt, etwas dicker wurde. Solche Suppen haben wenigstens kurze Zeit den Hunger gestillt; Tod der andern: Hoffnung auf Verlängerung des eignen Lebens, vor allem bei den Häftlingen, so absurd das klingt. Auch sie waren «entmenscht», nicht nur die Täter.

Borowski ist müde und immer wieder wird er wach, überwacht: Er sieht einen Lastwagen nur mit Leichen; Leichen herbeigeschleppt, aufgedunsene Kadaver. Krüppel, Gelähmte, Halberstickte werden dazugeworfen. Dieser Berg der Toten bewegt sich, stöhnt und heult. Der Fahrer fährt los, ein SS-Mann brüllt: «Halt!» Sie schleifen einen alten Mann im Frack heran. Eine Armbinde ist zu sehen. Der Kopf schlägt rhythmisch auf dem Boden auf. Der Alte wimmert, jault: «:Ich will den Herrn Kommandanten sprechen ... ich will den Herrn Komm...» Er wird zu den Toten auf den Wagen geworfen. Und der junge SS-Mann schreit ihn an:

«Hör auf, Mensch, in einer halben Stunde wirst du den allerhöchsten Kommandanten kennenlernen! Aber Achtung, dort dann Heil Hitler sagen!»

Tadeusz ist wieder einer Ohnmacht nahe, als zwei Männer ein Kind, ein Mädchen herantragen, nur ein Bein, Tränen im Kinder gesicht.

VIKTOR CAPESIUS: «1944 kamen zwischen 14. Mai und 7. Juli aus Nordsiebenbürgen und Ungarn 34 Züge mit 288.357 Juden an, die sämtlich auf der Rampe selektiert wurden; davon wurden nur etwa 73 als arbeitsfähig gerettet. Kinder unter 14 Jahren fielen nicht darunter. Seit 1943 wurden viele Siebenbürger und Banater als Wachmannschaft dem Lager zugeteilt. Sie wurden immer nur als Begleitkommando eingesetzt.»

Dr. Adrienne Krausz: «Ich bin im Juni 1944 mit meinen Eltern und meiner Schwester nach Auschwitz deportiert worden. Wir sind in der Früh – es dürfte zwischen 3 und 4 Uhr gewesen sein – angekommen. Die Lichter brannten noch. Meine beiden Eltern waren Ärzte und haben daher Dr. Capesius, der sie als Vertreter der IG-Farben-Werke öfter in ihrer Ordination besucht hat, von zu Hause gekannt. Als meine Mutter den Offizier sah, der die Einteilung der Häftlinge vornahm, sagte sie: ‚Das ist doch der Dr. Capesius aus Klausenburg.‹ Ich glaube, auch er hat meine Mutter damals erkannt, denn er hat mit der Hand gewunken. Meine Mutter und meine Schwester wurden von ihm nach links ins Gas geschickt, ich nach rechts und durfte leben. Später habe ich einen Bekannten getroffen, der mit meinem Vater bei der Selektion war. Er erzählte mir, dass mein Vater Capesius gegrüsst und ihn gefragt habe, wo seine Frau und sein elfjähriges Töchterchen seien. Capesius habe daraufhin geantwortet: ‚Ich schicke Sie auch dorthin, wo Ihre Frau und Ihr Kind sind, das ist ein guter Ort.‹»

Vorsitzender: Haben Sie Capesius noch einmal im Lager gesehen?

Krausz: Ja, ich sah ihn noch einmal am selben Tag. Wir wurden ins Bad gebracht, dort geschoren, geduscht und dann angekleidet. Als wir noch nackt in der Reihe standen, ist Dr. Capesius da durchgegangen. Ich stand neben Frau Stark, einer älteren Dame, die Capesius ebenfalls aus der Heimat gekannt hat. Sie sprach ihn an und fragte: ‚Herr Doktor, was wird denn aus uns?‘ oder etwas Ähnliches, ich kann mich nicht mehr genau erinnern. Er stiess sie weg, dass sie auf dem glitschigen Boden umfiel. Das war das letzte Mal, dass ich den Dr. Capesius gesehen habe.»

8

«*Frau Weiss, die Schässburger Jüdin*», hörte ich von meinem Schulfreund Gernot Wagner, «war eine Kollegin von mir in der Fayence-Fabrik in Schässburg. Sie war bescheiden und immer freundlich. Ich wusste von ihr nur, dass sie Jüdin und Auschwitzhäftling gewesen war, auch ihr Mann, damals Direktor der Schässburger Brotfabrik, war in Buchenwald gewesen. Es mag im Jahr 1962 gewesen sein, als ich, rein zufällig, bei Frau Weiss' Arbeitsplatz stand, und die Vormittagspause Punkt zehn Uhr begann. Das war der Augenblick, in dem alle Schleifsteine (zehn Doppelschleifer) abgestellt wurden. In diesem Augenblick der plötzlichen Stille hörten wir, wie in der Nebenabteilung der Chef laut auf einen Mitarbeiter einschrie. Frau Weiss zuckte zusammen und sagte auf Rumänisch: «Vai parcà Îl aud pe lagerföhrer (Joi, als hörte ich den Lagerföhrer). Wir wurden 1942 in Klausenburg ausgehoben. Vater, Mutter und wir drei Mädchen. Zuerst kamen wir nach Dej in eine Ziegelfabrik zur Arbeit, dann wurden wir in Viehwaggons gesperrt, jeder bekam ein Brot und ein Stück Margarine. Nach drei Wochen furchtbarer Reise kamen wir an der Judenrampe von Auschwitz an. Die Eltern kamen gleich ins Gas. Wir Mädchen zur Arbeit.

Zuerst mussten wir ‚baden‘, nackt natürlich. Und nackt standen wir nachher in einer Reihe und wurden von einem SS-Mann «untersucht». Eine der Häftlingsfrauen mit einer Operationswunde am Bauch, Blinddarm, wurde sofort fürs Gas ausgesondert, eine andere, die eine Narbe am Arm hatte, ebenfalls.

Am schlimmsten waren die Appelle. Morgens um fünf wurden wir von unseren Pritschen gejagt, und bis neun mussten wir, sommers und winters, im Freien stehen, ohne uns zu rühren. Wir mussten «lernen», dass zum Appell auch die Toten anzutreten hatten, wir mussten sie tragen und sie nach dem stundenlangen Stehen mit ihnen natürlich auch wieder zurück in die Baracke bringen, so lange, bis sie als Tote registriert und in die Krematorien gebracht wurden, sie stanken meist schon fürchterlich, und nachts mussten wir mit ihnen neben uns schlafen. Wir waren keine Menschen mehr. Der einzige Gedanke, der einzige Wunsch war, nur einmal noch ein Brot in Scheiben schneiden zu dürfen, Scheiben von einem zum anderen Ende des Brotlaibes.

Dass ich überleben durfte, habe ich den Arbeitern einer Fabrik und dann einem SS-Offizier, einem Banater, zu verdanken. Sie steckten mir immer wieder Brot und andere Nahrung zu.»

Ella Salomon: ««Vom Bahnhof marschierten wir einige hundert Meter bis zum Bad. Vor dem Bad im freien Gelände mussten wir uns nackt ausziehen und durften nur die Schuhe behalten. Wir wurden in einen Vorraum des Bades geführt und mussten jetzt auch die Schuhe ausziehen. Nach über einer Stunde Wartezeit führten sie uns einzeln in eine Duschkabine. Dann kamen wir in einen grossen Duscraum, wo wir uns mit Seife reinigen konnten. Obwohl es anfänglich geheissen hatte, dass unsere Kleider gereinigt werden und wir diese dann wieder zurückerhalten, erhielten wir im Bad andere schlechte Kleider und Holzschuhe.

Das Wasser war heiss. Hinterher musste ich unter freiem Himmel auf unsere Kameradinnen warten. Und noch in nacktem Zustand wur-

den wir in ein kleines Zimmer zum Friseur geschickt. Er hat uns alle Haare am ganzen Körper abrasiert. Damit hatten wir jedes äussere Zeichen unserer Identität verloren. Wir hatten nichts mehr und waren ein Niemand. In unserem Innern blieb jedoch unser Ich erhalten, mit dem wir zu widerstehen versuchten. Dort in diesen Minuten bot sich uns eine tragische Situation: Viele konnten nur bis hierher durchhalten. Ohne Haare verwandeln sich die unterschiedlichsten Frauen in lauter gleiche Körper. Ununterscheidbar. Gesichtszüge scheinen sich aufzulösen, und ein leerer, gefühlloser Ausdruck wird sichtbar. Etwas Seltsames geschah, es war, als hätten alle zusammen EINEN einzigen unattraktiven Körper, so dass zwischen der Anzahl der Personen und der Summe ihrer körperlichen Ausdehnung sich einiges radikal veränderte – alle nahmen plötzlich weniger Platz ein. Wir waren eine belanglose Masse. War unsere Aura verschwunden? Die seelische Ausdehnung des Einzelnen schien nicht mehr vorhanden zu sein. Zugleich schien eine Last abzufallen, das Ich. Keine Geschichte mehr, keine Bindung, keine Vergangenheit, kein Name. Mädchen, die bisher andauernd geweint hatten, konnten sich jetzt nicht mehr fassen vor Kichern, Lachen über diese komischen Gestalten ihrer Freundinnen, riefen sie beim Namen, als wäre der irgendwo auswärts, verwundert, dass dann solch ein gesichtsloser Körper reagierte, Hysterie bricht aus, Lachen, spitze Schreie, Gebrüll, wilde Umarmungen auch, manche vergruben ihr Gesicht in den Händen, wälzten sich jaulend am Boden.

Wie es in der *lagerszpracha*, dem ‚Krematoriumsesperanto‘ hiess, waren wir ‚cugang‘ (Zugang) und alles war ‚die aufnama in den stand lagru‘, die ‚aufnamowanie‘, dabei wurde uns alles weggenommen, was uns zu Personen machte, die Zivilkleider, alle persönlichen Gegenstände, ja, sogar die Haare, der Namen sowieso, wir waren ‚numeri‘. Ja, den deutschen ‚personalbogen‘, wo auch eventuelle Goldzähne und Platinkronen angegeben werden mussten, hatten wir auszufüllen. Und dann kam die ‚kwarantena‘ mit den endlosen ‚ape-

la'. Und die ‚tesura cugangow‘, die Zugangsdressur; die wir Gott sei Dank nicht ganz, nur ein paar Tage mitmachen mussten, weil Dr. Capesius oder Dr. Klein für uns gesprochen hatte. Doch andere erzählten, wie sie traktiert worden waren, meine polnische Nachbarin in der *koja*, von der ich auch die *lagerszpracha* mitbekam, anders konnte ich mich ja gar nicht verständigen, die aber etwas Deutsch sprach, erzählte Furchtbares, wenn wir nachts in unserer *koja* lagen.

Es gab dreistöckige Pritschen ohne Strohsäcke, ohne Decken – nichts. Man musste auf den blossen Brettern liegen. Etwa acht von uns mussten eine Pritsche teilen, später waren es sogar zehn. Es ist schwer zu begreifen, wie wir alle Platz fanden. Es war nur möglich, indem man auf der Seite lag. Wir schmiegt unsere Körper eng aneinander, genau so, wie Löffel in einer Schublade stecken. Wenn eine sich umdrehen wollte, weil ihr Fuss oder Arm eingeschlafen war, mussten sich alle zehn umdrehen.

Vor Tagesanbruch, eigentlich noch in finsterner Nacht, ertönte wieder das schreckliche Wort: ‚Zählappell!‘ Die Knüppel und Ochsenziemer wurden sofort in Bewegung gesetzt, und man trieb uns aus den Betten – den Betten? – den Pritschen, hinaus in den kalten Wind der Morgendämmerung. Wir wurden wieder in Fünferreihen aufgestellt und standen und standen. Es gab keine Gnade. Auch wer zusammenbrach, wurde in der Reihe gelassen. Drei, vier Stunden dauerte ein solcher Gräuel, den sie Zählappell nannten. Dann kam die SS, um uns zu zählen. Jedoch vorher quälten uns die Blockältesten halb zu Tode. Beinahe jeden Tag wurden wir von den Blockältesten zum Beispiel auf folgende Art bestraft: Wir mussten stundenlang im strömenden Regen in Fünferreihen knien und einen Ziegel in jeder Hand halten. Natürlich wurden unsere Knie völlig wund. Viele erkrankten, bekamen Lungenentzündung, starben. Doch das war egal.

Die entsetzlichen Teezuteilungen wiederholten sich. Wir standen wieder Schlange wegen der ekelhaften, abscheulichen, mit Kieselsteinen ‚gewürzten‘ Grassuppe.

Der stundenlang andauernde Appell war unabhängig von der Witterung: eine Hitze von 30 bis 35 Grad oder im Winter dann Kälte bis -38°, minus 38 Grad!! bei schneidendem, den ganzen Körper erfassendem Wind, den wir zähneklappernd ertragen mussten. Es war alles einerlei.

Der Zählappell diente auch dem Zweck, unseren körperlichen Zustand zu kontrollieren. Die Menschen schrumpften allmählich zusammen. Diejenigen, die nur noch Haut und Knochen waren, nannte man ‚Muselman‘. Man hat sie hinausgeworfen, und wir wussten schon, wohin man sie treiben würde!

Vor dem Muselman-Zustand, der gleichbedeutend war mit dem Tod, fürchteten wir uns so sehr, dass wir alles Denkbare dagegen unternahmen: Wir klatschten unser Gesicht, um rotbäckig auszusehen, und wir schluckten auch ungenießbare Bissen hinunter. Manche stopften sich die Kleider aus. Auch führten wir jedes Mal einen Kampf um die ersehnte dickere Flüssigkeit am Boden des Essenkübels.

Nur das Gebrüll habe ich noch im Ohr, unflätigste Flüche, und das beim ‚apel‘ gebrüllte ‚*schnell! Scbnell*‘ in fünf aufstellem, dann das «micenab micenauf‘, Mützenab! Mützenauf! Oder das Singen. Langsam hasste ich diese Volkslieder, die ich doch von zu Hause mochte und die die Sachsen sangen. Einmal musste ich, auch Magda Szabo war dabei, zusehen, wie eine arme ausgemergelte Fastmuselfrau, eine Ungarin, vor versammeltem Kommando ‚fünfundzwanzig‘ mit der *pejcz* (Peitsche) auf das nackte Gesäss bekam, sie schrie fürchterlich und konnte kaum mitzählen, einmal vergass sie es, und der Schlag wurde wiederholt! Eine andere wurde ebenfalls auf eine Bank gelegt, nicht festgebunden, sie musste sich selbst dort festhalten, nur der Kopf wurde von zwei Häftlingsfrauen gehalten, ich sah es: gestreichelt von einer, die sie hielt, während der ‚gumiknyepel‘ auf nackte Schenkel und die Pobacken niedersauste, dass die nachher nur noch eine unförmige blutige Fleischmasse waren, sie schwer atmend dalag, nicht aufstehen konnte ...

Bei den Appellen, den *apela in der kwarantena* fanden Selektionen statt, die teilweise von Dr. Mengele oder von den Aufseherinnen durchgeführt wurden. Von den Aufseherinnen sind mir noch die Namen der SS-Oberaufseherinnen Mandl und der schönen Grese bekannt.

Die aufgeschriebenen und ausgeschiedenen Häftlingsfrauen wurden dann von der Blockältesten zur Gaskammer geführt... (Lange Pause).

Der Zweck des *kacetlagers*, dieser *mordowania* war also der Tod. Ostwind aus der russischen Steppe schnitt schon im Herbst ins Gesicht. Finstere Nacht. Morgens um 5 Uhr im Dunkeln noch war der Frühappell ... dann wurden die Nummern aufgerufen und man wurde zur Arbeit eingeteilt, ab zu den Klinkerwerken, und dazu singen, und das Lied, das wir singen mussten: ‚Seht, da kommen die Juden her, aus Palästina mit dem Holzgewehr, keine Angst, das schießt ja nicht, weil es vom Juden ist, Jude wolle wallera‘, und danach sind wir marschiert, und wehe, wenn man es nicht mitsang. Dann flogen die Gewehrkolben nur so rein.›

Adam: Wir erfuhren nachher, es gab sie, die Widerstand leisteten, so Zofia, eine junge schöne Polin, die sich wehrte, ein Wunder von Mensch: Immer wieder zurückschreien. Und dann die Bestrafung, meist wurde sie auf die Bank gelegt und ausgepeitscht. Aber sie schrie nie. Kämpfte um ihre Würde. Es gelang monatelang.

Doch das schlimmste Zwangsmittel war die Sprache, schon am Lagertor das zynische «Arbeit macht frei», dann die Begrüßung cugangów durch den lagerkomendant, Vertreter oder lagerfirer. Es ist ja ein kacetlager oder mordowania, eine Mordmühle. Und dann diese aufnama, die aufnamowanie, eigne Kleidung wurde weggenommen, als efekty in Säcke gelagert, Wegnahme aller persönlichen Gegenstände, Personalbogen, Bad und Rasur, Kahlkopf. Und dann die kwarantena.

Ich versuchte meine geliebte deutsche Sprache «zu retten». Denn sie wurde gehasst. Alle Gefangenen lebten in einer Extremsituation,

die von der deutschen Sprache bestimmt wurde: Die Kommunikation mit den Bewachern erfolgte grundsätzlich auf Deutsch, Lagerpost musste in deutscher Sprache abgefasst sein (schon um eine Postzensur zu ermöglichen), in allen Blöcken wurde auf die Pflicht verwiesen, deutsch zu sprechen. Ohne deutsche Sprachkenntnisse war ein Überleben nahezu unmöglich.

Ella Salomow. «Uns begann bald ein tierischer Hunger zu quälen, und wir sprachen nur noch von gedeckten Tischen, von den feinsten Speisen, von unseren Leibgerichten. Wenn wir in der Nacht hinausgeschlichen, um uns zu waschen, hörten wir das Geräusch der malmennden Kiefer: Unsere Schicksalsgenossinnen assen ihre Leibgerichte im Traum.

Von dieser Zeit an geschah es jeden Morgen (diese schrecklichen Morgen!), dass der diensthabende SS-Offizier oder gar der Chef, während er pfeifend den Block betrat, stets den Arzt fragte: ‚Was gibt’s Neues im Affengitter?‘

Da war eine schöne, junge, bereits hochschwangere Frau im Block. Wir hatten einstimmig beschlossen, sie hinter dem Stroh, das wir auf dem Fussboden des Blocks entdeckt hatten, zu verstecken. Ich bat sie, sich möglichst klein zusammenzurollen, weil das Stroh, mit dem ich sie zudecken wollte, für den ganzen Körper nicht ausreichte. Dann wäre sie nicht zu sehen gewesen. Ich begann mit der Arbeit. Die Sache war dringend, denn sonst hätte sie auch zum Zählappell hinausmüssen und wenn nicht heute, dann würden sie morgen ihre ‚Sünde‘ entdecken. Während ich fieberhaft arbeitete, stiess mich ein hoher SS-Offizier mit seinem Stock von hinten an. Ich erkannte den Apotheker Capesius aus Segesvär, dem Geburtsort meiner Mutter. Er machte seinerzeit Reklame für die Bayer-Erzeugnisse; als ich noch ein kleines Mädchen war, besuchte er oft die Arztpraxis meiner Eltern. Mir überreichte er immer mit einem überfreundlichen Gesicht einen Bleistift oder einen Notizblock. Ich war in der Klasse sehr stolz auf meinen Bayer-Block.

Jetzt aber schob er mich hinaus und warf mit seinem Stock das Stroh von der Schwangeren; die ihr ‚Glück‘ erwartende Mitgefangene haben wir nie wieder gesehen!»

Adam: Das Tagesprogramm sieht so aus: 4 Uhr früh Wecken durch Trillerpfeifen. Bettenbau nach militärischer Art (die Decken müssen exakt über die Strohsäcke gezogen werden). Waschen (allerdings stehen für viele Tausende Häftlinge nur wenige sanitäre Einrichtungen zur Verfügung). «Frühstück» fassen.

Antreten in Zehnerreihen. Die Dauer des Appells ist sehr unterschiedlich, je nachdem wie schnell die Anwesenheit aller Häftlinge festgestellt werden kann.

Die Häftlinge müssen im Gleichschritt und im Takt der Musik des Lagerorcbesters abmarschieren. Die Arbeitszeit beträgt in der Regel 11 Stunden mit einer halben Stunde Mittagspause.

Kontrolle der von der Arbeit zurückkehrenden Häftlinge.

Fassen des Abendessens. 21 Uhr Nachtruhe; das Verlassen der Baracken ist streng verboten.

Ich bin dazu übergegangen, in eine alte Blechdose, die ich auf der Wiese tauschte, Papierblätter zu legen, mit winziger Schrift, die ich inzwischen beherrsche, die Tagesereignisse aufzuschreiben. Erstaunlich übrigens, wie die organisacja funktioniert, sogar die Bestechung von SS-Leuten, so dass szybung von draussen und Schmuggeln der von Einwohnern der Umgebung getauschten Dinge durch die filcung am Tor immer besser durchkommt. Die dann in eine melina, ein Versteck wandern; meines war ein Erdloch unter der Mauer, wo ein Ziegelstein fehlt, ich also jedes Mal die neu angeschaffte Ziegel heraus hob und ans Loch in der Mauer kam. Beim Sonderkommando ist es nun einfacher, ich lege die Dose unter den Leichenberg, lasse sie einen der Toten halten, den ich mir merken muss, ich prägte mir seine Gesichtszüge ein, dachte schon, es sei makaber, doch das vergeht uns hier, sich mit so was aufzuhalten; dachte eher, dass der Arme so noch eine Weile leben kann: in mir, meinem Gedächtnis. So habe ich eine

ganze Galerie von Totengesichtern in mir aufbewahrt. Jeden Tag ein anderes, als wären sie mit meine Zeugen. Sie halten ja dicht, die Armen, Vergangenen, Gemordeten.

9

Adam: Ich war 1943 zusammen mit Dr. Otto Wolken aus Wien nach Auschwitz I gekommen, also ins Stammlager Auschwitz. Unser Weg vom Bahnhof bis ins Lager war ziemlich weit. Wir wurden von SS-Leuten begleitet, die sich unterwegs an uns heranmachten und fragten: «Hast du Geld? Hast du eine Uhr? Gib es her, das darfst du sowieso nicht behalten, das nimmt man dir doch eh alles weg. Gib es mir, ich werde dir dann im Lager helfen!» Es waren auch Leute darunter, die sich mit ihren schweren Koffern abschleppten. Dr. Wolken hatte eine ungewöhnliche Beobachtungsgabe, seine Schilderung ist präziser als meine eigene, ich hatte sie damals in mein Tagebuch übernommen. Im Auschwitzprozess wiederholte er sie!

Dr. Wolken: «Und dann kamen wir zum Lager. Wir marschierten durch dieses Tor hinein. Links aus einem Block klang Walzermusik, die Musikkapelle übte. Ja, wir hatten gar nicht den Eindruck, dass wir hier in eine Hölle kommen, es sah alles so friedlich, so ruhig aus. Wir wurden zu einem Block gebracht, und da hiess es zunächst: «Alles ausziehen!» Jeder bekam einen Sack. «Bitte die Effekten in diesen Sack hineinwerfen.» Mit diesem Sack gingen wir dann zur so genannten Politischen Abteilung. Und da gaben wir den Sack ab und bekamen dafür ein kleines Zettelchen mit einer Nummer. Es wurde uns gesagt, wir sollten das ja gut aufheben. Das sei wichtig für uns, denn wir bekämen unsere Sachen nicht wieder zurück, wenn wir die Nummer verlieren. Dann wurden wir in einen Waschraum gebracht. Es war ein grosser Raum mit Betonboden, Wasserlachen auf dem Fuss-

boden, von den Duschen tropfte Wasser. Und dort kamen wir hinein. Wir waren ursprünglich 80 oder 90 Leute, dann kamen weitere und weitere.

Es war ungefähr mittags, als wir dort hineinkamen, es verging Stunde um Stunde, und es kamen immer wieder neue nackte Gestalten herein. Wir waren müde, wir konnten uns nicht mehr auf den Füßen halten, denn wir waren ja schon anderthalb Tage ohne Verpflegung unterwegs. Und so setzte sich eben jeder auf den Betonboden und in die Lachen hinein, es war ganz egal, und wir warteten und warteten. Und wir warteten, dass man uns einmal irgendeinen Bissen zu essen geben würde. Das einzige, was wir tun konnten, war, das tropfende Wasser aufzufangen und von der Hand abzulecken. Dann wurde es Nacht. Wir wurden bei Nacht aus dem Block hinausgetrieben und neben dem Block auf den Appellplatz gestellt. Dort mussten wir die ganze Nacht stehen. Es war eine sehr kühle Maiennacht. Wind ging, kalter Regen rieselte auf uns. Wir standen und standen und standen bis zum Morgen.

Am Morgen begann dann die Prozedur des Rasierens. An allen behaarten Körperstellen wurden uns die Haare eher ausgerissen als rasiert; Seife gab es ja keine. Wir wurden geschunden und nicht rasiert; dann mit dem berühmten Cuprex eingeschmiert. Da lernten wir erstmals kennen, was Lager bedeutet: Als wir aus diesem Rasierzimmer herauskamen, mussten wir auf ein Podest steigen. Davor stand ein SS-Mann, der uns begutachtete, ob wir auch gut rasiert waren. Und wenn wir nicht gut rasiert waren, bekamen wir Prügel und wurden zurückgejagt, obwohl wir ja gar nicht die Raseure waren, sondern nur die Rasierten. Erst wenn wir dann Gnade gefunden hatten, durften wir unter die Dusche, schliesslich auf der anderen Seite wieder hinausgehen auf einen freien Platz. Und dort standen wir dann stundenlang, bis alle die Prozedur hinter sich hatten.

Dann kamen wir endlich in einen Block. Dort standen Häftlinge, jeder hatte einen Haufen Kleider vor sich, und die warfen uns je ein Kleidungsstück zu: ‚Da hast du alles nach Mass!‘ Und man bekam

ein Hemd. Ich bekam ein Kinderhemd, die Ärmel reichten nur bis zum Ellbogen, vorne konnte ich es nicht zumachen, weil es zu klein war. Dafür bekam ich aber eine Hose, die für irgendeinen Riesen gepasst hätte. Ich musste sie viermal einwickeln, damit ich gehen konnte und nicht drüber stolperte. Von dieser «Einkleidung» mussten wir dann wieder zur Politischen Abteilung zurück. Jetzt erst erfuhren wir, was diese kleinen Zettel, wir hielten sie für unsere Garderobezettel, eigentlich bedeuteten: Wir mussten den Zettel zeigen, den linken Arm freimachen und bekamen unsere Nummern eintätowiert. Die Garderobezettel – das war unsere künftige Nummer! Es wurde uns klargemacht, dass wir von jetzt an keine Menschen mehr, nur noch Nummern waren.

Über die Zeit der Quarantäne ist nicht viel zu sagen. Wir mussten den ganzen Tag zwischen zwei Blocks auf einem engen Platz verbringen. Dort wurden zwei Betondeckel herausgenommen, um die ein Holzgestell aufgestellt war: die Latrine für diese ganze Gruppe von ungefähr 800 Leuten. Alles spielte sich auf diesem Platz ab. In der Mitte war dieses Gestell, und wenn einer halt seine Notdurft zu verrichten hatte, musste er sich auf dieses Gestell setzen oder zu diesem Gestell hinstellen, je nachdem. Und es kam eben dabei vor, dass der, der auf der einen Seite sass, von einem auf der anderen Seite gleichzeitig rückwärts schon gewaschen wurde.

Ja, und so wurden natürlich auch die Blockältesten durch die Verhältnisse aufgemuntert. Dies waren ja doch alle nur Tote auf Urlaub. Und wurden totgeprügelt, krummgeschlagen, und wenn sie schon müde waren ... der Sterbeprozess ging zu langsam vor sich. Nun, jetzt erst, wenn durch die Brutalitäten und durch die sonstigen Fleissaufgaben noch immer zu viele Häftlinge übriggeblieben waren, trat der Lagerarzt in Erscheinung. Der machte das auf elegantere Weise. Er kommt, er steht da, er sagt, ob Winter oder Sommer: «Splitternackt ausziehen! Am Appellplatz antreten!» Er geht durch die Reihen, und mit einem Wink des Fingers sucht er sich heraus, wer vom Leben zum Tod zu befördern ist. Na, sehr gewissenhaft und genau

wurde dabei nicht kontrolliert, in fünf Minuten war man mit 500 Menschen fertig. Einfach so, wer einem nicht passte, wer nicht zu Gesicht stand – irgendeine Wunde, eine entstellende Narbe, Skabies, ein Furunkel, alles genügte, um ins Gas geschickt zu werden. Wir taten ja unser Bestes, wir schminkten die Leute, auch ich tat es, solange ich in der Ambulanz war, und alles mögliche machten wir, damit sie vor den Selektionen gut ausschauten, diese überstanden.

Dann kam aber eine grosse Pause. Man war mit den Ungarntransporten zu sehr beschäftigt und hatte nicht genügend Zeit, sich um das Lager zu kümmern.»

Adam: Mir war es gelungen, sehr viele Stellen des Lagers, also der «Kommandos» kennen zu lernen, immer wieder zu wechseln; es sprach ja auch meinem neugierigen unsteten Wander-Temperament. Leider kam ich am Schluss aus Strafgründen zum «Sonderkommando», doch vorher war ich «Arzt», «Installateur», Schreiber in verschiedenen Baracken, ich glaube, ich habe es auch Langbein zu verdanken, nachdem ich Mitglied der Widerstandsgruppe, der «Kampfgruppe Auschwitz» geworden war, dass er mich als Vermittler und «Delegierten» überallhin schickte und versetzen liess. Als ich noch im «Standesamt» war und mit den «Totenbüchern» umging, traf ich Dr. Berner, den ich von früher kannte, er arbeitete im «Kanada»-Bereich und schaffte es mit seinen Beziehungen, mich ebenfalls in das Effektenlager «Kanada» zu holen. Im Quarantänelager und in der Ambulanz arbeitete ich zusammen mit Otto Wolken, der alles genau aufzeichnete, auch Tagebuch führte, um diese Verbrechen später exakt zu überliefern, sie nicht vergessen zu lassen! Ich hatte seine Berichte in meine «Röllchen» aufgenommen, falls sie verloren gehen sollten. Doch wir erlebten zusammen die Befreiung am 27. Januar, und er konnte seine vergrabenen Aufzeichnungen wieder ausgraben.

Otto Wolken: «Ich habe hier früher schon erwähnt – anlässlich der Selektionen –, dass die Ungarntransporte eine Umwälzung im ganzen Betrieb mit sich brachten. Denn plötzlich funktionierte das Reisebüro Eichmann wieder, und es kamen Tag für Tag vier, fünf, sechs, manchen Tags sogar zehn Züge nach Auschwitz. Auf der Rampe war grosser Betrieb. Es wurden Tausende und Abertausende Menschen täglich vergast.

Die ungarischen Juden, die zur Arbeit ausgewählt wurden, kamen ins Zigeunerlager, das in der Zwischenzeit liquidiert worden war. Sie waren dort, wie ich bereits erzählt habe, zu 1.000 und 1.200 auf einem Block «einquartiert». Ungarische Frauen kamen in das Lager c, BIIc. Und dort waren bis zu 2.000 in einem Block, so dass sie in zwei Schichten schlafen mussten – eine Schicht bei Tag und eine Schicht bei Nacht. In aller Eile wurden einige Blocks im Abschnitt Bill, also in dem Lager rechts vom Mittellager, fertiggestellt, und dann wurden die Frauen dorthin verlegt. Dieser Teil hiess im Häftlingsmund ‚Mexiko‘. Der Name rührte daher, weil diese Frauen dort teils splinternackt, teils nur mit Hemden bekleidet waren. Man führte sie oft in die ‚Sauna‘ zum Baden, und da hatten sie aus den Transporten anfallende Steppdecken umgehängt. Und Sie wissen ja, diese Steppdecken sind meist in grellen Farben gehalten, gelbe, violette, rote, grüne. Und die Frauen wanderten nun an der Lagerstrasse vorbei, die Decken über dem Kopf und in sie eingehüllt. Dieses bunte, farbige Bild – man hat trotzdem auch immer wieder etwas Humor aufgebracht, und da hat man das Lager ‚Mexiko‘ genannt aus irgendeiner Vorstellung heraus.

Und die Frauen wanderten da an unserem Lager vorbei. Mein Freund Adam Salmen, der ja aus Transsylvanien stammte, war davon bis zu Tränen gerührt und suchte unter den Frauen Bekannte. Und diese Lagerstrasse, die da an unserem Lager vorbeiführte – und wir hatten freien Ausblick hinaus –, die war immerhin für uns so wichtig, weil wir verschiedene Vorgänge draussen beobachten konnten. So konnten wir auch beobachten, wenn im Frauenlager, in BI,

Selektion war. Und wenn diese Frauen auf die Lastautos verladen waren und zum Krematorium gebracht wurden – meistens zum Krematorium IV oder V –, dann gingen diese Transporte entlang an unserem Lager und dann am oberen Ende des Lagers um die Ecke in die Strasse zum Krematorium hin. Wir standen Appell. Und draussen fuhren die Lastautos mit den nackten, schreienden Frauen. Sie schriegen zu uns Männern herüber, sie erhofften von uns Männern, von den natürlichen Beschützern, eine Hilfe. Sie schriegen! Und wir standen wie gelähmt und zitternd und sahen nur hinüber. Voran, an der Spitze, ein Motorradfahrer, dann ein Lastauto, dahinter wieder ein SS-Mann auf einem Motorrad und wieder ein Lastauto, und so kam diese Kolonne an uns vorbei.

Eines Tages waren wir Zeugen, wie eine dieser Frauen vom Lastauto heruntersprang, von dem fahrenden Auto. Der SS-Mann, der mit dem Motorrad nachfuhr, schoss sie nieder, das nächste Lastauto wurde angehalten, der Leichnam hinaufgeworfen, und weiter ging die Fahrt. Und am Ende dieser Kolonne fuhr der Wagen vom Roten Kreuz. Aber er hatte keine Kranken, er führte das Giftgas. Es war das, ich möchte sagen, der schändlichste Missbrauch dieses internationalen Zeichens der Menschlichkeit.»

Zu den Gaskammern in die Krematorien bringt die SS von Anfang an regelmässig kranke und erschöpfte Häftlinge aus dem Lager. Es sind meist «Muselmänner». Im ganzen Lager sind die Selektionen, die diesen Vergasungen vorausgehen, sehr gefürchtet. Denn diesen Aktionen fallen nicht nur die völlig Entkräfteten zum Opfer, sondern auch Tausende, die nur leicht erkrankt oder sogar gesund sind: Der Häftlingsarzt und Augenzeuge Dr. Otto Wolken ist einige Male dabei gewesen, er erzählte mir: Die Juden müssen ihren Block verlassen und auf dem Appellplatz antreten. Ihre Zahl wird kontrolliert. Dann müssen sie sich vollkommen entkleiden, auch bei 30° unter Null im Freien. Und nun geht der SS-Arzt die Reihen ab. Wer ihm zu schwach

oder gebrechlich erscheint, wer einen Verband trägt, Furunkel hat, der muss sich auf einen Wink auf die Seite stellen, wo diejenigen gesammelt werden, die demnächst den Gang in den Tod anzutreten haben. Auch eine entstellende Narbe oder Krätze genügt oft, um so ausgesucht zu werden. Die Nummern dieser Ausgesonderten werden sofort notiert, die Gesamtzahl bei jedem Block festgehalten, damit ja kein Opfer verloren gehen kann.

Oft sind es Dr. Mengele und auch Dr. Fritz Klein, die die Hendersarbeit tun. Es heisst, Klein habe sich immer dazu gemeldet, wenn ein Arzt für solche Selektionen gebraucht wurde: So geht er, der Lagerarzt, von Block zu Block. Und die von ihm Ausgesonderten werden in einem eigenen Block, der für diesen Zweck frei gemacht worden war, zusammengepfercht. Er überwacht auch dies, Kapos und SS besorgen die «Drecksarbeit», wie sich Capesius ausdrückt.

Dr. Otto Wolken beim Prozess: «Oft an die tausend Opfer blieben dort meist ein bis zwei Tage. Damit sie keinesfalls flüchten konnten, wurden ihnen alle Kleider bis auf das Hemd abgenommen. Vor dem Block wurde eine Wache aufgestellt. Verpflegung wurde zwar für sie ausgegeben, aber Brot und Zulage (Wurst oder Margarine) wurde ihnen nicht mehr zugeteilt. Nach zwei oder drei Tagen waren diese Selektierten durch den Hunger und das lange Warten auf den Tod meist völlig zermürbt und apathisch. Am späten Abend wurden sie dann in der Regel auf Lastautos verladen – je 80 auf eines – und in die Gaskammern abtransportiert. Die SS leistete sich dabei noch manchen ‚Scherz‘, indem sie prügelte und schoss.»

Adam: Wir Sonderkommando-Häftlinge, die gezwungen wurden, diese oft von Klein, Mengele und Capesius selektierten Opfer vor den Krematorien in Empfang zu nehmen und sie in die Auskleideräume zu begleiten, empfanden die Begegnung mit den nackten, ausgemergelten Gestalten als furchtbaren Alptraum. Von allem, was ich erlebt

habe, war es das Schlimmste, wenn sie Frauen aus dem Lager brachten. Sie brachten sie mit einem Kipplaster, die Frauen standen nackt auf der Ladefläche – vor den Krematorien wurden die Frauen einfach herunter gekippt –, lebendig fielen sie haufenweise wie Müll herunter auf die Erde. Und dann haben sie sie in die Gaskammern geworfen – das war für mich unerträglich, solche Grausamkeit, so ein Wahnsinn! Die SS wusste, dass diesen Menschen, die auf diese Weise gebracht wurden, schon klar war, dass sie sterben mussten. Warum musste man sie nackt auf einem Kipplaster transportieren und sie abkippen wie Kohle? ... Das ist bis heute meine allerschrecklichste Erinnerung, denn diese Frauen hatten so viel im Lager durchgemacht – die Bestrafungen, Zwangsarbeit, Hunger, Erschöpfung –, nur um dann am Ende so einen Tod zu erleiden. Das empfand ich als viel grausamer, als wenn ein Mensch ins Krematorium kam, sich dort auszog, nicht wusste, was ihn erwartete und dann vergast wurde, in dem Gedanken, dass er einen Duschaum betritt. Der sehr religiöse Chronist Lejb Langfuss, er hatte eine ganze Gruppe Orthodoxe und Gläubige um sich geschart, der bis zu seiner eigenen Ermordung Ende 1944 fast zwei Jahre in der Todeszone arbeiten musste, hat mir seine heimlich verfassten Aufzeichnungen gezeigt, wir hatten ein gemeinsames Versteck für unsere geschriebenen Schreckens-Testamente, ich hab seine in meine «Röllchen» mit aufgenommen, falls sie verloren gehen sollten: Unter der Überschrift «Die 3.000 Nackten» beschrieb er die letzten Lebensmomente von Frauen und Mädchen: «Das Auto blieb stehen, die Plane wurde hochgehoben und man begann, die menschliche Masse so herabzuwerfen, wie man Kies auf der Chaussee auslädt ... Diejenigen, die man später hinunterwarf, begannen sich aus diesem Körperhaufen herauszuarbeiten, richteten sich auf... und versuchten zu gehen ... sie zitterten und es schüttelte sie schrecklich vor Kälte, langsam schlepten sie sich zum Bunker, welcher Auskleideraum hiess und in den eine Treppe wie in einen Keller binunterführt. Der Rest der Frauen wurde von Leuten des Kommandos geführt, die

schnell nach oben liefen und die Bewusstlosen aufhoben, diese ohne Hilfe gelassenen Opfer ... Viele Frauen konnten schon nicht mehr aus eigener Kraft gehen, also nahm man sie auf die Arme und trug sie hinunter. Und sie wussten, dass der Bunker schon die letzte Etappe war, die zum Tode führte. Sie waren jedoch sehr dankbar, mit flehendem Blick und einer Bewegung des zitternden Kopfes drückten sie ihren Dank aus, wobei sie mit der Hand ein Zeichen gaben, dass es ihnen schwer sei zu sprechen. Sie fanden Trost darin, dass sie Tränen des Mitleids und einen Ausdruck der Niedergeschlagenheit ... auf den Gesichtern derer sahen, die sie hinunterführten. Diese direkte körperliche Berührung mit Opfern, die wussten, dass ihre Ermordung bevorstand, quälte die Männer entsetzlich.»

Langfuss hielt Gespräche der todgeweihten Frauen untereinander und mit den Sonderkommando-Häftlingen sowie die Reaktionen der Männer fest: «Einer empfand beim Anblick der abgezehrten Frauen eine solche Verzweiflung, dass er zu weinen anfang. Und ein junges Mädchen rief Gebaut, was ich noch vor meinem Tod erlebe: einen Ausdruck von Mitleid und Tränen, vergossen über unser schreckliches Schicksal... Und ich dachte, dass wir von dieser Erde gehen würden wie verlassene Waisen. Unter lauter Banditen und Mördern, so sah ich vor dem Tode einen Menschen, der noch fühlt.’ Sie drehte sich zur Wand, lehnte ihren Kopf an die Mauer und brach in ein leises, ergreifendes Weinen aus. Sie war zutiefst gerührt. Ringsherum standen oder sassen viele Mädchen mit gebeugten Köpfen und schwiegen beharrlich, sie schauten mit tiefem Abscheu auf diese elende Welt und besonders auf uns.»

CAPESIUS in Göppingen: «Nach der technischen Auslegung konnten in den Krematorien täglich 4.756 Leichen verbrannt werden. Dies war aber nur ein theoretischer Wert, der die Zeit für die Wartung und Entschlackung der Feuerstellen mit einschloss. Tatsächlich wurden in

den Krematorien II und III bis zu 5.000, in den Krematorien IV und V bis zu 3.000 Leichen pro Tag verbrannt. Die Kapazität der Scheiterhaufen bei den Bunkern war unbegrenzt. Im Sommer 1944, während der Deportation der ungarischen Juden, nahm die SS daher den Bunker II erneut in Betrieb. In dieser Zeit konnten täglich bis zu 24.000 Menschen getötet und verbrannt werden. Die Asche der Toten diente als Dünger auf den Feldern, zur Trockenlegung von Sümpfen oder wurde einfach in die umliegenden Flüsse oder Teiche geschüttet. Vor allem in die vorbeifliessende Sola.»

«Immer hatten auch meine Kinder eine Freude: Ob Schildkröten oder Marder, ob Katzen oder Eidechsen, stets gab es etwas Neues, Interessantes im Garten», so schrieb der KZ-Kommandant Rudolf Höss in seinem Bericht für die polnischen Richter, bevor er 1946 in Auschwitz gehenkt wurde: «Meine Kinder planschten im Sommer im Planschbecken im Garten oder in der Sola. Ihre grösste Freude war jedoch, wenn Vati mitbadete. Der hatte nur wenig Zeit für all die Kinderfreuden ... Ich glaubte ja immer, ich müsse ständig im Dienst sein.»

LATRYNA

Adam: Ella, die ich jetzt im Teil c sogar treffen kann, sagte heute, sie sei szajsmajsterin der Frauentoiletten geworden. Sie sagte, es sei doch purer Wahnsinn ... dieser Sauberkeitsfimmel mitten im Dreck, echt deutsch: Immer die Scheisse, auch als Hauptschimpfwort. Diese übertriebene Schikane der Latrinenreinheit, die der szajsbrygady, szajskolumny und szajskomanda unter Leitung eines szajsführers, szajsmajsters, abortmajsters, szajskapos, war auch unter diesen grauenhaften Bedingungen gesteigert, aber «echt deutsch». Und es gab die klosetowe, die zusätzlich für Sauberkeit sorgen, aber vor allem aufpassen mussten, dass sich nicht jemand auf den für die Blockälteste oder die Kapo reservierten Plätze zum Scheissen hinsetzte.

Frauen oder Männer, egal. Der Unterschied nahm ab, wurde annulliert, und unter den Muselfrauen oder Männern war jeder Ge-

schlechterunterschied oder gar die Spannung gelöscht.

Einmal beobachtete ich, wie ein Armer auf dem Abort ertrank, zum Spass und Gaudi der SS macht der Kapo sein Scheissen bis zehn mit Bad. Der Kapo führte die Häftlinge zur latryna, lange Gräben mit einem darüber befestigten Brett und runden Löchern, wo zehn Häftlinge sitzen konnten. Der Kapo zählte bis zehn und alle mussten bei 10 fertig sein, wer sich verspätete, fiel in den Graben mit Kot und ging unter; nur wer Glück hatte, konnte von den Kameraden herausgezogen und zur Handpumpe geführt werden.

Im Sommer aber gab es das Läusesuchen in der Sonne, suchy nach den lojzy, den blondynki, den Blondinen, die Braunhaarigen, brunetki, waren die Flöhe. Gestern war es furchtbar, Eis und Kälte, doch angeordnet war, die Fetzen abzugeben und zu warten, nackt und zitternd standen die Häftlinge im Schneesturm. So verlaust war das Lager, dass es hiess: «Die Decken gehen nachts von alleine.» Und zehn Geschwächte blieben auf der Strecke, im Hof liegen, erfroren im Schnee. Niemand durfte sie reinholen.

Ich schreibe dieses jetzt, am gleichen Tag. Jetzt kann ich es noch glauben. Später ist es unmöglich, es aufzuschreiben. Und niemand würde es mir glauben. Und Deutsch ist sogar falsch. Einzig das Ordinare der lagerszpracha gäbe es wieder. Und die unflätigen Beschimpfungen erniedrigen furchtbar, Sprache wirkt als tiefste Sonde der seelischen Zerstörung.

10

Adam: Ich wurde strafversetzt aus «Kanada» zum Krematoriums-Sonderkommando; das ist die Hölle; es war das Himmelfahrtskommando, und jeder der vierhundert, später achthundert dort eingesetzten jüdischen Häftlinge war von vorneherein zum Tode verurteilt, das Kommando wurde alle drei Monate liquidiert. Wir wussten das alle. Und wir wohnten in Block 13. Block 13 war von den anderen Bara-

cken völlig isoliert, der Hof war mit einer hohen Mauer umgeben. Das Eingangstor war fast immer verschlossen und durch eine Torwache besetzt. Das war meist ein kräftiger, mit einem Knüppel bewaffneter Häftling. Stell dir das vor: Die Baracke, die sich die 400 Männer des Sonderkommandos als miese Unterkunft teilen mussten, war etwa 40 Meter lang, 10 Meter breit und 2,60 Meter hoch. Die einzigen Öffnungen, durch die Licht in die Häftlingsunterkunft kam, waren Beleuchtungsschlitze oben am Dach und die beiden Eingänge.

Jede Baracke war in 18 Boxen unterteilt. Gleich neben dem Eingang zwei dieser Boxen als Verschlüge für die Schreibstube und den Blockältesten. In den beiden letzten Boxen am Hintereingang der Baracke standen Kübel, in die wir unsere Notdurft verrichten konnten. Zusätzlich hatten wir die letzten Pritschen auf der rechten Seite des Blocks abgetrennt und für Kranke reserviert. In der Regel waren in den Baracken manchmal sogar bis zu 800 Menschen untergebracht. Unsere «Wohnung» war also geradezu luxuriös. So teilte sich etwa Filip Müller eine der obersten und damit besten Pritschen «nur» mit zwei Gefährten: Stanislaw Jankowski und Daniel Obstbaum. Dazu kam, dass wir uns aus Kleidungsstücken Matratzen und Zweitdecken machen konnten, weil wir Zugang zu den Kleidern der in den Gaskammern Ermordeten hatten.

Für Sauberkeit und Ordnung innerhalb des Blocks war der so genannte «Stubendienst» zuständig. Diese Position bedeutete ein Privileg; der als Stubendienst eingesetzt wurde, blieb fast den ganzen Tag in der Baracke und musste keine schwere körperliche Arbeit verrichten. Neben vier weiteren Häftlingen waren die Brüder Abraham und Shlomo Dragon als Stubendienst eingesetzt. Sie putzten und holten für alle Häftlinge des Blocks die tägliche Portion Suppe und Brot aus der Lagerküche.

Das ausgeteilte Brot war von erbärmlicher Qualität und die Suppe bestand hauptsächlich aus Wasser, in dem verdorbene Gemüseabfälle schwammen. Während die Masse der Häftlinge in Birkenau das

als einzige Nahrung erhielt, konnten es sich die Sonderkommando-Häftlinge oft leisten, darauf zu verzichten.

Ich gehörte mit den beiden Brüdern Dragon, Shlomo und Abraham, zum «Stubendienst», musste also nicht ausrücken und das Furchtbare täglich sehn und gar mitmachen.

Aber unsere Leidensgefährten erzählten uns alles, wenn sie von der «Arbeit» «nach Hause» kamen, und es gab jeden Tag etwas Schreckliches zu berichten. Sie erzählten von den Transporten, den Herkunftsorten. Shlomo und ich sassen meist zusammen, und wir redeten noch nachher darüber, konnten uns nicht beruhigen, denn es war erstaunlich, wie unsere Leidensgenossen das berichteten, sie wirkten müde und abgestumpft, ihre Stimme klang wie die von Automaten, wenn sie über Schreie, über Szenen, die niemand glauben konnte, der nicht dort gewesen war, berichteten: «Heute kamen Kinder; es gab Leute aus Cluj oder Oradea, aus Paris oder Athen, heute kamen viele kleine Kinder an, heute ein Transport aus Holland. Die Leute wussten nicht, was ihnen geschehen wird; alle batten furchtbare Angst. Und dann, als es geschah, schrieten sie anfangs und wehrten sich, sie kamen ja oft gut genährt und aus dem normalen Leben, schön gekleidet und ahnungslos hier an. Sie wehrten sich, es half alles nichts.» Und jeden Tag neue solche grausige Geschichten einer tödlichen Idylle.

Im Mai 44 begann die «Ungarnaktion». Von diesem Zeitpunkt an lag ununterbrochen eine dichte Qualmwolke über der Todeszone, und in der Luft hing der durchdringende Geruch von brennendem Menschenfleisch. Tag für Tag trafen durchschnittlich bis zu sechs RSHA-Transporte mit deportierten Männern, Frauen und Kindern aus Ungarn und Siebenbürgen ein.

Dr. Fritz Klein aus Zeiden: «Wenn Transporte in Auschwitz ankamen, war es die Aufgabe der Ärzte, diejenigen herauszusuchen, die zur Arbeit ungeeignet oder unfähig waren. Das betraf auch Kinder, alte Leute und Kranke. Ich habe die Gaskammern in Auschwitz gese-

hen und habe gewusst, dass diejenigen, die ich aussortierte, in die Gaskammern mussten. Aber ich habe nur nach Befehlen gehandelt. Alle Befehle wurden nur mündlich übermittelt ... Ich habe nie dagegen protestiert, dass Menschen in die Gaskammern geschickt wurden, obwohl ich nicht damit einverstanden war. Man kann nicht protestieren, wenn man in der Armee ist.

Es war kein Vergnügen, an diesen Vorbeimärschen teilzunehmen, da ich wusste, dass die aussortierten Personen in die Gaskammern mussten. Frauen, die im Lager schwanger wurden und damit unfähig zur Arbeit waren, wurden bei späteren Vorbeimärschen ebenfalls aussortiert.»

Klein wurde in Bergen-Belsen von einem britischen Gericht zum Tode verurteilt und am 12. Dezember 1945 in Hameln gehängt. Sein letztes Foto: Im Hemd. Er mager und abwesend. Noch lebend, schon tot.

11

Ich habe ein Foto gesehen, das mich erstarren liess. Der Apotheker verwahrt es in seinen schwarzen Mappen. Ausgerechnet einer dieser Ungarn-Transporte wurde vom «Erkennungsdienst» der Lagergestapo fotografiert, einer der Fotografen war der Hauptscharführer Bernhard Walter, im Zivilberuf Fotograf, hörte ich von Capesius. Gesichter von zu Hause. Grossmütter, Nenis mit Kopftüchern. Mütter, Kinder, die schrienen, andere stumm an der Hand der Mutter. Eine, die sah genau so aus wie meine Kinderfrau, die Erszi. *Istenem, bova menjing*, schien sie zu sagen.

Kurz danach zu Lichtgestalten geworden und ihre Körper zu Asche. Ich sehe ihre Gesichter jetzt vor mir, aus dem Buch sehen sie mich an, «The Auschwitz Album». Lilly Jakob-Zelmanovic Meier hat es nach ihrer Befreiung in der Nähe des KZ Nordhausen gefunden. Sie legte 1964 beim Prozess das Album vor. Fotos aus der Nähe

geschossen in Allerherrgottsfrüh bei der Ankunft auf der Todesrampe. Ein Mädchen sieht mich an; das Gesicht ist rund, der blutjunge volle Mund ... Diese dunklen, schwarzen, braunen Augen blicken ängstlich, stolz, alle aber zärtlich, sie stehen vor einem frappierend fremden Hintergrund mit Bahngleisen, Güterwägen und grossen Haufen von Gepäck, das überall herumliegt, und diese geschneigelten Uniformen, grotesk diese Puffer der Reithosen in Stiefeln, und dazwischen die blauweiss Zebra-Gestreiften ...

Adam: Du musst sie dir einmal vorstellen, diese Idylle. Die Vergassungsaktion: Kinder hängen schläfrig an den Rücken der Mütter. Die Väter tragen meist die Säuglinge oder schieben sie im Kinderwagen. Hundert Meter über die schwarze Schlacke des Weges; Grasflächen, Bäume links und rechts. Dann ein graues Eisengitter, fünfzehn Stufen hinab. Hinab. Dann sehn sie das Schild «Bade- und Desinfektionsraum». Und sie werden wieder ruhiger, gehen die Stufen hinab. Grell erleuchtet ist der zweihundert Meter lange Raum. Viel grösser als die Auskleidungsräume unserer Turnhallen. Bankreihen, Kleiderhaken mit Nummern. Tafeln in vielen Sprachen: Dass man die Schuhe zusammenbinden, mit den Kleidern an den Haken hängen soll, sich die Nummer merken muss. Auch das beruhigt. Typisch deutsche Ordnung, denken sie alle. Ja. Auch das beruhigt. Aber Ordnung muss sein, denn die Ausgebombten im Reich brauchen dringend Kleidung.

Dann kommt der Befehl an die erschrockenen Menschen, sich nackt auszuziehen. Nackt? Entsetzen. Keusche Mädchen und Frauen, Grossväter, Väter, Kinder, die sollen alles sehen? Schamröte. Angst.

Da gab es ein junges Mädchen aus Klausenburg, sie hiess Ilonka. Man war ja im Heucheln ganz gross, nur um Ruhe zu haben, scheissfreundlich zu ihnen. Und ich erinnere mich noch gut, aber man war ja so erstarrt, und niemand konnte lachen oder weinen, und keiner wurde gerührt. Ich auch nicht. Die Kinder sangen und spielten Ball.

*Ein Mädchen aus Bistritz war im deutschen Kindergarten gewesen,
und sang:*

Eia popeia, was raschelt im Stroh?

*Die Gänslein gehen barfuss
und haben keine Schuh.*

*Der Schuster hat's Leder,
kein Leisten dazu:*

*kann er den Gänslein
auch machen keine Schuh.*

*Auch der Ort war so hübsch zwischen Rasen und Blumen. Dann aber
die Treppe hinab. Und schrecklich ... dass sich alle nackt ausziehen
mussten ... und was soll ich sagen. Nachher hat Llonka es beschrie-
ben, vielleicht die einzige Überlebende der Gaskammern:*

«Langsam, ganz langsam nahm Papa die Krawatte ab, den Rock, sorgfältig hingelegt wie zu Hause, das Hemd zuerst, ja, die behaarte Brust, beim Baden im Sommer hatte ich's gesehen, er mit seinem schwarzen Pelz. Mama aber nahm zuerst den Hut ab. Ordnete die Haare. Sie duftete immer noch nach Parfüm, oh, sie war schön ... Und dann sah ich nicht hin als Papa auch die Unterhose langsam, ganz langsam runterstrich ... ich wollte DAS nicht sehen. Und zog mich lieber selbst aus, drehte ihm aber den Rücken zu und Mama auch. Und hielt dann beide Hände vor meine Muschi ... die noch niemand gesehen hatte. Niemand, nicht mal Mama. Auch Oma und Opa wollte ich nicht sehn. Die Leute in gestreiften Anzügen sprachen ungarisch tröstend auf uns ein, wir müssten ja nur baden und dazu könne man nicht angezogen sein, sie wollten Opa aus den Kleidern helfen, der wies sie stolz ab, er sei ja kein kleines Kind, kein Säugling, er könne sich immer noch an- und ausziehen, und auch Oma tat es allein. Nur zwei arme Lahme rechts von uns konnten das nicht allein und liessen sich helfen. Auch die kleinen Kinder wurden von ihren Eltern ausgezogen, und viele Babys schrienen, ich sah auch drei Schwangere, eine gleich hinter uns, eine zwei Reihen weiter, und eine rechts, die zogen

sich fast stolz aus, um ihre Frucht zu zeigen ... dass sie doch zu zweit waren, den Menschen etwas gaben, was Männer nicht können, denn hier waren ja nur Männer in der Bewachung und bei den Gestreiften, keine einzige Frau war da, vier SS-Leute und die Gestreiften. Ich sah, als wir dann alle ausgezogen waren, so hatten wir uns noch nie gesehen, wie die SS die zwei Flügel einer dicken Tür am Ende des Saales aufmachten ...»

Zögernd sagte ein kleiner SS-Mann im Gallus-Saal von Frankfurt aus; er hatte die Vergasungsstätte als Fahrer kennen gelernt. *Hölblinger* hiess er: «Ich war in der Fahrbereitschaft und habe den Sanka, der für Häftlingstransporte bestimmt war, gefahren.»

Vorsitzender: «Fuhren Sie auch nachts?»

Hölblinger: «Ja, wenn Judentransporte auf der Rampe in Birkenau eintrafen. Ich musste die Sanitäter und die Ärzte an die Rampe fahren. Dann sind wir auch zu den Gaskammern weitergefahren. Die Sanitäter sind dort auf einer Leiter hinaufgestiegen, sie haben die Gasmasken oben gehabt und die Büchsen entleert. Die Häftlinge konnte ich beim Entkleiden sehen, es war immer alles ganz friedlich und ahnungslos. Und es ist ganz schnell gegangen.»

Vorsitzender: «Wie lange dauerte die Vergasung?»

Hölblinger: «Ungefähr eine Minute. Wenn das Gas hineinkam, hörte man einen Entsetzensschrei. Nach einer Minute war alles still. Das Gas haben die Sanitätsdienstgrade in Blechbüchsen mitgebracht.»

Vorsitzender: «Wie wurden die Opfer zur Gaskammer gebracht?»

Hölblinger: «Die nichtarbeitsfähigen Juden sind mit LKWs zur Gaskammer gebracht worden. Es wurden fünf oder sechs Wagen eingesetzt, die sind dann öfters gefahren.»

Vorsitzender: «Wurden die Bunker mit Autoscheinwerfern angestrahlt?»

Hölblinger: «Ja.»

Staatsanwalt Kügler: «War der Angeklagte Klehr der Chef der SDG?»

Hölblinger: «Ich weiss nicht. Wir haben sie nur die Vergaserfritzen genannt.»

Ein SS-Kollege Hölblingers fuhr einmal mit zur Mordstätte.

Ersatzrichter Hummrich: «Waren Sie einmal bei einer Vergasungsaktion?»

Böck: «Ja, es war an einem Abend, da bin ich mit dem Fahrer Hölblinger mitgefahren. Ein Transport aus Holland war angekommen, die Häftlinge mussten von den Waggons heruntersteigen. Es waren bessere Juden, Frauen mit Persianermänteln waren dabei. Sie kamen in Schnellzugwaggons. Lastwagen haben schon bereitgestanden, vor ihnen eine Holzterrasse, und die Leute sind hinaufgestiegen. Dann sind alle losgefahren. In der Gegend, in der früher die Ortschaft Birkenau war, hat nur mehr ein langes Bauernhaus gestanden, daneben vier oder fünf grosse Baracken. Drinnen standen die Leute auf Kleidungsstücken, die hoch am Fussboden lagen. Blockführer und ein Unterscharführer mit einem Stock waren dort. Hölblinger sagte mir: «Gehen wir jetzt hinüber / Dort stand eine Tafel: Zur Desinfektion. Er sagte: «Jetzt bringen sie noch Kinder her.» Da haben sie die Tür aufgemacht, die Kinder reingeworfen und dann die Tür wieder zugemacht. Ein furchtbares Geschrei war zu hören. Ein SS-Mann ist aufs Dach gestiegen: Die Leute haben zehn Minuten lang geschrien. Dann haben Häftlinge die Tür aufgemacht. Es war alles über- und untereinander und verkrampft. Es ist ganz heiss herausgekommen. Die Leichen sind auf einen Leiterwagen verladen und zu einem Graben gefahren worden. Die Nächsten zogen sich in den Baracken schon aus.

Sechs LKW waren zu dieser Aktion eingesetzt. Es waren Mercedeswagen mit Anhängern. Ich sollte auch dort fahren, habe mich aber geweigert.

Anfangs ist im kleinen Krematorium vergast worden.

Grabner hat damals die Transporte vom Bahnhof abgeholt, so 40 bis 50 Juden waren das. «Hopp, los, zieht euch aus!» Er hat das ganz heimlich und freundlich gesagt. Ein SS-Mann ist dann oben hinaufgestiegen. Man hat es dann bis zur Unterkunft schreien gehört.»

Staatsanwalt Kügler: «Wann wurden diese sechs LKWs beschafft?»

Böck: «Das war ungefähr im Frühjahr 1942, als das mit dem Vergasen richtig angelaufen ist. Es waren schwere Wagen, Fünf- bis Sechstonner. Die Brüder, die bei diesen Aktionen mitgemacht haben, haben zehn bis zwölf Flaschen Schnaps im Schrank gehabt.»

12

Roland in Innsbruck. «Wir mussten ja auch Pausen machen. Ausrufen. Vergessen. Am Sonntag etwa Jagen in den Beskiden bei unserem Rittmeister Dr. Fabritius: Und meine Frau briet im Ofen dann wieder den Hasen-Sonntagsbraten. Sieh den Rauch. Man riecht immer diesen süsslichen Geruch. Verbranntes Fleisch. Verbrannte Haut, verbranntes Haar.»

Das Leben ging auch bei uns in Schässburg weiter. Die Gerüche im Hof. Das schwärzliche Pflaster war hart, wenn man hinfiel, das Knie blutete «Maikäfer flieg». Mai. Zugvögel. *Der Mai ist gekommen / Die Bäume schlagen aus ...*

Rechts an der Wand von Grossvaters Zimmer hing ein Bild: ein riesiges goldnes Getreidefeld mit Jesus und den zwölf Aposteln zwischen rotem Mohn. Und abends beteten wir:

Ech bän klien
Menj Herz äs rien
Und nemest sal drän wunnen
Alz Herr Jesus elien.

Nach jedem Schrecken der endlosen Nacht kam die Frühe, die Allerherrgottsfrühe mit Kühle und leuchtender Morgensonne über den Garten, über die Beete, in den Blumen war immer der frische Tau; und durchs Gras konnte man laufen – mit nackten Sohlen.

Und Rolandonkel kommt auf Heimaturlaub, sitzt im Nebenzimmer und lacht, spielt dann auf dem Bechstein ein Schubertlied, singt dazu. Und alle klatschen. Am Sonntag wollte er auch die Orgel in

der Kirche spielen. Und jetzt höre ich ihn so spät wieder, ihn, der auch schon längst tot ist:

Roland: «Eigenartig. Was die vom Sonderkommando denen alles vorlogen ... Viele Frauen versteckten ihre Säuglinge in den Kleiderhaufen. Die vom Sonderkommando passten da besonders scharf auf und redeten der Frau so lange zu, bis sie das Kind in die Gaskammer mitnahm ... Seltsamerweise. Die kleinen Kinder jammerten meist, weil sie das Ausziehen unter diesen Umständen mit so vielen Leuten nicht gewohnt waren, doch wenn die Mütter ihnen gut zuredeten, oder die vom Sonderkommando, beruhigten sie sich und gingen spielend, sich gegenseitig neckend, ein Spielzeug im Arm, in die Gaskammer. Ich habe auch beobachtet, nicht wahr, dass Frauen, die ahnten oder wussten, was ihnen bevorstand, mit der Todesangst in den Augen die Kraft noch aufbrachten, mit ihren Kindern zu scherzen, ihnen gut zuzureden. Eine Frau trat einmal im Vorbeigehen ganz nah an mich heran und flüsterte mir zu, indem sie auf ihre vier Kinder zeigte, die sich brav angefasst hatten, um die Kleinsten über die Unebenheiten des Geländes zu führen: ‚Wie bringt ihr das bloss fertig, diese schönen lieben Kinder umzubringen? Habt ihr denn kein Herz im Leibe?‘ Ein alter Mann zischelte mir einmal im Vorbeigehen zu: «Diesen Massenmord an den Juden wird Deutschland schwer büßen müssen!» Dabei glühten seine Augen vor Hass ... Ab und zu kam es auch vor, dass Frauen während des Ausziehens plötzlich markerschütternd losschrien, sich die Haare ausrissen und sich wie wahnsinnig gebärdeten. Schnell wurden sie hinausgeführt und hinter dem Haus mit dem Kleinkalibergewehr durch Genickschuss getötet. Es kam auch vor, dass Frauen in dem Augenblick, als die vom Sonderkommando aus dem Raum gingen und sie merkten, was nun geschehen würde, uns alle möglichen Verwünschungen nachriefen...»

Adam: Du kannst dir vorstellen, dass sich viele gefragt haben, wieso es denn möglich war, dass die Menschen alle so lammfromm und ohne Gegenwehr in die Gaskammern gingen. Weisst, du, es gibt eine Erklärung: Die meisten Menschen, die von der Rampe in die Krematorien gingen, waren sich ja nicht bewusst, dass sie in die Gaskammern kamen, so wehrten sie sich nicht. Doch auch jene, die es wussten oder auch nur ahnten, dass ihnen ein grässlicher Tod bevorstand, waren wie gelähmt. Es schien ja völlig unmöglich, Widerstand zu leisten, stell dir nur die Massen von Menschen vor, die zu Fuss zur Gaskammer gingen, Frauen, Alte, Kinder, wenige jüngere Männer. Und jede Auflehnung brachte allen Prügel ein, auch den Kindern. Schmerzen und Demütigung. Und ich glaube, die meisten, die sich hätten wehren können, verzichteten darauf, um die Kinder und Frauen und Alten zu schonen. So konnte die SS Hunderttausende ohne Gegenwehr wie Schafe zur Schlachtbank in die Gaskammern treiben.

Oft musste ich es mit ansehen. Wir waren denen total ausgesetzt. Die SS-Deutschen machten alles. «Los. Jetzt ins Bad!» schrieten sie, nein, brüllten sie: «Los, schnell, schnell!» Und wie ein einziges grosses Lebewesen drängte die Menge in einen anderen, blendend hell erleuchteten Saal; Llonka wurde mitgestossen, mitgerissen und verlor Mama und Papa, Oma und Opa aus den Augen, rief nach ihnen, doch umsonst: «Und als ich drin war in der grossen Kammer, sah ich, dass es da keine Bänke und Haken gab, nur in der Mitte des Saales gab es Säulen, und die hatten so Eisenblechrohre, überall durchlöchert; die Wände sehr grob und rau, rissig und so kahl und fürchterlich kalt, eiskalt, todeskalt, doch es gab ja tatsächlich viele warme Duschen und heisse Wasserleitungsrohre wie zum Baden, wie in unserer Badeanstalt in Koloszvár, nur grösser alles hier, viel, viel grösser. Und so ein scharfer Geruch in der Luft; und ich dachte zu ersticken unter dem Atem und Gessumme und Rufen der vielen Leute.»

Ein Auto ist vorgefahren, der Wagen mit dem Roten Kreuz. Rotes Kreuz? Dr. Capesius und Josef Klehr steigen aus. Klehr hat vier grüne Blechdosen in der Hand. Beide gehen nun zur grünen Rasen-

fläche über der Gaskammer und legen Gasmasken an. Dann hebt Klehr den Deckel ab, doch erst, nachdem Capesius ihm den Befehl dazu gegeben hat, immer muss ein SS-Arzt den Befehl zum Töten geben. Klehr bricht den Patentverschluss der Dose auf und schüttet den grobkörnigen Inhalt, eine violette, bröckelige Masse, in die Öffnung. Das Zyklon B.

Böck, SS-Mann, Zeuge im Prozess: «Nachdem der gesamte Transport – es dürfte sich um ca. 1.000 Menschen gehandelt haben – in dem Gebäude war, wurde das Tor geschlossen. Anschliessend kam ein SS-Mann, ich glaube es war ein Rottenführer, zu unserem Sanka und holte eine Gasbüchse. Mit dieser Büchse ging er zu einer Leiter, die vom Tor aus gesehen an der rechten Seite des Gebäudes stand. Dabei bemerkte ich, dass er beim Besteigen der Leiter eine Gasmaske aufhatte. Als er am Ende der Leiter angekommen war, öffnete er eine kreisrunde Blechkappe und schüttete den Inhalt der Büchse in die Öffnung. Ich hörte noch deutlich das Klappern der Büchse gegen die Mauer, als er beim Ausschütteln dagegenstiess. Gleichzeitig sah ich, wie ein bräunlicher Staub aus der Maueröffnung hochstieg. Ob dies Gas gewesen ist, kann ich nicht sagen. Jedenfalls habe ich genau gesehen, dass er nur eine Büchse hineinschüttete. Als der SS-Mann das Türchen wieder geschlossen hatte, setzte ein unbeschreibliches Schreien in dem Raum ein. Ich kann einfach nicht beschreiben, wie diese Menschen geschrien haben. Das dauerte etwa 8-10 Minuten und dann war alles still.»

Ein junger SS-Mann, der zur «Einübung» mitkommen musste, hält sich, als das Summen und Schreien im Vergasungsraum beginnt, entsetzt die Ohren zu. Es wird noch fünf Minuten gewartet nach dem Einwurf der Blausäure; wie eine Zigarettenpause, sie zünden sich eine Zigarette an, steigen dann herab und wieder ins Auto. Erst nach etwa zwanzig Minuten stellt einer vom Kommando oder einer der SS-Leute die elektrischen Entlüftungsapparate an. Und die Tore wer-

den geöffnet. Einige Leute des Sonder-Kommandos haben inzwischen aus dem Entkleidungsraum alle Klamotten auf Lastwagen geladen und zur Desinfizierung gefahren.

Roland: «Einerseits bin ich sensibel, andererseits habe ich gerade dort festgestellt, dass ich robuster bin als die so genannten Robusten. Also dass ich Dinge aushalten und sehen kann, wo andere ohnmächtig werden ... Ich weiss nicht. Es hat mir jedenfalls geholfen zu überleben.»

«Aber seid ihr denn überhaupt in Kontakt gekommen mit dieser ... mit... der ...»

«... Vernichtung? (Lange Pause. Hm.) ... Ich ...

Man hat ja dort manches ansehen müssen», sagt Roland, sagt es mit veränderter, härterer, einer sich entfernenden Stimme, als spräche er zu jemandem, den er gar nicht kennt.

SS-Mann Böck im Auschwitz-Prozess: «Man konnte noch einen bläulichen Nebel über einem riesigen Knäuel Leichen schweben sehen. Die Leichen waren derartig ineinander verkrampft, dass man nicht erkennen konnte, zu wem die einzelnen Gliedmassen und Körperteile gehörten. Ich habe dabei z.B. gesehen, dass einer der Vergasteten einem anderen den Zeigefinger einige Zentimeter in die Augenhöhle gedrückt hatte. Daraus kann man ermessen, wie unbeschreiblich furchtbar der Todeskampf dieser Menschen gewesen ist. Man kann dieses Bild nicht mit Worten beschreiben. Mir ist es dabei so schlecht geworden, dass ich fast erbrochen hätte.»

Roland: «Intoleranz hat bei uns in Siebenbürgen nie einen Boden gefunden. Und jetzt, siehst du, das möchte ich gerade sagen, trotz dieser Rangabstufung war bei uns eine gewisse Toleranz immer zu Hause. Unsere siebenbürgischen Pfarrer haben sich mit den jüdischen Rabbinern oft sehr gut vertragen, Freundschaften gepflegt. Ich erinnere mich auch, dass, sagen wir, der Professor Schotsch mit Beis-

lieb, dem Rabbiner, der nebenan wohnte, gut befreundet war. Und meine Eltern waren mit der jüdischen Familie Ripper sehr gut befreundet in Schässburg, auch ich selber hatte gute jüdische Freunde.»

Adam: Wir vom Sonderkommando zogen beim Öffnen der Kammer die Gasmasken über, da sonst das Gas, das zwischen den Toten lag, auch in kleinen Mengen furchtbaren Reizhusten und Erstickungsanfälle verursachte; mit Wasserschläuchen gingen wir in den Schreckensraum, der in grelles Licht getaucht war. Du kannst dir kaum vorstellen, was dort zu sehen war; anfangs bedeckte ich die Augen, sah nicht hin, spritzte mit abgewandtem Gesicht. Und sah dann doch: Die Leichen waren nicht im Raum verstreut, sie türmten sich übereinander, denn das eingeworfene Zyklon stieg mit den tödlichen Gasen hoch, entwickelte sich erst in Bodenhöhe. So trampelten sich die Unglücklichen gegenseitig nieder, einer stieg über den anderen, je höher sie waren, desto später erreichte sie das tödliche Gas. Ein furchtbarer Kampf um zwei Minuten Lebensverlängerung. Vergebens traten sie aber auf ihre Eltern, Männer und Kinder, sie entkamen dem Erstickungstod nicht, keiner. So lagen Säuglinge, Kinder und Greise ganz unten, über ihnen die kräftigeren Männer. Und sie waren ineinander verkrallt, hatten zerkratzte Leiber, aus Mund und Nase rann das Blut. Ihre Köpfe waren blau angeschwollen und bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Und doch erkannten wir manchmal unter den armen Leichen Verwandte und Bekannte. Manchmal den eigenen Bruder, die Schwester, die Mutter, Kinder...

Adam brauchte eine Pause, und ich hörte seine leise Stimme:

Tenebrae. // Nah sind wir, Herr, / nahe und greifbar. // Gegriffen schon, Herr, / ineinander verkrallt, als wär / der Leib eines jeden von uns / dein Leib, Herr. // Bete, Herr, / bete zu uns, / wir sind nah. // ...Es warf uns dein Bild in die Augen, Herr. / Augen und Mund stehn so offen und leer, Herr.

Wir stellten uns in Gummistiefeln rings um den Leichenberg auf, fast wie Todesfeuerwehr mit starkem Wasserstrahl, denn der Gastod bringt als letzte Reflexbewegung, dass sich hektisch der Darm entleert; und wir mussten die verkrampften Leiber dann voneinander lösen. Doch ich hab es auch vergessen, wie man sich dabei fühlt, jenen Zustand. Ich weiss ihn Gottseidank nicht mehr. Nur der Kopf wiederholt es, Worte ... Und nach dieser «Arbeit», Hände, Händchen, Arme, Leiber auseinanderzuzerren, oft mussten wir schneiden, brutal einiges mit Brechstangen ... nur zwei von uns konnten das, wir sahen weg bei diesem zweiten Tod ... doch jeder musste dann je eine Leiche am Arm mit einem Riemen am eignen Arm festmachen, die glitschigen Körper durch eine Blutrinne zum Fahrstuhl schleifen in den nächsten Raum, vier grosse Lastenaufzüge waren da, bis zu 25 Tote gingen rein, ein Fahrstuhlführer kam auf ein Klingelzeichen, der fuhr ihn hoch. Dann der Verbrennungssaal. Grosse Türflügel. Ein Schleppkommando. Wieder die Handschlinge, das Schleifen vor die Öfen.

Lange Reiben. Vor allem die Kinder und Säuglinge. Dje aus Mund und Nase blutenden Verletzten. Am schlimmsten, wenn noch Lebende ... manche sogar verurteilt, lebend verbrannt zu werden, denn wer sprach, ausplauderte, der wurde dazu verurteilt, lebendig verbrannt zu werden. Dies entsetzliche Schreien ... schrieen noch im Ofen drin auf den Rosten.

Die langen Reihen, zuerst aber wurden sie behandelt. Menschenhaar ist kostbar. Wir wussten, benützbar zur Zündung bei Bomben: Auslösemechanismen der Zeitzündbomben. Den Frauen wurde es abgeschnitten, blondes, schwarzes, braunes, rotes, graues, oh, viel graues Haar. Später kam die Ordre, dass nur junges Haar abgeschnitten werden darf. Das alte nicht mal mehr für Matratzen gut genug sei. Und dann die Spezialisten, die aber vor allem die Älteren und Alten «operierten». Kiefernchirurgen, berühmte Zahnärzte, acht Kapazitäten. Bei den Ungarntransporten waren es mehr als nur acht.

Sie kamen kaum nach mit dem Herausbrechen der Goldzähne. Brecheisen und Zange. Dann ein Salzsäurebad wegen der Fleisch- und Knochenreste. Es gab da eine Kiste mit einer Öffnung, Ringe, Armbänder, Uhren, Halsketten wurden reingeworfen. Acht bis zehn Kilo Gold ergaben die Krematorien täglich.

Zum Sonderkommando der Krematoriumsverwaltung gehörten laut Capesius: «Erst ab Nov. 1942 eingerichtet: Kaduk, Unterscharführer, bis Ende 1942 war er Leiter des Sonderkommandos mit Moll, Otto. Moll, Hscharf. geb. 1915, hinger. Landsberg 28.5.1946, alleiniger Leiter: 8.5.-29.7.44 (also in der Zeit der Ungarntransporte!) Von Statur klein, blond mit pausbäckigem Gesicht voller Sommersprossen. Grausam.»

Adam: Er nahm ein schreiendes Kind, das unter dem Haufen der Vergasten in der Kammer noch lebend gefunden worden war, und warfes lebend und schreiend in das brutzelnde Fett der Verbrennungsgrube.

CAPESIUS: «Stellvertreter war Sommer, Karl, SS.-Uscha. 3. Nov. 47 zum Tode verurteilt.

Muhsfeldt, Erich, SS-Oscha. Leiter Neues Crema 1 ... In Krakau hingerichtet: 22.12.47.

Keim, SS-Uscha, 1944 Kommand. Crema 2; Bug, Hermann, SS-Oscha, 1944 Kommand. Crema 3; Gorges, Johann, genannt Hans, SS-Oscha, Kommandant Crema 4, geb. 1.12.1900, lebte bis zu seinem Tode in Trier. Kirchstr. 1.

Andere Rottenführer und Oberscharführer in den Krematorien waren: Grauel Erich, Eidenmüller, Heckert, Hollander, Kurzius, Seitz, Steinberg Otto, Voss, Graf Otto, Bedarf Waldemar, Desinfektor bei den Effekten im ‚Kanada‘.

Klehr, der Leitende, schüttete selbst das Zyklon B in die Gaskammer oder überwachte es.»

Einer sah von oben durch die Luke, kein Voyeur, der hatte den Auftrag diesen Todeskampf zu beobachten, es war unser Dr. Capesius, der Vik. Er sang nicht mit. Er war unmusikalisch.

Adam: Es ist auch Unglaubliches im Entkleidungsraum geschehen. Am 23. Oktober 1943, da waren 1.800 Personen aus Bergen-Belsen angekommen, fast alle hatten ausländische, meist südamerikanische Pässe, und dachten, sie seien abgekauft und reisten nun in Richtung Schweiz. Dann kam diese wahnsinnige Enttäuschung und auch ihr Widerstand.

(16.10.1964) – *Im Frankfurter Prozess schildert der Augenzeuge Arie Fuks dies Geschehen folgendermassen: «Und wir hatten aus Riga, glaube ich, auch zwei Transporte dazwischen. Und aus Warschau noch einen Transport. Ja, das kann damals gewesen sein, als der Rapportführer vom d-Lager, Schillinger, getötet wurde. In dieser Nacht, als er erschossen geworden ist.»*

Staatsanwalt Kügler: «Waren Sie dabei, als der Schillinger erschossen wurde?»

Zeuge Arie Fuks: «Nein, er ist erschossen worden im Krematorium, in dem Vorraum, Bunker hat man das genannt. Wir haben das 20 Minuten später auf der Rampe erfahren durch den Unterscharführer Effinger.»

Staatsanwalt Kügler: «Und was hat der Ihnen erzählt?»

Zeuge Arie Fuks: «Damals hat er erzählt, die Frau habe geheissen Plotka.»

Staatsanwalt Kügler: «Die kam mit einem Transport an.»

Zeuge Arie Fuks: «Mit einem Warschauer Transport. Sie war Tänzerin von Beruf oder so was. Und da hat er zu ihr gesagt: ‚Zieh dich aus!‘ Hat sie gesagt: ‚Ich habe mich noch nie vor einem Mann ausgezogen.‘ Hat sie gesagt. Da hat er die Pistole herausgenommen und hat ihr gedroht: ‚Wenn du dich nicht ausziehst, erschiesse ich dich.‘ Sie war so schnell, sagt man, dass sie ihm die Pistole aus der Hand genommen und ihn erschossen hat. Und da war noch ein Unterscharführer, ein ganz dicker – an den Namen kann ich mich nicht entsinnen –, den hat sie auch noch verletzt, am Bein.»

Adam: Vom damaligen Sonderkommando waren Filip Müller und David Nencel Augenzeugen, sie haben es auch alles genau beschrie-

ben. Dem berüchtigten SS-Obersturmführer Hössler gelang es durch sein bekanntes Talent zu Lügengeschichten, die Hälfte der Todge-weihten zum Entkleiden zu bewegen, sie wurden auch sofort in die Gaskammer gedrängt. Die anderen etwa neunhundert Opfer weigerten sich. Mit Knüppeln wurde auf die Menge eingeschlagen. In dem Chaos zog sich eine einzige, eine sehr schöne junge Frau, eine Tänzerin aus Warschau, vor den Augen des geil blickenden Oberscharführers Schillinger aus, angeblich, weil er es ihr befohlen hatte mit der Drohung, sie andernfalls zu erschiessen.

David Nencel, der ganz nahe der jungen Frau stand, sah es²: «Die Frau, sie war ausgezogen, da nahm sie ihre Unterhosen und warf sie dem SS-Mann ins Gesicht. Ich denke, sie tat das, um sich vor ihm zu schützen. Ich sagte zu ihr auf Polnisch: ‚Gehen Sie, haben Sie keine Angst.‘ Wenn die SS verstanden hätte, was ich ihr gesagt hatte, dann hätten sie mir eine Kugel verpasst. Ich denke, die Frau startete dann die ganze Sache – sie erschoss den SS-Mann wohl mit seiner eigenen Pistole. Dann ging das Licht aus. Sie haben uns dann rausgetrieben – alle von unserem Kommando. Es wurde wie an der Front, sie holten Maschinengewehre von oben und sie töteten alle in dem Auskleide-raum. Ich war selbst dabei. Und dann befahl die SS, dass alle Sonderkommando-Häftlinge raus sollten. Die SS-Leute kamen angerannt, als wären sie an der Front – mit Maschinengewehren und all diesen Sachen. Die Menschen wurden in ihren Kleidern ermordet, sie waren nicht entkleidet ... Sie haben mit dem Widerstand angefangen, als sie sich weigerten, sich zu entkleiden. Ich weiss nicht, was die anderen Sonderkommando-Häftlinge machten, aber ich habe diesen Menschen dann gesagt, dass sie sterben werden. Ich habe es ihnen gesagt – ob die anderen es genauso gemacht haben, weiss ich nicht. Aber für die SS war das Problem, dass sie sich weigerten, sich zu entkleiden.

² Vgl. dazu: Auschwitz. Zeugnisse und Berichte. Herausgegeben von H.G. Adler, Hermann Langbein, Ella Lingens-Reiner.

Die Einzige, die sich auszog, war diese eine Frau. Sie war eine sehr schöne Frau. Den Fotos nach, die wir später fanden, war sie wohl eine Tänzerin. Diese Frau kam mit ihrem Schmuck und ihren Sachen – also diese Leute wussten ursprünglich nicht, wohin sie gingen.»

*Zalmen Gradowski*³: «Und dann kam es zu dieser tapferen Handlung einer heroischen jungen Frau, einer Tänzerin aus Warschau, die dem Oberscharführer Quakernack von der Politischen Abteilung den Revolver entriss und mit diesem den Rapportführer, den berüchtigten Banditen, Unterscharführer Schillinger, erschoss. Ihre Handlung beflügelte die anderen mutigen Frauen und sie schlugen, sie warfen mit Flaschen und ähnlichen Gegenständen auf die Gestalten dieser wilden Bestien, die uniformierten SS-Männer.»

Doch nicht nur die SS war überrascht, auch für die Häftlinge des Sonderkommandos war diese plötzliche Revolte beängstigend, als das Licht ausging:

Adam: *Gleichzeitig wurde von aussen die Tür verriegelt. Auch wir befanden uns jetzt in dem stockfinsternen Raum. Der dramatische Ablauf der bisherigen Ereignisse liess mich nicht daran zweifeln, dass es zu einem schlimmen Ende kommen würde.*

Filip Müller vom «Sonderkommando»: «Die Dunkelheit wirkte lähmend. Ich tastete mich an der Wand entlang zum Ausgang. Dort hatten sich fast alle vom Sonderkommando eingefunden. Zusammen mit den Kameraden stand auch ich an der Tür. Ein Mann in unserer Nähe, der offenbar bemerkt hatte, dass wir nicht zu ihrem Transport gehörten, sprach uns im Dunkeln an. Er wollte wissen, woher wir kämen. ‚Aus der Todesfabrik‘, antwortete ihm einer. Der Mann wollte noch weiterreden, aber plötzlich wurde die Tür aufgerissen. Grelles Scheinwerferlicht blendete mich. Dann hörte ich SS-Voss ru-

³ «Hefte von Auschwitz», Sonderheft 1, Oświęcim 1972, S. 98f. [Das Verfahren: Auschwitz in den Augen der SS. Der 1. Frankfurter Auschwitz-Prozess, S. 40166]

fen: «Sonderkommando rauskommen!’ Wir stürzten durch die Tür, endlich draussen liefen wir die Treppe hinauf zum Hof. Vor der Tür zum Umkleideraum waren zwei Maschinengewehre aufgestellt worden. Dahinter standen Scheinwerfer. SS-Leute mit Stahlhelmen lagen bereit, die Maschinengewehre zu bedienen. Auch auf dem Hof lief eine Horde von bewaffneten SS-Schergen herum. Ich war gerade auf dem Weg zum Verbrennungsraum, als der Lagerkommandant Höss aus seinem Auto stieg.»⁴

CAPESIUS: «Ich kann nur sagen: Ich kannte den Dr. Nyiszli gut, kannte ihn noch aus meiner Bayervertreterzeit in Siebenbürgen. Und er hat grässliche Sachen dort mit dem Sonderkommando erlebt, ein Wunder, dass sie ihn als Mitwisser nicht umgelegt haben. Doch der Mengele brauchte ihn. Einmal, so hat er erzählt, da sei der Klehr, der leitete ja das Vergasungskommando, in sein Zimmer gestürmt, und der habe aufgeregt erzählt, dass sich ein noch lebendes Mädchen tief unter dem Leichenberg in der Gaskammer bewege; und Nyiszli sei mit seiner Arzttasche in die Gaskammer gelaufen, und da, tatsächlich an der Wand – nur halb überdeckt mit Leichen, ein Mädchen, nackt wie alle, aber wunderschön wie ein röchelnder Engel – die habe dagelegen ...»

Adams Tagebuch: Und das war noch nie vorgekommen, das Sonderkommando fassungslos, entsetzt, sogar Klehr. Befreit dann von den Leichen, brachten wir die Fünfzehnjährige in den Umkleideraum des Kommandos, drei Stärkungs-Spritzen in den Arm. Und der Körper eiskalt, zugedeckt mit einem Mantel. Aus der Küche beisse Suppe, Tee. Dann der Hustenanfall wie Schüttelfrost, dicke Schleimklumpen aus den vom Gas zerstörten Lungen. Hat wieder Farbe. Das Leben kommt zurück. Blickt verwirrt um sich.

Das Mädchen immer lebhafter geworden, Kopf gehoben, die Arme, doch dann ihr Gesicht verzerrt, geschrieen, einzelne ungarische Brocken, packt Nyiszli am Mantel, krampfhaftes Klammern, will sich

⁴ Vgl. Der Auschwitzprozess. Das Verfahren: 97. Verhandlungstag (05.10.1964).

aufsetzen, er legt sie zurück, Nervenzusammenbruch, erschöpft zurückliegen, schwer atmen, und dann ersticktes Weinen. Stummes trocknes Weinen, kein Laut, kein Schluchzen mehr. Und Nyiszli auf sie eingeredet, ungarisch, vertraute Laute. Taute auf, erste Worte: Hatjövök. Ich komme mit den Eltern aus Koloszydr. Dann Teetrinken, gierig. Fleischbrühe auch. Etwas geschlafen. Das Mädchen retten!?

Aber da kommt der Muhsfeldt, macht Kontrolle. Sieht es. Das Mädchen auf der Bank. Nyiszli allein mit Muhsfeldt. Geredet. Doch der Muhsfeldt hat zuerst den Kopf geschüttelt: «Hier gibt es keine Hilfe». Das arme Mädchen wollte er in den Vorraum des Verbrennungssaales bringen. Nach all dem, was sie erlebt hatte, da gestanden ... gewartet ... und dort wäre sie dann mit einem Genickschuss getötet worden ...Es heisst, doch ich weiss nicht, ob das stimmt, denn nachher hat niemand mehr etwas von ihr gehört... einige behaupten, sie sei wie durch ein Wunder gerettet worden, sie durfte mit der Baubrigade gehen ... War sie die Einzige, die von den vielen Millionen aus der Gaskammer den Tod überlebt hatte?

DIE AUSCHWITZAPOTHEKE

1

CAPESIUS: «Ich war vom 12.2.1944 bis zum 18.1.1945 im Konzentrationslager Auschwitz. Am 10.2.1944 wurde ich durch den Sturmbannführer und Reichsführer KL Lolling nach Auschwitz abkommandiert, da der dortige SS-Apotheker Dr. Krömer erkrankt war. Am 12.2.1944 meldete ich mich beim Standortarzt Dr. Wirths in Auschwitz. In der SS-Apotheke empfing mich Dr. Krömer. Er ging anschliessend ins Revier und starb am 18.2.1944. Ich wurde als sein Nachfolger eingesetzt und am gleichen Tage nach Auschwitz versetzt.

Ich versuchte über meinen Freund, Sturmbannführer Dr. Becker, der im Sanitätslager in Berlin eine einflussreiche Stellung hatte, wieder nach Dachau oder nach Berlin zu kommen. Dies gelang mir jedoch nicht.

Die SS-Apotheke befand sich in einem gemauerten Haus ausserhalb des eigentlichen Stammlagers Auschwitz. Das Haus hatte ein Parterre und einen ersten Stock sowie einen Dachboden. Im Erdgeschoss befand sich die SS-Apotheke, ferner ein Raum, in dem die von der Rampe in Birkenau ankommenden Medikamente und Apparate sortiert wurden. Manchmal waren auch ärztliche Instrumente dabei. Diese Dinge waren ausschliesslich für die Häftlinge bestimmt. Verantwortlich für diese Arbeit war ich, gemacht hat es jedoch der polnische Häftlings-Apotheker Sikorski.

Ferner waren im Erdgeschoss der Standortarzt und der Zahnarzt untergebracht. Im 1. Stock befand sich das SS-Revier mit Betten für SS-Patienten. Der Dachboden wurde zur Aufbewahrung der von der Rampe ankommenden Medikamente benutzt.

Ich hatte etwa 12 Häftlinge, die in der SS-Apotheke beschäftigt waren. Ausser dem Buchhalter waren sämtliche Häftlinge entweder Apotheker oder Drogisten. Diese Häftlinge habe ich wohl fast alle von Krömer übernommen. Im Augenblick kann ich mich an weitere Namen der in der SS-Apotheke Beschäftigten nicht erinnern.

Gewohnt habe ich in einer Holzbaracke in der Nähe des Bahnhofs von Auschwitz. Diese Baracke stand in der Nähe der Offiziers-Messe.

Meine Aufgabe als Apotheker bestand darin, die für das SS-Personal und die Häftlinge erforderlichen Arzneimittel von dem Zentral-Sanitätslager in Berlin – ich meine damit das Zentral-Sanitätslager der Waffen-SS, das in einer Brotfabrik untergebracht war, im Gegensatz zu dem Zentral-Sanitätslager des Heeres – anzufordern, und zwar musste ich Arzneimittel für das Stammlager Auschwitz und sämtliche Nebenlager, einschliesslich Birkenau und Monowitz, anfordern.

Ferner musste ich öfters mit einem Sanka Medikamente von der Rampe in Birkenau abholen. Ich fuhr dann mit einem Fahrer und zwei Häftlingen zur Rampe nach Birkenau, wo bereits ein Haufen mit Koffern und Instrumenten zum Abholen bereitlag. Dort wurden mir diese Sachen von einem uniformierten Mann zugewiesen. Das war nicht immer derselbe Mann. Er trug keine SS-Uniform. Wir haben immer ‚SD‘ zu diesen Leuten gesagt. Eine Quittung wurde nicht erteilt.

Manchmal hat mich bei der Abholung dieser Sachen von der Rampe einer der beiden für mich arbeitenden SS-Unterscharführer vertreten. Es kann sein, dass einer von ihnen Jurasek hiess.

Ich möchte eigentlich sagen, dass wir uns turnusmässig abgewechselt haben.

Die SS-Apotheke war in der Revierbaracke untergebracht. Sie fand sich im Parterre des Blocks. Ich selbst hatte – ebenfalls im Parterre – ein grosses Zimmer mit drei Tischen. Im gleichen Raum sass der Buchhalter, ein Häftling, der die Buchführung machte und die Kartei führte. In einem anderen Raum im Parterre arbeitete der Häftlingsapotheker Sikorski (Kapo) mit fünf Apothekern und Drogisten. Ferner waren zwei Kellerräume vorhanden. In dem einen befanden sich Arzneien. In dem anderen Raum befanden sich Korbflaschen mit Alkohol. Vorübergehend waren in dem Kellerraum noch 20 Kartons

mit **2.000 Döschen DDT** (gegen Läuse) – **eine Rotkreuz-Sendung** – untergebracht.

Im Keller war auch ein Duschaum; im Parterre war eine Friseurstube. Das Dachgeschoss war abgedichtet. Dort wurden die Gepäckstücke der Ärzte und Apotheker aus den angekommenen Judentransporten untergebracht und vorsortiert.

In der Apotheke habe ich sofort Inventur gemacht, da diese mir nicht ordnungsmässig übergeben worden war. Den Inhalt der Behälter, die eine Geheimnummer trugen oder unkenntlich waren, habe ich in eine Zinkwanne gegossen. Originalflaschen, deren Inhalt besonders wirksam war und deren Wirksamkeit ich nicht einwandfrei pharmazeutisch erkennen konnte, stellte ich in eine grosse weisse Kiste, die sich im Keller befand.

Die Kiste war durch zwei Schlösser gesichert. Die SS-Apotheke, die ich leitete, war die Zentralapotheke vom Lager Auschwitz. Die einzelnen Lager hatten ihre Häftlingsapotheken. Diese gaben monatlich ihren Bedarf an. Die Häftlingsapotheker dieser Apotheken holten die Arznei und Medikamente meist in Begleitung von Häftlingsärzten bei uns ab. Von den Nebenlagern, die keine Häftlingsapotheken hatten, holten sich die Häftlingsärzte monatlich einmal ihren Bedarf in der Hauptapotheke ab. Es gab auch Aussenlager, die sich ihre Arzneien selbst besorgten.

Die Ausgabe der Arzneimittel und Medikamente in der SS-Hauptapotheke erfolgte durch die Häftlingsapotheker Sikorski und Strauch. Letzterer war ein Apotheker aus Oppeln. Er gab auch die Medikamente auf Einzelrezepte, die für SS-Führer und SS-Männer ausgestellt waren, aus.

SS-Personal war – ausser mir – auch in der Apotheke. Von Mai bis August 1944 wurde ich von einem SS-Apotheker, Untersturmführer Gerber, unterstützt. Er war nicht mein Untergebener, sondern unmittelbar dem Standortarzt unterstellt. Er hat sich ebenso wie ich selbstständig betätigt und hat mich in meiner Abwesenheit vertreten.

Nach Eröffnung des SS-Lazarets im August 1944 übernahm er die SS-Apotheke in Birkenau bis zum Dezember 1944.

An weiteren SS-Hilfskräften hatte ich einen SS-Unterscharführer, Kurt Jurasek, einen gelehrten Drogisten und einen Rottenführer. Diese übernahmen gleichzeitig die Bewachung der Häftlingsapotheker.»

CAPESIUS (in Göppingen): «Wie ich am 12. Februar 1944 hinkam, da war für sie der Krieg schon verloren, für mich auch. Der Sikorski hat gesagt, Chef habe gesagt, schau: Heute seid ihr hier, morgen vielleicht wir. Krieg ist nicht mehr zu gewinnen. Chef hat gesagt ... Ja, das bin ich.»

«Musste man keine Angst haben, dort so etwas zu äussern?»

CAPESIUS: «Ich ihm gegenüber nicht.»

«Er war Apotheker, Häftlingsapotheker?»

CAPESIUS: «Ja. Und sein Vater war noch Apotheker beim Zaren gewesen.»

CAPESIUS: «Der Mann jedenfalls (Krömer) ist damals wegen Defätismus erschossen worden, weil er allen Ankommenden erzählt hat: Sie werden noch Augen machen, da ist Sodom und Gomorra. Es gibt noch etwas mit der Unterwelt, irgendso ein Zitat, das auch vorkommt, das man so sagt, wenn es einem mies geht, am miesesten geht...»

«Die Apokalypse?»

CAPESIUS: «Nein, nicht das ...»

«Das Inferno?»

CAPESIUS: «Ja, das Inferno in der Unterwelt sei nichts dagegen, so in der Art. Er hat aber eine kleine SS-Nummer gehabt, aus dem ersten Jahr ...»

Zeuge der Anklage Jan Sikorski beschreibt (auf Russisch) die Apotheke so (19-6.1964): «Einige Zeit lag Krömer in Auschwitz im Krankenhaus, im SS-Lazarett. Und danach kam Doktor Capesius.»

Vorsitzender Richter: «Das war also Ende 43-»

Zeuge Jan Sikorski: «Ende 43 so. Oder, ja ...»

Vorsitzender Richter: «Wer war damals in der Apotheke ausser Ihnen und Doktor Capesius noch beschäftigt?»

Zeuge Jan Sikorski: «Doktor Capesius, das war der Leiter der Apotheke. Ferner noch ein SS-Offizier. Ich glaube, Gerber war sein Name. Er war aus dem Elsass. Er sprach ein sehr gutes Französisch und war in der französischen Armee gewesen. Dann geriet er in Gefangenschaft, und als Deutscher wurde er dann SS-Angehöriger. Dann [gab es] noch Unteroffiziere. Aber keine Apotheker. Das waren Jurasek, Dobrzanski. Und dann war noch einer. Das war ein Wehrmatsangehöriger, kein SS-Mann. Frymark hiess er. Er hatte einen Zigarettenladen auf dem Alexanderplatz in Berlin. Er erzählte immer allen davon.

Und dann Häftlinge, interessiert es Sie auch?»

Vorsitzender Richter: «Die Häftlinge interessieren uns auch, ja.»

Sikorski: «Ausser mir arbeitete dort ein deutscher Jude aus Schlesien namens Strauch. Das war ein Schulkamerad aus der Vorkriegszeit von dem Apotheker Krömer. Es war da noch ein Buchhalter namens Berliner, ein alter Mann. Dann arbeiteten dort noch zwei Frauen aus Ungarn. Ich kenne nur die Vornamen, Piroska und Eva. Dann noch ein gut gewachsener, gut aussehender junger Apotheker aus Siebenbürgen, Grosz, auch ein Jude. Und noch ein Grieche. Aaron hiess er. Und ein Ungar, so ein Dicker, Altmann. Ich glaube, der war Weinhändler von Beruf. Aus Polen gab es noch zwei Drogi- sten, Prokop. Und Jozef Gorzkowski aus Krakau. Und noch zwei Apotheker, Szewczyk und Swiderski. Und dann war da noch so ein kleiner, junger Gehilfe, Sulikowski. Das war noch ein Kollege meines Bruders, darum kannte ich ihn.

Und es wurde polnisch, russisch, ungarisch, aber auch deutsch und jiddisch geredet, diese spezielle Häftlingssprache, die ‚lagerszpracha‘ von Auschwitz hörte man ebenfalls ... Unser Apotheker Capesius, der Chef, tat so, als höre er nicht zu, wenn seine Häftlinge die «lagerszpracha» sprachen. Nein, nein, er hat nichts Übles getan. Nur

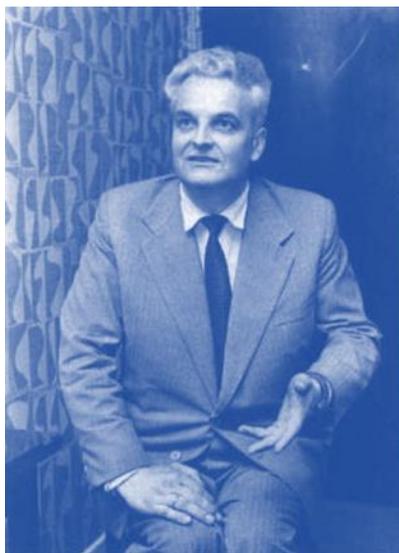


Bild 7: Jan Sikorski, Frankfurt
am Main, 19.06.1964

Befehle ausgeführt. Capesius hatte unter den Häftlingen einen guten Ruf. Er war ein sachlicher Mensch.»

Vorsitzender Richter: «Nun, sagen Sie uns bitte, Herr Zeuge, was hatten Sie dort für eine Aufgabe in der Apotheke?»

Zeuge Jan Sikorski: «Ich war dort so eine Art Vorarbeiter. Oberhäftling. In diesem Kommando. Das Kommando war zu klein für einen Kapo. Die haben mich manchmal so genannt, Kapo. Ich musste am Morgen die Namen der Häftlinge sammeln, auf einem Zettel aufschreiben. Und ich musste sie alle durch das Tor zur Arbeit führen.

Ich musste sie dann alle anmelden, dass ich sie zur Arbeit gebracht habe, und jeder ging dann seiner Arbeit nach.

Dann nahm ich sämtliche Anforderungen, die aus den Lagern kamen, entgegen. Und habe diese durchgeführt. Ich schickte das dann an die einzelnen Lager.»

Mitschrift des beisitzenden Richters vom 57. Verhandlungstag (19.6.1964). Aussage des Zeugen Sikorski, ehemaliger Häftlingsapotheken-

ker, betreffend den Angeklagten Dr. Capesius:

Eines Tages kamen aus Berlin Büchsenöffner mit Zacken. Damit sollten die Büchsen mit Zyklon B geöffnet werden.

Die ersten Sendungen mit Zyklon B kamen ohne Zweifel in die Apotheke. Sie wurden im Keller rechts aufbewahrt. Dann gab es noch einen kleinen Raum, der abgeschlossen war. Dort wurden die Kartons mit dem Zyklon B aufbewahrt. Das Gas war aber nur kurze Zeit dort. Dr. Capesius sagte einmal, er wolle damit nichts zu tun haben. Er wollte das Gas an die Verwaltung zurückgeben. Ich habe davon gehört, dass SS-Unteroffiziere extra nach Berlin gefahren sind, um das Zyklon B abzuholen. Das Zyklon B war in braunen Kartons. Die Dosen habe ich erst nach dem Kriege im Museum von Auschwitz gesehen. Man hat auch davon gesprochen, dass das Zyklon B im Theatergebäude aufbewahrt wurde. Ich weiss aber nicht, ob das stimmt.»

Auf Befragen erklärte der Zeuge:

«Dr. Capesius wusste von dem Zyklon B. Auf die Frage, woher er dies wisse, erklärte der Zeuge:

Er musste doch wissen, was in der Apotheke ist. Ohne sein Wissen konnte man nichts erledigen. Dr. Capesius war sachlich.»

Auf die Frage, wer die Schlüssel für

- a) den Keller,
- b) das Theatergebäude,
- c) das Kleine Krematorium

gehabt habe, erklärte der Zeuge:

«Die Schlüssel für diese Räume hatte der Leiter der Apotheke. Er hat sie allerdings nicht selbst herausgegeben, sondern der SS-Unteroffizier Jurasek. Dr. Capesius hat die Schlüssel in seiner Schreibtischschublade aufbewahrt, soweit ich mich erinnern kann. Der SS-Unteroffizier musste ihn fragen, wenn er die Schlüssel haben wollte.»

Capesius sass an seinem alten wackligen Schreibtisch und stellte Formulare aus. Waren es Bestellungen? Was bestellte er? Was tat er den ganzen Tag? Öffnete er manchmal die Schublade, wo die Schlüs-

sel zum Zyklon B lagen? Holte ihn der Leiter des Vergasungskommandos Klehr in einem Sanka ab?

Richterliche Vernehmung des Angeklagten Victor Capesius vom 7. 12.1959. Frankfurt (Main): «Frage des Gerichts: Handelt es sich bei diesem Bunker um das ehemalige Krematorium?

Antwort Capesius: Das weiss ich nicht, das hat man mir nicht gesagt. Jedenfalls hat ein Lager- oder Bunkerraum, in dem diese Zyklon-B-Büchsen aufbewahrt worden sind, oder auch ihre Herausgabe oder Verteilung mir nie unterstanden.

Vorhalt: Hat die SS-Apotheke ausser in dem Haus, in welchem sie unmittelbar untergebracht war, noch irgendwo im Lager Vorräte abgestellt oder gelagert?

Antwort: Ja, gleich gegenüber in einem Bunker (altes Krematorium). In diesem Bunker wurde Folgendes gelagert: Urnen, ob leer oder voll, weiss ich nicht; Benzin, Kreolin, Karbolsäure, Chlorkalk und möglicherweise andere Flüssigkeiten in Korbflaschen. Es handelt sich dabei alles um Vorräte der Lagerapotheke, die auch mir unterstand. Von diesen Vorräten wurden die jeweiligen Lagerapotheken der Aussenlager beliefert.

Vorhalt: Zyklon B war da nicht dabei?

Antwort: Unsere Lagerräume in diesem Bunker füllten nicht den Rauminhalt des gesamten Bunkers, sondern nur vielleicht die Hälfte des gesamten Bunkers.»

In der Aussage des Zeugen Ignacy Golik, ehemals Häftling im SS-Revier, heisst es: «Etwa im Herbst 1942 oder Frühjahr 1943 – den genauen Zeitpunkt weiss ich nicht mehr – beobachtete ich vom 1. Stock des SS-Reviere, wie ein grösserer Zug von Häftlingen aus Birkenau zu dem Kleinen Krematorium (Altes Krematorium) marschierte. Der Zug war von einer SS-Wachmannschaft in Stärke von etwa einer Kompanie begleitet. Es waren ungefähr 200 Häftlinge ... Die etwa 200 Häftlinge wurden in das Tor zum Krematorium hinein-

geführt und in dem von einem Betonzaun umgebenen Vorhof aufgestellt.

Ich sah dann, wie sich die Häftlinge ausziehen mussten. Die Häftlinge wollten dies zunächst nicht freiwillig tun, taten es dann aber doch, als die SS-Leute sie zu schlagen angingen. Dann marschierten die nackten Häftlinge in Fünferreihen in das Krematorium hinein. Nachdem die Häftlinge in dem Krematorium waren, begannen zwei SS-Leute auf Motorrädern ständig um das Krematorium herumzufahren. Zur gleichen Zeit stiegen etwa 4 oder 5 Sanitätsdienstgrade auf das Dach des Krematoriums und warfen den Inhalt von Zyklon-B-Büchsen durch die Stutzen, die für den Gaseinwurf bestimmt waren. Soweit ich mich erinnern kann, hatte jeder 2 Büchsen bei sich. Die Sanitätsdienstgrade trugen Gasmasken.

Wie im Abschnitt D VII 4 im Zusammenhang dargestellt, befanden sich in der Nähe der Krematorien grössere und kleinere in das Erdreich gegrabene Verbrennungsplätze. In diesen Gruben wurden die Leichen der Vergasten verbrannt. Es kam vor, dass Personen lebend in diese Gruben hineingestossen wurden, weil sie aus irgendeinem Grund nicht in den Vergasungsraum gebracht werden konnten.

Ein Fall ist mir ganz besonders in Erinnerung geblieben. Es dürfte im Mai oder Juni 1944 gewesen sein, dass eine ältere Jüdin selektiert wurde, aber nicht deren Tochter. Die Tochter liess sich aber von ihrer Mutter nicht trennen, und dann hat Klehr die beiden Frauen von der Desinfektion als Nachzügler zur Brandstelle geführt und gleich lebend beide Frauen ins Feuer gestossen.»

Der Zeuge Eduard Pys, ehemals Häftling im SS-Revier, sagt aus: «Dagegen war ich selbst im Sommer oder Herbst 1942 einmal Augenzeuge einer Vergasung im Alten Krematorium, das sich ja in unmittelbarer Nähe meines Arbeitsplatzes befand.

Es wurde gebrüllt, es solle ja niemand wagen, aus dem Fenster zu sehen, sonst müsse er mit ins Krematorium. Als die Absperrung abgeschlossen war, kamen zwei oder drei mit Planen bedeckte Last-

wagen angefahren, die bis zum Eingang des Krematoriums führen. In den Wagen befanden sich männliche und weibliche Personen, wahrscheinlich Juden, die noch Zivil und keine Häftlingskleidung trugen und vor dem Krematorium von den Wagen heruntersteigen mussten.

Als die SDGs Koch und Theuer mit dem Einfüllen des Gases begannen, wurde der Motor eines Wagens, der vor dem Krematorium stand, angelassen und lief etwa eine viertel Stunde lang auf vollen Touren. Obwohl doch das Krematorium fast luftdicht abgeschlossen war, konnte der Motorenlärm das Schreien der im Gasraum befindlichen Menschen nicht übertönen. Ich hörte an meinem Beobachtungsplatz, von dem aus ich hinter geschlossenem Fenster die Vorgänge mit ansah, geradezu tierische Schreie, die nichts Menschliches mehr an sich hatten. Wenn ich nicht gewusst hätte, dass sich Menschen in dem Krematorium befanden, hätte ich niemals geglaubt, dass diese Schreie von Menschen herrührten. Dieses fürchterliche Schreien dauerte ein paar Minuten.»

Richterliche Vernehmung des Angeklagten Victor Capesius. Frankfurt (Main), den 7.12.1959.

«Vorhalt: Ist Ihnen bekannt geworden, was in dem übrigen Teil des Bunkers gelagert worden ist?

Antwort: Nein. Irgend jemand hat mir einmal gesagt, in dem anderen Teil sei einmal eine Verbrennungsabteilung gewesen.

Frage: Also war dort doch das Alte Krematorium?

Antwort: Das hat man mir nicht gesagt. Als ich hinkam, war das nur ein Vorratsbunker.

Frage: Sie sagten vorhin, irgendjemand hätte Ihnen erzählt, dass der Herr Klehr Zyklon-B-Büchsen verwahrt habe. Können Sie angeben, wo er die verwahrt hat?

Antwort: Nein, es wurde nur sehr geheimnisvoll gesagt, in einem Bunker.

Frage: War das vielleicht der restliche Teil des Bunkers, in dem Sie die oben angegebenen Vorräte bewahrten?

Antwort: Das kann ich nicht sagen.

Für die bei mir in der Apotheke beschäftigten Häftlinge habe ich nach besten Kräften gesorgt. So habe ich es bewerkstelligt, dass heimlich für sie auf dem Dachboden gekocht wurde und dass das Essen hierfür für sie herangeschafft wurde.»

Adam dazw. Lächerlich. Das ist wohl eine posttraumatische Amnesie. Unser Vik ist ja auch schrecklich gestresst gewesen in Auschwitz, der Herr SS-Major, dass er alles vergessen musste. Vergessen ist freilich gut. Er war ein anständiger Mensch, immer. Und hat, wie dein Onkel Albert sagt, seine Apotheke unheimlich aufgebauscht, um möglichst viele zu retten. Und: «Er war ein sachlicher Mensch», wie sein Häftlingsapotheker Sikorski aussagte.

2

Dr. Victor CAPESIUS

(Aus den Prozessakten)

«Geboren am 7.2.07 in Reussmarkt / Siebenbürgen. Wohnhaft in Stuttgart-West, Bismarckstr. 48. Verheiratet mit einer Kollegin, Frau Dr. Friederike Capesius, einer Halbjüdin aus Wien, er hat mit ihr 3 Kinder im Alter von 7 bis 13 Jahren. Frau und Kinder lebten bis Anfang der Sechziger Jahre noch in Schässburg / Rumänien, erst nach zwanzig Jahren Trennung gelingt die Familienzusammenführung, die jedoch nur ein Jahr dauert, denn schon im Dezember 1959 wird Capesius verhaftet und ist weitere 10 Jahre lang von seiner Frau und den drei Kindern getrennt. Jahreseinkommen 1943 RM 9.000. Das aus RM 20.000 bestehende Vermögen ist durch die Besetzung Rumäniens verloren gegangen. Angehöriger der Waffen-SS von August

1943 bis 3.5.1945. Sturmbannführer (Major) vom 9.11.1944 bis 3.5.1945. Todesurteil Militärgericht Klausenburg in Abwesenheit: 1947.

Sohn eines Kreis- und Amtsarztes. Vorfahren nachweislich arisch bis ins 18. Jahrhundert. (Ahnenpass? Ja.) Besuch des Deutschen Gymnasiums in Hermannstadt und Schässburg. Baccalaureat (Abitur) 1925. Studierte in Klausenburg Pharmazie. 1931 Einjährigen-Heeresdienst in der rumänischen Armee als Apotheker Oberleutnant (Locotenent). Von dem er schon nach einem Monat Heeresdienst beurlaubt wird zum Studium 1931-1933 der Chemie in Wien. Promotion am 30.1.33 zum Dr. der Philosophie. Bis August 1943 ist er als Ärztebesucher für eine Tochtergesellschaft der IG Farbenindustrie in Rumänien, vor allem in Siebenbürgen und Bukarest tätig. Er wird nach Kriegsausbruch am 30.6.41 zu seiner rumänischen Einheit nach Cerna-Vodă einberufen, wo er die Spitalsapotheke des rumänischen Heeres leitet und am 24. Januar 1942 zum Apotheker Hauptmann der Reserve befördert. Doch wieder in seinen zivilen Beruf als **IG-Farbenvertreter** am 16. Juni 1942 beurlaubt. Am 1.8.43 wieder eingezogen, diesmal aber (bedingt durch das Abkommen Berlin-Bukarest) zur Waffen-SS. Er wird ins Zentralsanitätslager, Aussenstelle Warschau, abkommandiert mit gleichzeitiger Rangangleichung zum Hauptsturmführer der Waffen-SS.»

Ausser der Beförderung zum Major klafft hier in seiner offiziellen Vita eine Lücke. Sie heisst: Auschwitz und andere KZs. Dachau, Oranienburg und Ende 1943 oder wie er behauptet am 12. Februar 1944 Auschwitz, wo er die Leitung der SS-Apotheke übernimmt. Oder übernehmen muss. Sikorski, der Kapo der Apotheke, sagte dem Gericht, es sei Ende 1943 gewesen. Am 18. Januar 1945 gelingt Capesius die Flucht nach Berlin, dann wahrscheinlich mit Himmler, Höss und anderen hohen SS-Chargen Flucht nach Schleswig-Holstein, wo er von den Briten gefangengenommen und am 23.5.1946 aus der Gefangenschaft entlassen wird. Er wohnt in Stuttgart-West (Bismarckstr.) unter seinem vollen Namen, beginnt an der Technischen Hochschule Elektronik zu studieren, da er wegen seiner SS-

Zugehörigkeit keine Anstellung findet. Im Sommer 46 wird er von einem ehemaligen Häftling in München erkannt und von amerikanischer Militärpolizei verhaftet. Doch die Untersuchungen verlaufen im Sand. Am 2.8.1947 erlässt die Interniertenkammer, Lager 74, einen Entscheid, dass er durch das Gesetz nicht belastet sei. Und er wird wieder frei. Als angestellter Apotheker beginnt er in Stuttgart zu arbeiten, und am 5.10.1950 eröffnet er als Inhaber die Markt-Apotheke in Göppingen. Und später einen Kosmetikladen in Reutlingen. Schon 1958, in der Wirtschaftswunderzeit, erzielt er einen Umsatz von 400.000 DM.

Die Frage ist berechtigt, und sie wurde auch im Prozess gestellt: woher er die notwendigen Mittel zur Eröffnung der Apotheke gehabt habe, er antwortete, er habe sich nichts vorzuwerfen.

Zeugen der Anklage im Prozess freilich belasten ihn schwer, auch die Häftlingsapotheker aus seiner SS-Apotheke; und es ist nicht ausgeschlossen, dass er mit geraubten Vermögenswerten der Ermordeten im Januar 1945 aus Auschwitz geflohen ist. Die Frage, wie sich Auschwitz so in die Nachkriegs- und Wirtschaftswunderzeit verlängert hat, treibt einem die Schamröte ins Gesicht. Der Skandal mit den Schweizer Banken, die das Geld der Ermordeten nicht herausrücken wollten, gehört mit dazu. Geld stinkt nicht? Auch nicht nach Asche und Rauch?

Brief des Häftlingsapothekers Ferdinand Grosz an Hermann Langbein (Wien):

«Ich bin im Jahr 1912 in Lunca de jos (Siebenbürgen) geboren, habe die Hochschule in Bukarest im Jahr 1935 absolviert. Bis zur Deportierung arbeitete ich in Târgu Mureş in der Apotheke eines gewissen David Johann, der mit Victor Capesius gut befreundet war. Jedesmal, wenn Capesius als Propagandist der Bayerwerke nach Târgu Mureş kam, pflegte er sich stundenlang in dieser Apotheke aufzuhalten. Daher datiert meine Bekanntschaft mit Capesius.

Als ich im Juni 1944 deportiert wurde, kam ich nach Auschwitz, wo mir die Häftlingsnummer A-13864 eintätowiert wurde. Zuerst arbeitete ich in der Sandgrube Palitzsch, dann im Stallkommando und ab Oktober 1944 im Apotheker-Kommando des SS-Reviers, in welches ich durch die Protektion von Capesius, mit dem ich zufällig zusammengetroffen war, kam. Kapo war dort Karl Lill, Kapo der Apothekerabteilung ein polnischer Apotheker, an dessen Namen ich mich nicht mehr erinnern kann. Hier arbeitete ich bis zur Evakuierung des Lagers im Jänner 1945 und hatte eine äusserst gute Gelegenheit, näheren Einblick in die Tätigkeit von Capesius zu bekommen.

Ich kann bestätigen, dass er etwa 2-3mal wöchentlich an der Rampe Dienst tat und sich dort nicht mit Medikamenten, sondern mit Selektionen der ankommenden Transporte beschäftigte.

Was die Arzneien betrifft, so interessierten ihn diese nur insoweit, bis man für ihn die in Salben und Zahnpastatuben versteckten Juwelen herausgesucht hatte. Täglich kam er zu uns, um sich zu erkundigen und zu kontrollieren, ob wir etwas gefunden hätten. Allein in den Monaten, in denen ich im Revier arbeitete, sammelte er für sich ungeheure Mengen von Schmuck, die er als sein Einkommen ansah, das ihm ganz natürlich zustand.

Im Jahre 1947 schickte Capesius seinen Schwager aus Sighisoara (Schässburg) zu mir mit der Bitte, ich solle ihm eine Schrift ausfolgen, worin ich bestätige, dass er in Auschwitz mein Leben gerettet habe.

Ich warf den Betreffenden hinaus, denn damit, dass er mein Leben zufällig gerettet hat, lässt sich nicht vergessen, dass die Vergasung von vielen Tausenden Menschen, die er zur Vernichtung selektiert hatte, niemals wieder gutgemacht werden kann.

Târgu Mureş, den 21. November 1962.»

Bemerkung von Capesius dazu: «Ich bin mit Schmuck nicht in der Art tätig geworden. Im Oktober 44 gab es auch keine solchen Transporte mehr. Ich habe nach meiner Abfahrt am 25. August 44 nie mehr

selbst Gepäck abgeholt, das lief so weiter wie während meiner Abwesenheit. Ausserdem war Oktober, als Grosz zu uns kam, alles schon vorbei, und Grosz sass im Raum Sikorski, meine ich, wo nie die geschilderten Untersuchungen stattfanden, da sauberer Raum. Aber auch bei Prokop habe ich nie Juwelen geholt.

Ich habe von niemandem ein Führungszeugnis verlangt, auch nicht von Strauch Fritz, was ja am naheliegendsten gewesen wäre. Meine Frau hat mir darüber auch nie geschrieben. Ich habe auch den Namen Grosz nicht mitgeteilt.»

3

Adam: leb war ja auch nicht täglich in der SS-Apotheke des Capesius, nur für ein paar Tage nahm mich Langbein in sein Büro, das im Revier lag, mit, ich war ja oft im Auftrag der «Kampfgruppe» gefährlich unterwegs; Langbeins Platz als Sekretär von Wirths war ganz nahe der SS-Apotheke; bei Langbein war es dann auch, wo ich Dr. Wirths kennen lernte, der sehr freundlich und umgänglich wirkte, und gleich ein Eichendorffgedicht zitierte, Langbein hatte mich, ein wenig scherzhaft, als Poeten vorgestellt ... :Ich wurde blass. Langbein beruhigte mich aber nachher und sagte, Wirths sei kein Unmensch und wisse Bescheid. Alle hatten sie den Ehrgeiz «gebildet» zu sein, aufgeschlossen für Kunst. Mengele vor allem, du weisst, der liess sie oft vom Orchester vorspielen. Das hatte seinen Sitz auch in diesem Gebäude. Hier sah man nicht selten auch deinen musischen SS-Roland, der das Klavier mit seinen Stummelfingern bearbeitete. Schubertlieder spielte er am liebsten, er sang leider auch. Mit besonderer Hingabe: Am Brunnen vor dem Tore, und überhaupt den ganzen Zyklus der «Winterreise». Nur der Capesius war total unmusikalisch und brummelte alles zu laut. Sogar der Fritz Klein sang begeistert alte Soldatenlieder aus der k. u. k.-Zeit zur Ziehharmonika, der Klein war ein grässlicher Antisemit, doch sonst ein Kumpel, ein

«Poitasch». Dass die Häftlingsapotheker alle so begeistert von Capesius waren, wie der es gern darstellt, stimmt nicht. Nimm nur den Ungarn Ferdinand Grosz von der David-Apotheke aus Târgu Mureș zum Beispiel, wo auch Eva herkam. Grosz war erst Anfang Juni mit den Ungarntransporten nach Auschwitz gekommen und wurde erst im Oktober 44 von Capesius in die SS-Apotheke geholt. Der junge schöne Grosz hasste den Chef und belastete ihn später schwer. Ebenso Marton Lazar aus Târgu Mureș, der im gleichen Raum mit Sikorski arbeitete und mit Eva Bard verlobt war; doch bei ihm kann man das verstehen, seine Abneigung noch als Eifersucht deuten. Und dann der «Opa» Josef Groszkowski, der Yuyu genannt wurde, er war weit über 60 Jahre alt, stammte aus Kattowitz, und Capesius hat sogar einmal seine Frau dort besucht. Man muss sich das einmal vorstellen, wie so ein SS-Sturmbannführer mit «Guten Tag» zu einer Familie nach Hause kommt, deren Mann ins KZ deportiert wurde, und die um ihn bangt; stell dir das vor, wie der Mann da in voller SS-Uniform die Leute zu beruhigen versucht, wie sie ihn alle verhalten schief ansehen, doch gezwungen sind, ihm einen Stuhl und vielleicht einen Tee anzubieten; die verweinten Augen der Frau, ihr verzweifeltes Fragen dann, seine Scheinbonbomie ... Immer wieder dieses Zusammenprallen von normalem Leben im Alltag und dem, was so eine SS-Uniform verkörpert und auch wirklich IST. Die Hölle. Capesius tat dann auf seine joviale Kumpaneiart begütigend, so als sei nichts geschehen, als sei alles völlig normal und gut, bis hin zu jenem berühmten Satz: Ihr geht ja nur baden, in einer Stunde werdet ihr euch wieder sehen, den er auf der Rampe zu Dr. Schlinger gesagt hatte, dessen Frau und Kinder gerade ins Gas gingen, daran siehst du sein Brett vor dem Kopf diese verrückte Verdrängungskunst, als sei alles gut und schön und normal gewesen; und verliebt war er auch noch, der Herr Doktor. Verliebt scheint er in die junge Apothekerin Eva Citron Bard aus Târgu Mureș gewesen zu sein, die war erst 26 damals, er ja auch nur 37. Erbat sie wohl schon früher gekannt, viel-

leicht war sie seine Geliebte und später in der Untersuchungshaft in Frankfurt beklagt er sich, redete von sexuellen Nöten, die es in seiner SS-Apotheke nicht gegeben habe, denn da «gab es ja eine gemischte Belegschaft»; man munkelte davon, sogar Wirths wusste von der Liaison zwischen dem Herrn Major und der ungarischen Jüdin. Der kannte sich ja aus in jüdischer Leidenschaft, von der er sogar mit Eva bewundernd sprach, war nicht auch seine Ehefrau jüdischer Herkunft? Capesius hat die junge Eva in der Apotheke in der Nähe des Stadtores ihrer Geburtsstadt kennengelernt. Ja, der «herzengute» Doktor hat dann, auch in Uniform zwischen 3. und 9. September 1944 die Apotheke am Stadttor besucht und dort von der Eva erzählt, alle beruhigt, dass es ihr gut gehe. Târgu Mureş gehörte ja zu Ungarn, die Front verlief in der Nähe von Schässburg, das schon von den Russen besetzt war. Und Rumänien hatte Ungarn und Deutschland den Krieg erklärt. Capesius konnte ja damals im September 44 seine Familie in Schässburg, die Stadt gehörte ja grenznah schon zu Rumänien, nicht besuchen, so besuchte er wenigstens die Apotheke der Eva in Târgu Mureş. Eines stimmt: Er hielt schützend die Hand über sein Personal...»

CAPESIUS: «Ja, der Dr. Wirths wollte die Apotheke reduzieren und alle «Wissenden» vergasen, da bin ich stur geblieben und habe alle möglichen unrentablen Arbeiten durchführen lassen, nur, um die Leute zu behalten und sie so zu retten. So wurden die drei Pappkoffer, die uns schon von früher aus der Effektenkammer «Kanada» zugeschickt worden waren, oder vielleicht auch von sonst wo hier landeten, sie waren voll mit Totalprothesen, an denen noch Fleischreste hingen, ab Oktober mehrmals durchgesehen, um eventuelle Metallreste auszuwerten, so wurde auch damit «Beschäftigungspolitik» getrieben.»

Adam. Doch viele Zeugen haben Zweifel, ob das nicht wieder eine der typischen Schutzbehauptungen des Apothekers war, der geradezu genial alles zu seinen Gunsten drehen konnte ...da versagte seine Phantasie niemals. Vor allem die Sache mit diesen mysteriösen Kof-

fern, die bei den meisten einen ganz anderen Verdacht weckten, ebenso die «Metallreste» ... Ich kann dazu nicht viel sagen. Und überhaupt, mein Lieber, frage ich mich: Was darf ich, was darfst du, der du ja den Mann und seine Frau besser kennst, behaupten, er muss manchmal vielleicht sogar in Schutz genommen werden. Zwar ist er vom Schwurgericht in Frankfurt auch wegen Bereicherung am Gut der Vergasten, was moralisch ja besonders verwerflich ist und von einer ungeheuren, ganz schäbigen Unbewusstheit spricht, verurteilt worden, und da wurde sehr genau und pingelig untersucht, doch es bleibt weiter die Frage des Ressentiments, der Übertreibung aus Hass, der Phantasieerzählungen von traumatisierten Zeugen, denn keiner von ihnen war wirklich «objektiv», schrecklich tief Verletzte und seelisch Verwundete traten ja in Frankfurt auf!

Die meisten Zeugen waren der Ansicht, dass das Selektieren für Capesius eine «Nebensache» gewesen sei, ein Alibi sozusagen; er sei zur Rampe vor allem deshalb gegangen, um sich diese Koffer mit den Wertsachen abzuholen, was von einer besonderen Unempfindlichkeit und seelischen Brutalität spräche.

CAPESIUS selbst sagte in Göppingen:

«Angeblich waren uns diese Koffer geschickt worden, uns oder der Zahnstation von Dr. Schatz, damit die Zähne aus der Einbettungsmasse herausgeschmolzen und für neue Prothesen der Häftlinge verwendet werden konnten, aber das war mit unseren Mitteln völlig unmöglich. Auch die reservierten Koffer (mit Kleidungsstücken) kamen vor dem endgültigen Abmarsch und der Auflösung des Lagers im Januar 45 vielen zugute, da vor dem Ende noch alles Derartige verteilt wurde, und die zu kleinen Anzüge, die bisher übriggeblieben waren, kamen besonders den Frauen im Steinblock zugute.»

(Adam: «Man muss sich vorstellen, dass auch diese Klamotten vorher den vielen Vergasten geraubt worden waren, inklusive die Koffer! Eva erkannte einmal einen Koffer, und begann heftig zu weinen, es war der sehr kleine Koffer ihrer geliebten Cousine Erszebet

aus Târgu Mureş. Ein krankes schwächliches Mädchen ... Und alle sahen sie an, denn jeder wusste, dass nach Auschwitzusancen die Kranke vergast worden war.»)

CAPESIUS. – «Ich habe manchmal auch solche Kleider im Herbst zur Jagd in die Beskiden mitgenommen und an die polnischen Jagdtreiber und deren Kinder verteilt, bei denen ich sehr beliebt war und deren Polenkinder auch in der SS-Zahnstation behandelt wurden.»

Jan Sikorski im Auschwitzprozess über seinen Chef, Dr. Capesius:
«Dr. Capesius fuhr öfters nach Birkenau und brachte von dort persönlich Koffer mit. Ob er an Selektionen teilgenommen hat, weiss ich nicht. Denn ich bin nicht mit auf der Rampe gewesen. Darüber hat mir auch niemand etwas im Lager erzählt. Dr. Capesius fuhr ganz offiziell auf die Rampe und holte die Koffer ab, die dann in die Sortierräume gebracht worden sind. Vorher waren Medikamente und Instrumente in ‚Kanada‘ gestohlen worden. Die Apotheke hatte nur das Schlechteste bekommen. Deswegen war Dr. Capesius zur Kommandantur gegangen und hatte sich offiziell die Genehmigung zum Abholen der Koffer geholt.

Dr. Capesius war ein guter Chef. Er hat für seine Häftlinge in der Apotheke gesorgt. Einmal hat er für die Häftlinge z.B. Kartoffeln eingetauscht.»

Doch bei einer anderen Zeugenvernehmung sagt Sikorski plötzlich ganz anders aus. Jan Sikorski, Häftlingsapotheker, der Dr. Capesius unterstellt war, belastete Capesius schwer; der Apotheker habe sich Gold aus den Goldzähnen und Prothesen, die den Vergasten herausgebrochen worden waren, angeeignet.

Sikorski: «Auf dem Boden des Gebäudes, in dem die SS-Apotheke war, standen Koffer mit Zähnen. Diese Koffer standen am 15.1.1945 auch noch da, es war aber kein Gold mehr da drin.

Die Zähne wurden von einem Häftling namens Sulikowski sortiert. Dies machte er für Dr. Capesius. Als die Koffer das erste Mal

aufgetaucht sind, wurden sie mir von Dr. Capesius gezeigt. Beim ersten Mal kam ich beim Zählen auf 15 Koffer. Wie viele es später waren, weiss ich nicht. Sie standen ein bis zwei Monate da. Ich glaube, die Koffer sind aus dem Krematorium gebracht worden. Wir wussten damals, dass diese Sachen im Allgemeinen in das Krematorium gingen und dort geschmolzen wurden. Einmal zeigten mir Häftlinge Goldbarren von 600 bis 700 Gramm, die aus dem Zahngold geschmolzen worden waren. Ich nehme an, dass irgendein Freund des Dr. Capesius ihm die Sachen gegeben hat. Die Koffer sahen genauso aus wie die Koffer mit den Medikamenten. Wo der Sulikowski das Gold geschmolzen hat, das weiss ich nicht. Es war eine Nebenarbeit für den Chef.

Einmal habe ich auch dafür gesorgt, dass Dr. Capesius mit einem Häftling eine Brosche gegen drei bis vier Liter Spiritus eintauschen konnte.»

Der ehemalige Häftling Wilhelm Prokop, Drogist in der Apotheke, gab noch Schlimmeres zu Protokoll:

«Capesius hat auf mich den Eindruck eines Menschen gemacht, für den ein Häftling nur eine Nummer und ausschliesslich dazu bestimmt war, ausgelöscht zu werden. Auf dem Dachboden der Apotheke gab es mindestens fünfzehn Koffer, die quollen über mit herausgebrochenen Goldzähnen, an denen noch das Fleisch der Opfer hing. Ein furchtbarer Gestank. Capesius ging auf die Koffer zu, hockte sich bei ihnen hin und wühlte mit seinen Händen in dem stinkigen Zeug. Er zog eine Prothese heraus und hielt sie vor sich, als ob er deren Wert abschätzen würde. Ich bin davongelaufen.»

Der ehemalige Häftling Jakoov Gabai aus dem «Sonderkommando» sagte in einem Interview: «Es waren dort zwei Kerle aus der Tschechoslowakei, die so genannten «Dentisten», die zogen das Gold den Opfern aus dem Mund heraus. Das waren wirkliche Zahnärzte ... Es stand dort eine grosse Kiste, in die sie das Gold warfen. Ein Kubikmeterkasten, auf dem stand «Deutschland». Da hinein warfen sie die Goldzähne ... Jede Woche kam ein Deutscher, oder zwei, ein Ma-

jor oder ein Oberstleutnant, Offiziere, die öffneten die Kiste, und nahmen sich, was sie wollten, ohne Kontrolle».

Die ins Gas getriebene Herde von Menschen, die in den Betonkammern schreiend erstickten, erfüllten auch diesen Zweck: die Bereicherung.

Adams Tagebuch: Das Gold sei angeblich fürs «Reich» bestimmt. Manchmal kommen mir Bedenken: Wenn unser Apotheker nicht selektiert, wie er behauptet, sondern nur Medikamente auf der Rampe sich er gestellt hat, woher kamen dann die vielen Koffer mit Pretiosen auf dem Dachboden seiner SS-Apotheke ...?

4

Der Dr. Victor Capesius also. Er hat mir als Kind Pfefferminzplätzchen verkauft. Das war in seiner Apotheke «Zur Krone». «Zur Krone» ist die älteste Schässburger Apotheke. Auf dem grossen Markt steht diese Apotheke, auf dem Markt, der heute «Piafa Hermann Oberth» heisst. Das passt. Ich war damals sieben. Und verlangte für fünf Bani «Haumichblau», «Haumichblau» das schmecke gut, hatte jemand gesagt, der hat mich dann ausgelacht; Haumichblau, und gelacht.

Capesius lebte nach dem Krieg in Stuttgart und dann in Göppingen. Ich hatte ihn und seine Frau zum ersten Mal im Mai 1978 in Göppingen besucht. Ich war geschockt von der protzigen Umgebung, in der er lebte, und dachte: Wie skrupellos er sich wohl an den Wertgegenständen der armen Vergasten bereichert hat, am Besitz, der den Opfern geraubt worden war, möglicherweise auch an dem aus den Goldzähnen der Ermordeten gewonnenen Gold. Woher hatte er sonst das Geld für Apotheke und Kosmetiksalon?

Die Aussage von W. W. Prokop: «In dieser Apotheke arbeitend, lernte ich Capesius als Menschen kennen, der sich mit allen Mitteln darum bemühte, den grössten Nutzen aus den grossen ungarischen Transporten zu ziehen. Eines Tages, als ich auf dem Dachboden, im

Magazin, beim Sortieren von Arzneimitteln war, erschien Capesius, der vorher die dort aufbewahrten Koffer kontrollierte, welche den bereits erwähnten Gefangenen gehört hatten. Capesius brachte diese Koffer selbst aus dem Lager Birkenau». (War er deshalb so häufig auf der Rampe und im Krematorium?) Während meiner Arbeitszeit achtete ich auf seine Tätigkeit. Ich habe gesehen, wie Capesius wertvolle Gegenstände sortierte und kostbare Stücke herausnahm, sie in die besten ledernen Koffer packte und später mitnahm. Capesius bemerkte plötzlich, dass ich ihn beobachtete. Daraufhin wandte er sich an mich etwa mit folgenden Worten: «Von dir, Prokop, hängt es ab, wie lange du am Leben bleibst. Du hast nichts gesehen; solltest du es jedoch bemerkt haben, so kann dich das treffen, was sowieso auf dich wartet». Sofort wusste ich, falls ich jemandem etwas davon erzählen würde, wäre ich verloren. Ausserdem mussten wir in verschiedenen Räumen Arzneien sortieren. In einem Raum erblickte ich 25-40 verschiedene Koffer mit Tausenden von herausgerissenen einzelnen Zähnen und ganzen Prothesen. Diese Zähne stammten von vergasteten Gefangenen, denen man oft Zahnfleisch und Kieferteile mit herausgerissen hatte. Aus diesem Grunde entstand infolge der Verwesung ein unangenehmer Geruch.» Immer wieder versuchte Capesius in der Untersuchungshaft und auch später im Vollzug, seinen Lebenslauf zu rekonstruieren, in seine Dumpfheit Klarheit zu bringen, die Erinnerung auszuleuchten, weil jetzt so viel davon abhing, seine Freiheit, sein Leben. Doch er hat keinen roten Faden, keinen Bogen, keinen Sinnzusammenhang zur Verfügung. Capesius hat natürlich auch kein Schuldgefühl oder Ablehnung und Entsetzen angesichts dessen, was er gesehen und mitgemacht hatte, mitmachen MUSSTE; er erinnert nur den Befehl, das Kommando, das Abkommandieren, das Datum, die Zahlen, den Kalender. Er erinnert nur eindeutige und fassbare bürokratische Details, für die er Sinn hat, die ihm die Wirklichkeit bedeuten. Ja, alles andere sei Unsinn, sagt er. Und «Dichtung». Nein, er ist niemals auch nur einfacher Parteigenosse oder Nationalsozialist

gewesen. Aber auch das Gegenteil ist er nicht gewesen, er kannte kein heimliches Nein, das ihn leiten könnte, wie viele andere. Sachlich ja, das ist er, übermässig sachlich, doch gefühlkalt, die Sachen liebt er, sie ihn. Und er hat ein Gespür für sie. Er braucht keine Ideen, die haben die andern. Inseheim macht er sich über sie lustig. Was zählt, ist doch immer nur das, was wirklich geschieht, manchmal rätselhaft, bedrohlich auch, wie jetzt im Prozess. Wichtig dabei ist die Verteilung, sie geschieht durch Macht und Geld, und die Verhältnisse, und die schenkte man ihm, jetzt nicht mehr! Weiter wollte er nicht denken, auch jetzt nicht.

5

«*Vertreter der Nebenklage Ormond:* Sie waren drei Jahre in Auschwitz und haben es nur bis zum SS-Sturmmann gebracht?

Huley: Ich hätte es zum Blockführer bringen können, wenn ich die Veranlagung dazu gehabt hätte. Aber man konnte sich so verhalten, dass man nicht Blockführer wurde.»

Dr. Ella Lindgens, die einzige deutsche (österreichische) Häftlingsärztin, sagte beim Prozess:

«Ich kenne kaum einen SS-Mann, der nicht sagen könnte, er habe keinem das Leben gerettet. Es gab wenig Sadisten. Nicht mehr als fünf bis zehn Prozent waren Triebtäter im klinischen Sinn. Die andere waren ganz normale Menschen, die durchaus wussten, was gut und böse ist. Sie haben alle gewusst, was da geschieht...»

Vorsitzender: Sie wollen damit sagen, dass jeder durchaus für sich selbst entscheiden konnte, ob er in Auschwitz gut oder böse war?

Dr. Lingens: Genau das wollte ich sagen.»

Adam: Es ist klar, dass es dem Dr. Capesius nie um das Geschehene, um Grauen, um Massenmord, auch was ihn als Mörder betrifft, ging,

sondern immer nur darum, sein kleines Leben, seine Haut zu retten. Er nahm sogar im Prozess den Schrecken dazu in Dienst. Das war doch die Ursache, dass er eine hohe Strafe bekam, eine Strafe, die auch mit der Haftzeit nicht vergeben konnte, weil das Geschehene zu gross, grösser als die Strafe war.

Frankfurt/M., den 24.1.1962. «Frage des Gerichtes: Ist Ihnen während Ihrer Anwesenheit in Auschwitz das dortige Geschehen als widerrechtlich erschienen?

Antwort des Angeschuldigten Capesius: Ich bin in Siebenbürgen unter grosser Hochachtung vor dem Deutschtum aufgewachsen. Der deutsche Staat wurde mir im Elternhaus als Muster dargestellt. Besonders mein Vater hat immer wieder erklärt, dass Deutschland das Muster an Ordnung und Gesetzmässigkeit sei. Auf Grund dieser Einstellung habe ich auch angenommen, dass das Geschehen in Auschwitz gesetzmässig sei, obwohl es mir grausam erschien. Im Übrigen führte mein Aufwachsen in Siebenbürgen dazu, dass man anderen Völkerschaften gegenüber tolerant war, denn man wuchs mit 5 verschiedenen Völkern auf. Im Einzelnen handelte es sich um Rumänen, Ungarn, Deutsche, Armenier, Zigeuner und Juden. Mit Einschluss der Deutschen sind es sogar 6 Völker.

Frage des Gerichtes: Bezog sich diese soeben geschilderte Einstellung zu dem Geschehen in Auschwitz auch auf die Tötungen nach den Selektionen in den Gaskammern?

Antwort des Angeschuldigten: Ich habe niemals angenommen, dass in Deutschland etwas Derartiges möglich sei, ohne ein entsprechendes Gesetz. Im Übrigen will ich hier erwähnen, dass ich den Juden nie feindlich gegenübergestanden habe. Im Gegenteil, nach der Auffassung des Zeugen Sikorski und auch des SS-Unterführers Jurassek und Dobrzanski habe ich die Juden im Verhältnis zu den Polen zu gut behandelt.

Frage des Gerichtes: Ist Ihnen nicht der Gedanke gekommen, dass zwischen den bestehenden Anordnungen bzw. Gesetzen mit Rück-

sicht auf das Ausmass der in Auschwitz vorgekommenen Tötungen und dem Recht eine Diskrepanz bestand?

Antwort des Angeschuldigten: Innerlich lehne ich jedes Konzentrationslager in der Art wie in Auschwitz ab. Aber ich hatte ja keine Macht, die Zustände zu ändern. Im Übrigen habe ich mich ja bemüht, von Auschwitz wegzukommen. Ausserdem habe ich dagegen Stellung genommen, als ich zum Selektieren eingeteilt werden sollte. Die Einzelheiten habe ich oben beschrieben.

Verteidiger Laternser: Auf diese Weise kam dieser Apotheker in die Nähe dieses eminenten Verbrechens von Auschwitz. Muss ein solcher Angeklagter, dem noch gerüchteweise eine Bereicherung am Häftlingsgut zur Last gelegt wird, nicht gerade mit besonderer Sorgfalt verteidigt werden?»

Das Frankfurter Gericht hat fast zwei Jahre gebraucht, Tausende Seiten an Protokoll, Zeugenvernehmungen, Lokaltermin etc. aufgewendet, Sorgfalt war sicher da; und hat doch sein «schuldig» gesprochen.

Dabei ging es eigentlich gar nicht darum, ob sich die Täter im Befehlsnotstand befanden oder nicht, nicht einmal darum, ob sie auf Befehl auch «Rampendienst» versahen und viele Menschen, darunter Kinder, in den Tod schickten oder schicken mussten, was Dr. Laternser sogar umkehrt, wenn er die «Selektion als Rettung» vor dem Tod, also Rettung einiger weniger bezeichnet, die anstatt in die Gaskammer ins Arbeitslager eingewiesen wurden, während Hitler ja die Vernichtung ALLER Juden befohlen hatte, sondern es geht eher um die Haltung, um die Moral, das Unrechtsbewusstsein, ja Schuldbewusstsein, das Capesius gänzlich fehlte. Ja, er stritt vehement ab, je selektiert zu haben, log also, was aber alle Zeugen eindeutig widerlegten, die ihn beim Selektieren gesehen hatten. So wurde etwa Dr. Lucas, der sehr wohl auch selektiert hatte, sich nicht immer «drücken konnte», freigesprochen, ebenso Dr. Münch, sogar von einem polnischen Gericht, weil sie nicht nur der Mordmaschine moralisch wi-

derstanden hatten, wozu viel Seelenstärke, Mut und Moral gehörte, sondern diese Todes-Maschine beim Prozess verurteilten!

6

Adam sagte: Erst nach dem Ende sollte sie uns überfallen, die Schamröte. Zu stumpf waren wir gewesen, müde. Nach Selektionen, Prügelstrafen auf dem Bock, nackte Frauengesässe hochgestellt wie ein faules blasses Gestirn, schimmernd ganz weiss und mager. Und nun sollten wir mit dieser Schuld leben, die andere auf sich geladen hatten? Der Entkommene entkommt nicht. Auch das Opfer wird nicht verschont, es war alles wirklich gewesen und als erlebt...

Ja, der Graben, der Abgrund zwischen den beiden «Orten» Auschwitz, war so enorm, so tief, dass Adam von den Tätern und ihrem Leben im trauten häuslichen Heim: mit Festen, Geburtstagen, Weihnachten ... nichts wusste, und Roland oder Capesius vom Grauen in den Baracken, der Gaskammer, den Hungerzellen nichts an sich heranliessen ... Erst am Schluss brach dann plötzlich diese Glas- und Betonwand entzwei.

Und wenn ich daran denke, höre ich die Stimme von *Roland*, sie klingt so unangenehm schwammig und pastoral:

«Weisst du, was mich am stärksten beeindruckt hat, es war gar nicht im Lager, es war auf dem Räumungsmarsch nachher, im März 45. Ich sehe es vor mir, ich sehe diesen Schmidt vor mir – einer meiner Unterführer, Schmidt hiess der, stammte aus Stuttgart, ein ganz brutaler Kerl, daher öfters ausgezeichnet, ich glaube, er hat sogar das EK II gehabt, ich sehe ihn vor mir, unter seinem Stahlhelm eiskalt: *Du!!* Zeigte er bei einer «Rast» auf einen italienischen Jungen, etwa zwanzig Jahre alt: *Du kommst sofort hierher!* Alle wussten, was das hiess. Und ich sah und traute meinen Augen nicht: Der Junge wurde puterrot im Gesicht, nicht wahr, tiefe irritierte Schamröte ...? So eine Röte im Gesicht eines Menschen hatte ich noch nie gesehen. Es war

auf dem Todesmarsch 1945», fuhr Roland fort, «ich sah sonst immer in eine andere Richtung, wenn meine Leute die Häftlinge erschossen. Meist ganz willkürlich wurden die ausgesucht! Doch an jenem schönen Frühlingstag, die Bäume begannen zu knospen, die Vögel zwitscherten, an jenem Tag konnte ich nicht wegsehen, die Schamröte des jungen Häftlings war wie Feuer, sie breitete sich in der ganzen Umgebung aus. Und als der Schuss krachte, zuckten alle zusammen, auch ich, obwohl sonst sehr abgebrüht, zuckte zusammen. Es ist die allerintimste Nähe, so «ausgewählt», so aufgerufen zu werden. Wie in der Schule, geweckt, vor eine Wahrheit gestellt, vor aller Augen, und doch: aufgerufen für den Tod ...! Stell dir das vor: ausgewählt, aufgerufen für den eigenen Tod, Aug in Auge mit deinem Mörder, dem Todeschützen!»

Adam sprach oft von jener Scham, dem alles beherrschenden Gefühl nach der Befreiung am 27. Januar 1945. «*Joseph K. im Prozess, als er wie ein Hund starb, war es nur die Schamröte, die ihn überleben sollte?*», sagte Adam.

Und Roland bei meinem Besuch in Innsbruck: «An sich spreche ich nicht gerne darüber»; und dann überschlugen sich seine Worte, wie nach einem Verschnaufen, oder als spräche er plötzlich aus einem Jenseits:

«Es ist möglich, dass ich einmal darüber etwas schreiben werde, nicht wahr. Es gibt nämlich sehr viele Perspektiven, äh ähähäh ...», brachte er fast röchelnd hervor: «die man noch nicht ... äh ... erschöpft hat in dieser ganzen Sache». «Was meinst du zum Beispiel?»

«Ich meine zum Beispiel, wie schön Menschlichkeit dort geblüht hat, dort in diesem ganzen Elend.» «Also menschliche Solidarität?» «Solidarität möchte ich nicht sagen. Nein, überhaupt Menschlichkeit, im Kleinen. Nicht wahr.»

«Du meinst unter den Häftlingen?»

«Unter den Häftlingen und auch zwischen den Häftlingen und den Bewachern. Das Unerlaubte, nicht wahr.»

Adam: Das gab es vor allem im Krematorium, dort war fast alles unbewacht, ausserhalb jeder Kontrolle. Man war gesellig beisam-

men. Ja, es wurde sogar zusammen mit den SS-Leuten gesungen und gegessen. Die schienen in Ordnung zu sein! Angesichts des Todes und in der Sondersituation der Gaskammern und Verbrennungsöfen! Ausser Moll natürlich, das war ein Irrsinniger und Sadist. Und es wurden laufend mit den SS-Männern Geschäfte gemacht. Sogar mit den Offizieren. Ein reger Handel! Dagegen waren die ukrainischen SS-Leute schrecklich.

Roland: «Ja, Menschlichkeit im Kleinen. Etwa unser Dr. Capesius. Der war ein Menschenfreund. Er hat versucht ... er hattatta seine Lager-Apotheke aufgebauscht, aufgebläht, ganz unnötigerweise, nur um möglichst viele zu retten, und das hat man ihm beim Prozess überhaupt nicht anerkannt».

«Man hat ihm zum Vorwurf gemacht, er habe selektiert».

«Ja, er hat es gemacht, aber er hat es gemacht, um Leute rauszuholen, zu retten.»

«Er hat ja behauptet, er habe keine Selektionen gemacht, er sei mit dem Dr. Klein aus Zeiden verwechselt worden ...»

«Ich kann nichts dazu sagen. Natürlich belastet man schnell einen, der schon tot ist; er ist übrigens das erste Opfer gewesen.»

«Hingerichtet worden ...»

«Auch völlig unschuldig, nicht wahr. Wenn du den Klein gekannt hättest, natürlich auch Siebenbürger. Bei dem war Mensch Mensch. Er hat sich hingesezt mit den jüdischen Häftlingen und hat mit ihnen Kaffee getrunken. Arrest hat er dafür bekommen. Nicht wahr. Er war ein Mensch. Er war die Güte selber. Er hat nur helfen wollen.»

Adam: Der siebenbürgische Häftlingsarzt Dr. Nyiszli, der, wie du weisst, die rechte Hand und der Sklavenarzt Mengeles gewesen war, und den ich beim Krematoriumssonderkommando oft sah, ihn auch besucht habe in seinem Sektionszimmer, schildert den Dr. Klein noch am letzten Neujahrmorgen 45 etwas anders:

Dr. Nyiszli: «Zwischen Zweifeln und Hoffnungen erleben wir den 1. Januar 1945. Neujahrmorgen! So weit man sehen kann, überall Schnee, unendliche Weisse bedeckt die Landschaft. Ich mache einen kurzen Spaziergang auf dem Hof des Krematoriums. Das Brummen eines schweren Motors unterbricht die Stille. Nach wenigen Augenblicken fährt der grosse braune Häftlingstransportwagen des KZ Auschwitz, den die KZler ‚Braunen Toni‘ nennen, durch das Tor ein.

Ein hochrangiger SS-Offizier steigt aus. Ich erkenne ihn und begrüsse ihn vorschriftsmässig. Es ist Dr. Klein, ein Arzt der SS, eine der blutigen, finsternen Gestalten des KZ Auschwitz. In der Baracke 10 des KZ befindet sich das Gefängnis. Von dort bringt er jetzt 100 Opfer.

‚Ich bringe ihnen Neujahrsarbeit‘, sagt er zu dem herbeieilenden Oberscharführer Muhsfeldt, der ist so betrunken, dass er kaum stehen kann. Er hat die Silvesternacht gründlich gefeiert. Vielleicht war’s seine eigene Totenfeier. Ich sehe es ihm an, er ist nicht erfreut, dass man ihn sogar am Neujahrmorgen mit blutiger Arbeit belästigt.

Für 100 polnische Christen ist der Tod gekommen. Die Gruppe besteht aus Männern. SS-Posten führen sie in den leeren Raum neben dem Heizungsraum. Dort erhalten sie den Befehl: «Sofort ausziehen!» Dr. Klein spaziert auf dem Hof mit Muhsfeldt umher. Ich gehe in den Entkleidungsraum und frage die Männer aus.

Einer erzählt, dass er einen Verwandten für eine Nacht in seiner Krakauer Wohnung aufgenommen habe. Die Gestapo erklärte ihn zum Helfer der Partisanen und stellte ihn vor ein Kriegsgericht. In der Baracke 10 erwartete er sein Urteil. Er glaubt, man habe ihn zum Baden hierher gebracht und werde ihn dann zur Zwangsarbeit schicken. Der Arme. Sein Todesurteil ist schon gefällt – deshalb ist er ja hier! –, man hat es ihm nur nicht mitgeteilt. Ein anderer kam ins KZ-Gefängnis, weil er ein halbes Kilo Butter ohne Karte gekauft hatte. Das war sein ganzes Vergehen. Der dritte verirrte sich auf ein verbotenes Gebiet – ein Partisan und ein Spion wurde aus ihm. Ähnliches



Bild 8: Fritz Klein in einem Massengrab nach der Befreiung von Bergen-Belsen 1945 (der Kontrast zwischen Grubenwand und Leichen ist trotz Phototechnik etwas misslungen)

höre ich von allen. Kleine Vergehen, unbegründete Anklagen hatten sie nach Auschwitz gebracht.

Es gibt 1945 kein Sonderkommando mehr, also führen die SS-Posten die Opfer selbst vor die Waffe des Oberscharführers.

Wieder ertönt Motorenlärm. Wieder fährt der «Braune Toni» vor. Er bringt neue Opfer. 100 gut gekleidete Frauen entsteigen ihm. Auch sie treibt man in den Entkleidungsraum, auch sie zwingt man, sich auszuziehen. Eine nach der anderen werden sie vor die Waffe Muhsfeldts gestellt. Für kleine Verfehlungen zahlen auch sie – christliche polnische Frauen – mit ihrem Leben.

Auch die Einäscherung führen SS-Leute durch. Sie verlangen Gummihandschuhe für diese Arbeit von mir. Dr. Klein hat sich entfernt, nachdem er sich vom Tode aller 200 Opfer überzeugt hat.

Es besteht kein Widerspruch zwischen der alle Formen des gewaltsamen Todes verbietenden Anweisung vom 17. November und der heutigen Aktion: Heute wurden ja angeblich Kriegsgerichtsurteile vollstreckt, Partisanen hingerichtet!»

Wer war dieser Dr. Klein? Der mit Capesius in der «Ärztebaracke» zusammen wohnte? Und der ihn angeblich «vor Schuld bewahrt hat»?

CAPESIUS beschreibt Klein in seinen Gefängnis-Aufzeichnungen so: «*Grosse*. 174 cm, genau so gross wie Dr. Mengele, den manche Juden als gross bezeichnen, weil er schlank war, während Klein grobknochig und als Potator aufgeschwemmt wirkte, Gewicht 85 kg. *Haare*: Borstige dicke Haare. Stehfrisur, Klein war bemüht, sie nach hinten zu kämmen, dafür hat er üppig Haarpomade verwendet. Haare ähnlich, auch der Haaransatz, wie beim 1. Staatsanwalt Grossmann, ebenso die Haarfarbe des kurzen Schnurrbartes, während das Kopfhair ziemlich grau war, jedoch nicht so stark grau wie meine Haare heute. *Augen*: Tief liegende kleine, aber sehr muntere, glänzende Augen mit Augenbrauen wie Landgerichtsrat Hummerich. Leicht tränend. *Nase*: Eine gerade lange Knubbelnase, aber nicht verfärbt, eher Leberwurst-Farbe. Trug stets Zwicker, wie Himmler, nur in Nickel-Fassung. Hatte immer ein gefaltetes Taschentuch dabei, auf Grösse 5x10 cm zusammengelegt, das er nie auseinandernahm, sondern nur im Lauf des Zusammenseins so umfaltete, dass es aussen trocken blieb, da er es nicht für die Nase verwendete, sondern zum abwischen der Tränen. Ohne den Zwicker abzunehmen, fuhr er mit dem Tuch und dem Zeigefinger darunter, etwa alle 10-15 Minuten. (Kritzelschrift: «Im Belsenbuch nur noch Knochen und Haut»!)) *Schuhnummer*: 41-42, also verhältnismässig klein. Trug stets SS-Stiefel und Jägerwäsche, im Herbst bis Frühjahr doppelte. *Stimme*: Beim Singen der ungarischen Lieder aus seiner Militärzeit, Klein war bei der k. und k.-Armee aktiv gewesen, sang er einen 1. Tenor und wetteiferte in der Höhe mit Becker Pepi, der ebenfalls alter k. und k.-Freiwilliger des ersten Weltkrieges gewesen war und alle die Lieder kannte.

Die SS-Soldaten bezeichneten ihn als höflich und, dass er nur selten einen scharfen Ton gebrauche. Klein fuhr stets Fahrrad oder Sanka, da er Motorrad nicht fahren konnte. Baretzki erinnert sich, dass der Untersturmführer Klein als einziger Führer immer auf dem

Rad ins Lager kam, brav abstieg und den Ausweis am Tor vorzeigte, auch wenn man ihm winkte weiterzufahren.»

CAPESIUS: «Kleins Rede fing, wenn er mit mir Dialekt sprach, oft mit dem Ausruf *Off, Off oder Vai, Vai* oder auch *Yai, Yai, Vik* an. Ob er nun über die harten deutschen Gesetze in der Judenfrage sprach, oder über andere Kümernisse. Klein war damals 55 Jahre alt und betonte oft, er könnte mein Vater sein, und er hat sich dann auch väterlich meiner angenommen, obwohl ich wegen seines Schnapstrinkens und der Auschwitzatmosphäre seine Gesellschaft oft mied. Die Geselligkeit im Hause Rump (dem Stadtapotheker von Auschwitz) oder auf dem Gut bei Stoffels (in den Beskiden) suchte ich, um aus der KL-Atmosphäre herauszukommen, die besonders im Vorfrühling- und Herbstnebel ganz eindeutig roch, wenn man auch 1944 in Auschwitz nichts besonders sah.»

Klein schien anfangs noch etwas vom hippokratischen Eid behalten zu wollen. Eine Häftlingsärztin sagte sogar über ihn: «Dr. Klein, ein älterer Mensch, machte in den ersten Tagen den Eindruck, selbst nicht genau zu wissen, wo er sich befand. Als er in den Block kam, stellte er sich mir mit Handschlag vor und erklärte, der Zustand des Blockes sei furchtbar, er wolle sich zumindest für die älteren Kranken um einen Platz unter menschlicheren Bedingungen kümmern». Wurde das von dem Oberscharführer, der ihn begleitet hatte, gemeldet? Schon am nächsten Tag war Klein zwar weiter «höflich und zuvorkommend», er war der einzige SS-Arzt im Lager, der nie schrie, doch verhielt er sich SS-gemäss, und war einer der wildesten Aussonderer in Auschwitz. Aber man konnte mit ihm reden, er gab auch den Häftlingsärztinnen Erklärungen für sein Verhalten. Aber als die Wiener Häftlingsärztin Ella Lingens, eine «Arierin», vom Verhältnis des Hermannstädter Gestapomannes Draser zu einer schönen Jüdin wusste und diese schützen wollte, wagte sie es nicht, Klein um Hilfe zu bitten; und als sie ihn danach fragte, wie er es denn mit seinem

hippokratischen Eid halte, soll Klein darauf geantwortet haben: «Aus Achtung vor dem menschlichen Leben schneide ich einen vereiterten Blinddarm heraus, die Juden sind der vereiterte Blinddarm am Körper Europas.» Und einmal habe er gnadenlos einen vierzehnjährigen jüdischen Waisenjungen mit einem Nackenkarbunkel ausgesondert, und auf die «brüllenden Klagen» des Jungen, der um sein Leben bettelte, nur geantwortet, dass er ihn nicht in die Gaskammer schicke, sondern in einen anderen Krankenbau, «wo es sehr schön sei».

Ihn machte seine Naziüberzeugung, die er von zu Hause mitgebracht hatte, total blind. Mit 55 hätte er sich ja auch nicht freiwillig zur SS melden müssen.

7

In der Zelle hat Capesius die grössten Schwierigkeiten, seinen «Fall» zu rekonstruieren, schliesslich geht es um einen komplexen Prozess, um Erinnerung, Zeugenschaft, Taten und Daten, und für ihn um das eigne kleine Nichts, sein Ich und dessen Lebensrettung; die Millionen Toten sind Nebensache. Diese Armseligkeit! Das Einzige, was ihn leitete, geht aus seiner ganzen Art der Verteidigung und den Prozessakten hervor, es ist der Versuch, sich herauszuwinden, herauszureden, notfalls mit Lügen, Erfindungen, Entlastungszeugen.

Ein Zweck-Gespinnst von Daten-Verschiebungen und Ereignis-Fälschungen mit erfundenen Alibis und Bestechungs-Geld für Entlastungszeugen! Immer wieder nur Daten und Zahlen zur Verteidigung, niemals auch ein Erwachen, ein Sichbesinnen: Moral, Schuld, Gewissen – nichts als Humbug. Genau wie in Auschwitz, das Nichts: Leere als Lehre?

Der einsame Mann da in seiner Zelle; immer wieder kommt es in ihm hoch, dass es nicht wirklich sein kann, was ihm zugestossen ist, wobei jetzt der Prozess das grössere Übel ist als Auschwitz selbst und das Gas, dieses Zyklon B. Er weiss, dass er einige Male dabei gewesen war, ja, das weiss er, das muss schon so sein, er erinnert

sich ja, nur – er darf es niemals zugeben! Das war doch Befehl, man tut es *automatisch ... man ist nichts als ein Rädchen in diesem Betrieb, der grossen Todesfabrik*, als wüsste er erst jetzt, was getan wurde, er, soll er es auch getan haben, er oder war er ein anderer gewesen?

Auch Roland hatte so etwas gesagt, nicht er, ein anderer habe das alles getan, was er getan hat, nein, tun musste, eine Spaltperson, ein Ausschwitzwesen: Roland; ein Ausschwitzwesen: Victor Capesius? Sie tun es, taten es und wissen es bis heute nicht?

Es stimmt schon, was die Zeugen beim Prozess über ihn gesagt hatten, das erinnert Capesius, doch zugeben darf er es nicht. Und er hört vielleicht den Zeugen Dov Paisikovic reden, sieht wieder alles vor sich wie einem Film:

53. Verhandlungstag (08.06.1964) «Vorsitzender Richter: Und Sie kamen in Ihrem Transport woher?

Dolmetscher Grünblatt: Fun wo sejt ir gekumen?

Zeuge Dov Paisikovic: Fun Ghetto Munkacs.

Vorsitzender Richter: Wo?

Dolmetscher Grünblatt: Karpato-Ukraine.

Vorsitzender Richter: Wo haben Sie gearbeitet?

Zeuge Dov Paisikovic: Im ‚Sonderkommando‘.

Vorsitzender Richter: Und haben Sie auch einmal in dem so genannten Bunker V gearbeitet?

Zeuge Dov Paisikovic: Ja. Der Bunker V war mehr [ausserhalb] vom Lager, im Wald.

Vorsitzender Richter: Im Wald, nach dem Wald zu. Und was war das für ein Haus? War das ein früheres Bauernhaus?

Zeuge Dov Paisikovic: Ja, gedeckt mit Stroh.

Vorsitzender Richter: Mit Stroh gedeckt, ein früheres Bauernhaus. Was mussten Sie dort machen? Das war doch eigentlich, soviel ich bisher gehört habe, kein Krematorium, sondern eigentlich nur eine Gaskammer, wo die Leute vergast wurden.

Zeuge Dov Paisikovic: Dort sind wir angekommen an dem Bauernhaus. Von vorne haben wir nichts gesehen. Und Hauptscharführer

Moll ist mit einem Motorrad gekommen und sagte: „Hier werdet ihr zu fressen haben, aber ihr werdet da arbeiten müssen / Sind wir rüber [auf] die andere Seite wieder. Und dort haben wir eine Gehenna gesehen.“

Dolmetscher Grünblatt: Die Hölle.

Zeuge Dov Paisikovic: Eine gehena oif der weit.

Vorsitzender Richter: Und zwar was haben Sie gesehen? Was lag da?

Zeuge Dov Paisikovic: Dort haben wir Gräben in der Länge von ungefähr 30 Metern gesehen. Und in den Gräben [hat] Holz gebrannt mit so Brennstoffmaterial. Nicht Benzin, anderem...

Brennmaterial? Holz und auch andere, Benzin, nicht Benzin. Neft oder gaz.

Dolmetscher Grünblatt: Neft oder Petroleum.

Kerosin ...»

Der Zeuge Filip Müller sagt: «Frauen mit ihren Kindern in dem kleinen Wald beim Krematorium IV. Sie scheinen nicht zu ahnen, worauf sie warten, wirken erschöpft und ausschliesslich um ihre Kinder besorgt.»

Im Unterschied dazu waren sich die Sonderkommando-Häftlinge der Grauen erregenden Situation bewusst, in der sich diese Menschen befanden. Filip Müller, der zu dieser Zeit als Heizer im Krematorium IV arbeiten musste, beschrieb, wie die Opfer an diesen Sommertagen des Jahres 1944 oft mehrere Stunden lang auf ihren Tod warteten.

«Vor allem der Durst, der sie in der Sommerhitze besonders heftig peinigte, brachte viele an den Rand der Verzweiflung. Der Gedanke, wann sie endlich etwas zu trinken bekämen, beherrschte sie so stark, dass sie nicht mehr fähig schienen, noch an etwas anderes zu denken ... Die Menschen standen jetzt etwa hundert Meter vor den Gruben. Dazwischen versperrte ihnen die etwa drei Meter hohe Sichtblende den Blick. Vor ihr standen SS-Posten mit schussbereitem Gewehr, um zu verhindern, dass jemand zu nahekam und durch die Ritzen auf

das Inferno blicken konnte. Hinter der Sichtblende tobte ein höllisches Feuer. Es schlug wie eine riesige Fackel in den Himmel und liess eine weithin sichtbare, schwarzgraue Wolke über dem Gelände zurück.

Das Knistern, Prasseln, Zischen und Brutzeln des Feuers lieferte die grausige Begleitmusik zu diesem Inferno. Doch die Phantasie der Menschen war nicht gross genug, um sich vorstellen zu können, dass der Qualm und die Rauchschwaden, die die Sonne verdunkelten, das gewaltige Feuer, das hinter der Sichtblende tobte, und der süssliche Geruch, der die Luft schwängerte, von der Verbrennung tausender ermordeter Menschen herrührte, die vor ein paar Stunden jenes Schicksal erlitten hatten, das ihnen jetzt bevorstand.»

«Vorsitzender Richter: Sie sind also dort zunächst zum Bunker V gekommen und hatten dort welche Aufgabe?»

Zeuge Dov Paisikovic: Die Leichen zu den Gräben schleppen.

Vorsitzender Richter: Und dann waren andere, die haben sie reingeworfen in die Gräben. Und in den Gräben wurden die Leichen verbrannt?

Zeuge Dov Paisikovic: Verbrannt.

Vorsitzender Richter: [Pause] Nun, wo kamen Sie denn abends hin, wenn Sie fertig waren?

Zeuge Dov Paisikovic: Am ersten Tag abends sind wir ins d-Lager gekommen, Block 26. Die Nummer tätowiert. Von dort sind wir in Block 13 gekommen.

Vorsitzender Richter: Nun, sagen Sie, von den Menschen, die mit Ihnen zusammen dahin gekommen sind, haben die das alle mitmachen können? Oder sind da verschiedene gewesen, denen das zu grausam war, dass sie das nicht ertragen konnten?

Zeuge Dov Paisikovic: Es waren von uns viele, die selbst in die Grube, in das Feuer gesprungen sind ... Von sich aus.

Vorsitzender Richter: Aus lauter Verzweiflung über das, was sie gesehen hatten?

Zeuge Dov Paisikovic: Ja ... konnte nicht mehr ... viele noch leben...»

Adam: Während hinter Krematorium IV ununterbrochen die Scheiterhaufen loderten, warteten vor der Vernichtungsstätte Hunderte zum Tode bestimmte Männer, Frauen und Kinder. Sie standen oder saßen in dem kleinen Wäldchen auf dem Gelände von Krematorium IV. Von diesen wartenden Opfern existieren erschütternde Bilddokumente. Ein SS-Angehöriger fotografierte im Sommer 44 die Ankunft ungarischer RSHA-Transporte und die verschiedenen Stationen der Opfer. Aus diesen Bildern stellte er zu privaten Zwecken ein Fotoalbum mit 185 Aufnahmen zusammen. Dieses Album wurde durch Zufall von Lilly Jacob Meier, einer ungarischen Jüdin, die selbst nach Auschwitz deportiert worden war, kurz nach Ende des Krieges gefunden. Bekannt geworden unter dem Titel «The Auschwitz Album». Lilly Jakob-Zelmanovic Meier sind diese Bilddokumente eines der



Bild 9: Warten auf die Gaskammer im berüchtigten «Wäldchen»

wichtigsten Zeugnisse für die Deportation und Vernichtung der siebenbürgischen und ungarischen Juden.

Es war unvorstellbar, was mir meine Leidensgenossen erzählten. So Morris Kesselman, ein Kollege Dovs. Es war unvorstellbar, was dort geschah – einfach jenseits des Möglichen. Dort war alles noch viel schrecklicher – dort haben die SS-Leute Kinder gepackt und haben sie lebendig in die Gruben geworfen. Die SS-Leute dort waren ganz besonders unbarmherzig. Alles fand im Freien statt, auf offenem Feld. Es gab auch keine vorgetäuschten Duschen. Die meisten Leute mussten sich im Freien ausziehen ... Und dann – ich habe das selbst gesehen – führten die Umstände dazu, dass die Kinder anfangen zu schreien. Und die SS-Männer haben sich dann – sozusagen um Ruhe zu schaffen – die Kinder herausgegriffen. Die Mütter konnten nicht sehen, was mit den Kindern geschah, denn die Verbrennungsgruben waren hinter den Baracken verborgen. Die SS-Leute haben die Kinder dann einfach lebendig ins Feuer geworfen.

SS-Hauptscharführer Moll ... Es genügte ihm nicht, die jüdischen Männer, Frauen und Kinder in den Gaskammern zu ermorden ... Nackte Frauen führte er persönlich an die Gruben mit brennenden Leichen, um ihr abgrundtiefes Entsetzen zu sehen ... bevor er sie von hinten mit seiner Pistole erschoss und in die Gruben stiess. Manche stiess er lebendig hinein.

«Vorsitzender Richter: Ja. Waren Sie auch dabei, wenn die Transporte angekommen sind und in diese so genannten Entkleidungsräume geführt wurden?

Zeuge Dov Paisikovic: Dort war ich vielmal.

Vorsitzender Richter: Namen kennen Sie keine. Wie viele Menschen wurden denn da ungefähr in die Gaskammer hineingeführt?

Zeuge Dov Paisikovic: Ungefähr 3.000. Aber die Leute sind nicht mit einmal dorthin hineingeführt. Der Auskleidungsraum hat nicht auf einmal so viele aufnehmen können. Man hat immer dort ausgekleidet.

Vorsitzender Richter [unterbricht]: Ja. Und was geschah mit denen, die schon hineingegangen waren in die Gaskammer?

Zeuge Dov Paisikovic: Die haben gewartet, bis die anderen fertig waren.

Vorsitzender Richter: Und wie lange dauerte das denn, bis eine solche Gaskammer vollgefüllt war?

Zeuge Dov Paisikovic: Es kann sein zwei Stunden.

Vorsitzender Richter: Und was hat man denn den Leuten gesagt, was mit ihnen geschehen sollte?

Zeuge Dov Paisikovic: Dass sie in das Bad gehen.

Vorsitzender Richter: Sie sollen ins Bad gehen.

Zeuge Dov Paisikovic: Ja.

Vorsitzender Richter: Und haben die das auch geglaubt? Oder haben die sich dagegen gewehrt, und kam es zu Streitereien oder zu irgendwelchen ...

Zeuge Dov Paisikovic: Es gab auch Fälle von Leuten, die was gewusst haben. Aber meistens haben sie nichts gewusst.

Vorsitzender Richter: Ja. Und gab es auch Leute, die nicht hineingehen wollten und die sich gewehrt haben?

Zeuge Dov Paisikovic: Die hat man mit Kräften reingeworfen.

Vorsitzender Richter: Wenn die nun da drin waren, mussten sie ja doch spätestens in diesem Augenblick gemerkt haben, dass hier nicht gebadet wurde. Oder haben die es immer noch nicht gemerkt?

Zeuge Dov Paisikovic: Nein, dort drin waren die ...

Vorsitzender Richter [unterbricht]: Die Duschen.

Zeuge Dov Paisikovic: Solche Duschen. Das war so gemacht, wenn einer dort reinkommt, so weiss er nicht, dass dort eine Gaskammer ist. Es war so ...

Vorsitzender Richter: Und was war das ungefähr, die längere Zeit? Äusserstfalls.

Zeuge Dov Paisikovic: Längere Zeit – es konnte auch bis 20 Minuten ... Kürzere Zeit – fünf, sechs, sieben Minuten.

Vorsitzender Richter: Und dann wurden die Gaskammern geöffnet?

Zeuge Dov Paisikovic: Geöffnet, und die Entlüftung bald ange-
macht.

Vorsitzender Richter: Nun sagen Sie: ‚Der Arzt hat den Befehl ge-
geben? Hat der Arzt sich zunächst vergewissert, ob die Leute tot wa-
ren?‘

Zeuge Dov Paisikovic: Hob ech nicht farstanden.

Dolmetscher Grünblatt: Hat der Arzt zuerst geprüft, ob alle schon
tot sind?

Zeuge Dov Paisikovic: Nein, er hat nicht prüfen dürfen. Es war an
der Tür ... war ein Fenster, und ... das Fenster hat er reingeschaut. Er
hat nur gesehen. Er war nicht in der Gaskammer. Die Gasmasken hat
er gehabt, die das Gas hineingeschüttet hat.

Vorsitzender Richter: Kam es auch vor, dass Menschen nicht tot
waren nach diesem Vergasen?

Zeuge Dov Paisikovic: Es waren viele solche Fälle.

Vorsitzender Richter: Ja. Und was geschah mit den Menschen?

Zeuge Dov Paisikovic: Die wurden erschossen.

Vorsitzender Richter: Und wer hat das gemacht?

Zeuge Dov Paisikovic: SS.

Vorsitzender Richter: SS. Sie kennen von dieser SS ausser dem
Moll niemanden mehr?

Zeuge Dov Paisikovic: Am Namen nein. Am Namen kenne ich
den Steinberg. Und es war einer, den wir Holländer gerufen haben.
Ob es sein richtiger Name war, weiss ich nicht. Und es war auch ei-
ner, den man ‚Der Rote‘ gerufen hat. Er war so ganz rot ... Gesicht.

Vorsitzender Richter: Nun, haben Sie auch mal erlebt, dass kleine
Kinder in den Vergasungsraum noch hineingebracht worden sind,
wenn der schon voll war?

Zeuge Dov Paisikovic: Ja, die Kinder hat man geworfen, über die
Köpfe oben.

Vorsitzender Richter: Über die Köpfe weggeworfen? Haben Sie
auch mal erlebt, dass Kinder anders umgebracht wurden?

Zeuge Dov Paisikovic: Auch.

Vorsitzender Richter: Was hat man mit ihnen gemacht?

Zeuge Dov Paisikovic: Es waren Fälle, dass ein SS-Mann nimmt das Kind von der Mutter und gibt ihm ein Zucker, ein Bonbon. Wie heisst das? Und er hat das Kind an den Händen genommen. Und unter der Mutter Augen hat er das an die Wand geklappt.

Vorsitzender Richter: Vor den Augen der Mutter?

Zeuge Dov Paisikovic: Vor den Augen der Mutter.

Vorsitzender Richter: [Pause] Und wenn nun die Leute angekommen sind von den Transporten, wie sind die denn ausgeladen worden?

Zeuge Dov Paisikovic: An der Rampe.

Vorsitzender Richter: Ja. Von der Rampe kamen sie mit Lastwagen. Mit Lastwagen kamen nur die, die nicht gehen konnten.

Vorsitzender Richter: Die nicht gehen konnten.

Zeuge Dov Paisikovic: Ja. Alte.

Vorsitzender Richter: Und wie sind die denn von den Wagen abgeladen worden?

Zeuge Dov Paisikovic: [Sie wurden], wie heisst das, ausgekippt. Es war die Maschine, die auskippt, ausschüttet.

Vorsitzender Richter: Ja. Und wenn nun Leute sich da festhielten an den Wagen, was geschah denn dann?

Zeuge Dov Paisikovic: Hat man in die Hände geschossen.

Nebenklagevertreter Ormond: Herr Zeuge, Sie waren, wie ich gehört habe, schon einmal, bevor Sie als Zeuge benannt wurden, hier in der Verhandlung gewesen. Haben Sie bei dieser Gelegenheit irgendwelche unter den Angeklagten wiedererkannt?

Dolmetscher Grünblatt: Beim Verhör in Frankfurt far dem heintikn tag, hot ir schojn fun dise [unverständlich] gesejn? Welchn hot er erkant?

Zeuge Dov Paisikovic: [Pause] Den da dort.

Vorsitzender Richter: Ja, gehen Sie mal hin, deuten Sie mal auf ihn.

Nebenklagevertreter Ormond: [Pause] Und wer ist das?

Zeuge Dov Paisikovic: [unverständlich]

Nebenklagevertreter Ormond: Wen erkennen Sie noch? Vielleicht sollen sich die Angeklagten erheben. Er weiss ja nicht, wer Verteidiger und wer Angeklagter ist, Herr Vorsitzender.

Vorsitzender Richter: Bitte schön. [Pause] Den ersten? Wer ist denn das? Wissen Sie nicht. [Pause] Diesen, ja.

Sprecher (nicht identifiziert): Wen?

Vorsitzender Richter: Capesius.

Vorsitzender: Sie haben hier den Angeklagten Dr. Capesius erkannt. Was können Sie über ihn sagen?

Paisikovic: Er war Arzt und ist einmal mit dem Rote-Kreuz-Wagen zum Krematorium gekommen. Er hat den Fahrer noch um eine Gasbüchse geschickt, weil eine fehlte. Ich kann mich bei ihm *keinesfalls* irren.

Verteidiger Dr. Laternser: Wollen Sie den Vorfall genau schildern?

Zeuge Dov Paisikovic: Der Mann ist einmal ins Krematorium gekommen mit dem Roten-Kreuz-Wagen. Und sind rüber auf die andere Seite, wo die Gaskammer war. Sie warfen die von der anderen Seite, nicht wo ... warfen die von unten. Der Mann sagte so: ‚Wö ist die Büchse? Wo ist das Zyklon?‘ Der Chauffeur bringt eine Büchse. Sagt er: ‚Wö ist die zweite?‘ Sagt er: ‚Ich habe nur eine gebracht.‘ Hat er ihn angeschrien und ihn geschickt, noch einmal ... Büchse zu holen.

Vorsitzender Richter: Bitte sehr. Ja. Und damals, als er da war und nach der zweiten Büchse geschickt hat, waren da die Menschen schon in der Gaskammer, dass sie vergast wurden?

Zeuge Dov Paisikovic: Die Menschen waren in der Gaskammer, noch nicht vergast.

Vorsitzender Richter: Ist er da allein gekommen mit dem Rotkreuzwagen, mit dem Chauffeur, oder waren da noch andere dabei?

Zeuge Dov Paisikovic: Es war unsere SS dabei. Der Mann und unser Unterscharführer, Steinberg. Die Gasmaske hat der Unter-

scharführer Steinberg gehabt. Und er hat das Gas hineingeschüttet.

Vorsitzender: Wie oft haben Sie Capesius beim Krematorium gesehen?

Paisikovic: Vielmals.»

Und in der Zelle Hammelstrasse / Frankfurt macht sich Capesius Vorwürfe, dass er die Frage des Staatsanwaltes nicht gleich zurückgewiesen hat, sondern auf die Fang-Frage, ob es denn eine oder zwei oder mehr Büchsen Zyklon gewesen seien, die er angefordert habe, und ob er mit dem Sanka denn zu den Kammern gefahren sei, gesagt hatte, er glaube, er sei nie dort gewesen.

8

CAPESIUS in Göppingen: «Und ich konnte sie nicht vergessen, die Leute, die aus der Heimat angereist waren, und mich beschuldigten; aber es waren Fremde, sie waren abgekauft, es war eine Verschwörung, sie mussten beschuldigen, kommunistische Propaganda mussten sie machen, sonst hätte man sie nicht fahrenlassen! Eine kommunistische Verschwörung gegen mich, sie kamen ja alle aus dem kommunistischen Osten! Ihnen war ich ausgeliefert, sie machten mich fertig!»

Und es wurde ihm jämmerlich zumute, weinerlich ja, wie als Kind früher. Und auch als Schulbub. Er war doch so weich und immer hilfsbereit. Auch dort war er doch gut zu ihnen gewesen. Hatte ihnen geholfen ... Dass es dann auch grässliche Sachen dort gab ... «Aber da konnte man sich doch nicht auflehnen ... Disziplin das Höchste. Es war ja Krieg.»

Nein, aber zugeben durfte er diese grässlichen Sachen ja nicht... an jene Szene mit Dov, erinnerte er sich daran?! Und er sagte nur: «Es ist einem dann zum Kotzen ...»



Bild 10: Kurt Jurasek vor 1945

Der Drogist Prokop: «Als ich in dieser Apotheke arbeitete, konnte ich oft beobachten, wie Victor Capesius zusammen mit Josef Klehr in einen Raum des Kellers dieses Blockes ging. Aus Neugierde beobachtete ich diesen Raum genauer und eines Tages sah ich, dass der SS-Oberscharführer Jurasek in Begleitung von Josef Klehr in diesen Raum ging. Jurasek war technischer Mitarbeiter der Apotheke. Durch die offene Tür erblickte ich einen Wandschrank. Aus der Unterhaltung der beiden hörte ich, dass der Schlüssel zu diesem Schrank in der Apotheke liege. Als Jurasek die Schlüssel holte und den Schrank öffnete, sah ich, wie er Josef Klehr zahlreiche Büchsen übergab. Dabei hörte ich etwa folgenden Satz: ‚Es wird wahrscheinlich eine grössere Aktion‘. Klehr bejahte es. Ich hatte es mir sofort gedacht, dass Jurasek im Auftrage von Capesius die Büchsen mit Zyklon B herausgab. Diese Vermutung hat sich auch bestätigt, denn tatsächlich vergaste man an diesem Tage ca. 32.000 ungarische Juden [Randbe-

merkungen von Capesius dazu, er konnte in der Zelle immer Einsicht in die Prozessakten nehmen: «*Theoretisch 60 Dosen, das sind 5 Kisten. Alles erfunden! 9.000 war einmal am 29.6.44 Rekord!*») Erst später hatte ich davon gehört, es handele sich dabei um so eine grosse Aktion, dass infolge Platzmangels in den Verbrennungsöfen die Leichen der Vergasten in Gruben und auf Scheiterhaufen verbrannt wurden. Durch die Verbrennung der vielen Leichen im Freien entstand in der ganzen Gegend ein unangenehmer süsslicher Geruch. Man suchte deshalb nach einem Mittel, um diesen Geruch zu neutralisieren. Mit dieser Angelegenheit befasste sich auch Jurasek, der selbst Drogist war. Ich vermute, er tat es im Auftrage von Capesius. [Randnotiz von Capesius: *Vielleicht im Auftrag von Dr. C. weil er so etwas als Apotheker nicht wissen konnte?*] Jurasek fragte mich als Drogisten, wozu Naphtalin gut sei. Ich erklärte ihm, dass es sich um ein Mittel handele, welches unangenehme Gerüche in Räumen wie auch im Freien neutralisiert. Danach ging Jurasek weg.

Nach einigen Tagen kam er zu mir, überbrachte Grüsse von meinen Bekannten aus der Firma «Concordia» in Kattowitz. Von dort brachte er einen vollen LKW mit Naphtalin. [Randnotiz von Dr. C. *Asche riecht nicht!*]

Das Zyklon B stand in der Auschwitz-Apotheke neben dem gelben Schrank. Capesius aber hatte einmal zum Häftlingsapotheker gesagt, er wolle nichts damit zu tun haben. Und so lag das Zyklon dann im Keller neben dem Phenol, mit dem durch eine Spritze direkt ins Herz getötet wurde. Aufgeschichtete Büchsen standen da wie harmlose Konserven. Einige auch im alten Krematorium. Und im sogenannten *Tbeatergebäude.*»

Brief von Victor Capesius an seinen ehemaligen Kollegen, den SS-Apotheker Gerber: «Lieber Herr Gerber! [i.O. ausgestrichen] [der Brief ca. Juni 1960]. Ich freue mich, Sie endlich gesund bei Ihrer Familie gefunden zu haben. Ausserdem ist es sehr günstig, dass sie nach

Ihrem französischen Gesetz vor jeder weiteren Verfolgung, die sowieso ungerecht wäre, geschützt und sicher sind ... Nun freue ich mich dass Sie trotz aller Fährnisse alles überstanden haben. Sind Sie jetzt 40-42 Jahre alt? Ich 53 (...)

Man will hier einen Schauprozess Auschwitz veranstalten und sucht deshalb 950 Personen laut Liste. Soweit diese verdächtig sind, etwas begangen zu haben, werden sie nach Frankfurt gebracht. Bisher sind es 26 Personen innerhalb von 2 Jahren; es kann also mit den Ermittlungen noch sehr lange dauern. Ich bin der einzige verhaftete Führer von Auschwitz, andere Verhaftete sind untere Dienstgrade. Unterscharführer Perry Broad, damals verantwortlich für Vernehmungen, ist der einzige Verhaftete, der Sie grüssen lässt, da Sie sich kannten.

Von Auschwitzer Ärzten leben noch mit unbekannter Adresse: Dr. Josef Mengele, Dr. Fischer, Dr. Rhode und Dr. Weber. Als ein freier, im Auschwitz-Prozess freigesprochener Arzt, ist Dr. Münch von der Hygiene, bei München lebend. Zahnärzte sind alle frei, Dr. Schatz und Dr. Frank habe ich gesprochen. 40 Personen wurden in Auschwitz gehenkt, Ärzte, Kommandanten und Unterführer.

Juraszek ist der einzige Unterf. von uns, dessen Anschrift ich kenne und der frei ist, obwohl man ihn auch mit den gleichen Punkten belasten möchte wie uns beide (Cyclon B und Selektionen). Ich habe ausgesagt, dass nur Führer, nie Unterführer, und dann nur Ärzte die Selektionen durchgeführt haben.

Walter Berliner, Strauch und Reichel sind tot. Dr. Wirz hat sich erhängt. Standartenf. Dr. Lolling hat sich vergiftet, Blumenreuther lebt, will aber aus ‚Unkenntnis‘ nichts zu unseren Gunsten aussagen.

Unteroff. Frymann und Rottenf. Dobjansky wurden nicht gefunden. Über uns zwei habe ich angegeben, dass wir in der Freizeit viel beim Stadtapotheker Armin Rump in Auschwitz waren, dem Umsiedler aus der Bukowina, aus Dorna Vatra. Ich sei auch mit Dr. Schatz auf einem Gut bei Familie Stoffel Csechischowa übers Wochenende gewesen, die Familie lebt in München.

Herr Staatsanwalt Kügler wirft mir vor, es hätte keinen Zweck, dass ich mich immer als hilfreichen und anständigen Menschen hinstellen soll, etwa dass ich den Häftlingen durch alle möglichen Taten geholfen habe, das sei hier gar nicht gefragt und könne mir nichts nützen. Ich verteidige mich aber auch deshalb, weil die Anklage mir vorwirft, ich stehe in Verdacht, ich hätte durch selbständige Handlungen aus Mordlust und sonst niedrigen Beweggründen Menschen getötet.

Kügler meinte eben, ich solle mich nur um die vorgeworfenen Punkte kümmern. Ich sagte, dass ich mich in keinem Punkte schuldig fühle. Ja wenn der Strauch im Ärzteprozess nicht das mit dem Cyclon B gesagt hätte, wäre ja auch nichts geschehen.⁵ Bei der heutigen Vernehmung hat Herr Staatsanwalt Kügler gemeint, es hätte sich herausgestellt, dass ich die Zahnärzte Schatz und Frank auch nach dem Krieg besucht habe und ich hätte bei meiner Vernehmung davon nichts erwähnt. Er vermutet wohl, dass ich was verberge, etwa, dass wir uns gar das Zahn-Gold geteilt hätten. Zahnarzt Dr. Frank hat mich einmal in Göppingen besucht, ich ihn niemals in Auschwitz, obwohl er ja dort in einem Haus mit Frau und Kindern gewohnt hatte, wie so viele SS-Kameraden, aber ich hatte keinen Verkehr mit ihm. Zahnarzt Schatz Willy dagegen hatte einen guten Jagdhund und war mit mir auf dem Gut der Stoffels in den Beskiden 14 km von Auschwitz entfernt einige Mal mit zur Jagd übers Wochenende. Und im Herbst ab 1. Sept. zu den Treibjagden.»

Capesius' Brief an den Apotheker Gerber (ca. Juni 1960), Fortsetzung.

«Dr. Lolling, der am 20. X. 45 in den Selbstmord ging, Tod durch Gift. Und Glücks verübte am 5. Mai 45 ebenfalls Freitod durch Gift, er wurde von mir beim Verhör auch erwähnt. Ob die Schreiberin diese Daten notiert hat, konnte ich nicht sehen, da sie hinter mir sass.

5 Der Häftlingsapotheker Strauch, «Freund» von Capesius, hatte im Degussaprozess behauptet: Zyklon B sei in der SS-Apotheke und von Capesius verwaltet worden!

Jedenfalls, Protokoll wurde keines angefertigt. Ob Ontl Rücksprache mit Hermann Langbein hatte, ist nicht anzunehmen, sonst hätte er manches nicht so hingestellt, er wäre chronologisch firmer gewesen.

Herr Ontl wusste auch die Namen der Häftlingsapotheker nicht, obwohl er seit 1942 in Auschwitz war (...)

Staatsanwalt Kügler war recht unzufrieden mit mir, nicht nur weil ich nicht anerkennen wollte, dass ich bei den befohlenen Selektionen teilgenommen hatte ... Staatsanwalt Kügler sagte, man hätte gehofft, wenn ich es zugegeben hätte, auf diese Art auf die jüdische Ärztin⁶ aus Rumänien verzichten zu können, nun müsse man halt sehen, wie man die herbeischafft, darauf erwiderte ich nichts. Ich hatte manches von den Anschuldigungen bestritten, und da sagte Herr Staatsanwalt Vogel sehr erregt, ich könne doch nicht verlangen, dass er das, was ich sage, als Wahrheit anerkennen müsse. Die andern würden nur lügen. Ich sagte, meine Zeugen werden das schon entkräften; da meinte Kügler, nennen Sie doch jetzt die Zeugen; ich sagte, mein Rechtsanwalt sei der Meinung, das genüge doch, nachdem er mich angeklagt habe. Kügler darauf: Ich klage Sie ja nicht an. Nein, sagte ich, sie machen juristische Ermittlungen, aber im Völkermund sei das das Gleiche, und ich hätte in 54 Jahren nie die Ehre mit Gerichten gehabt, deshalb sei ich hier noch Laie. Darauf Kügler: Ja ich weiss schon, Herr Eisler sucht für Sie Entlastungszeugen, darauf ich: Ist das verboten? Nein (...)

Punkt II wirft uns vor, Cyclon B ohne Warnstoff verwaltet und für jedes Mal die Portionen ausgegeben zu haben. Die Belastung stützt sich auf eine Aussage Strauchs im Prozess gegen Sturmbannführer Pflaum, Sonderführer Entwesung und Mückenbekämpfung. In diesem Prozess hat Strauch Minister Auerbach (früher Häftling bei Pflaum) zuliebe und gegen Bestechung einen Meineid geschworen, und gesagt, Cyclon B ohne Warnstoff sei von der Apotheke verwaltet worden. (Im Prozess sind unsere Namen damals nicht gefal-

⁶ Er meinte Dr. Gisela Böhm.

len, aber 3 Jahre spaeter nach dem Tod von Strauch sollte mir das bitter aufstossen.)

Pflaum und die Verwaltung müssen Cyclon B gehabt haben, und denen dürften auch diese Desinfectoren, die ja mit Cyclon B auch die Baracken etc. gegen Läuse und Wanzen entwesten, unterstanden haben, ebenso dürfte Unterscharführer Klähr dorthin gehört haben. Laut Buch von Höss hat die Verwaltung des KL das Cyclon B von Dessau geholt. Ich habe ausgesagt, dass weder Cyclon B bei uns gelagert noch von uns verwaltet oder ausgegeben worden ist. Auch war niemand von uns je in Dessau Cyclon B abzuholen. Apotheker Szikorzky und sein Adlatus Tadec waren hier als Zeugen der Anklage, haben sich aber soweit ordentlich benommen. Hatten allerdings ausgesagt, im Jahre 1941 sei einmal ein Dosenöffner für Cyclon B an die Apotheke gekommen, und dann abgeholt worden, zu einer Zeit, da Szikorzky der einzige Apotheker im Lager Auschwitz war. Ausserdem habe Jurazek einen Schlüssel zum Theatergebäude gehabt, was ich bestritt, da nie dort etwas von uns gehalten wurde. Ich bitte Sie, zu diesem Punkt auch zu antworten.

Bei meiner Iten Vernehmung habe ich gleich angegeben, dass Sie, Herr Gerber, erst viel später kamen (ohne Datum), und speziell für das SS-Lazarett, das hinter Birkenau gebaut wurde, bestimmt waren, und sich auch viel um dieses gekümmert haben, das dann im November kurz vor der Eröffnung zerbombt wurde. Belastend ist für hier nur die Zeit 1. Juli-15. Okt. 44 «Ungarntransporte», weil Hermann Langbein eine Tabelle mit Diensterteilungen gekannt haben will, wo wir auch eingeteilt gewesen sein sollen.

Langbein, Oesterreicher, und Gohlick, Pole, die 2 Schreiber von Dr. Wirz haben, wie mir auch Strauch nach dem Krieg erzählte, in dem schmalen Raum neben der Zahnstation Listen angefertigt über Leute, die in den Krankenbauten abgespritzt werden sollten. Laut Strauch haben nun diese beiden Altkommunisten ihre Leute auf der Liste herausgeholt und dafür Juden, die im Krankenbau waren, (zum

Vergasen) eingesetzt, die Schlusszahl musste stimmen. Dadurch haben die 2 Leute nach eigenem Gutdünken vernichtet, oder zur Vernichtung vorgesehen. Falls Ihnen darüber etwas bekannt ist, wäre eine kurze Belastung wichtig, denen passiert zuvorderhalb nichts, weil Totschlag verjährt ist seit dem 20. Juni 1960, in Frankfurt wären sie weniger glaubwürdig als Belastungszeugen.

Mit den besten Grüßen Ihr Dr. Victor Capesius.»

9

Capesius gibt aus der Zelle seiner Frau und dem Rechtsanwalt allgemeine Anweisungen. So auch diese eine ganz konkrete Anweisung: «Klehr soll im Prozess von Dr. Laternser gefragt werden: Wer hat Ihnen in den Jahren, wo Sie Desinfektor waren, verschiedene Versuchspräparate zur Entwesung und Entwanzung gegeben? Apotheker Krömer oder Dr. Wirths? Denn Klehr sagt jetzt, dass er alle Befehle nur von Dr. Wirths erhalten habe und niemals vom Apotheker Krömer, mit dem habe er eigentlich nichts zu tun gehabt. Krömer also auch mit dem Zyklon B nicht. Nur Wirths oder der Spiess von Wirths, Ontl, hatten Befehle zu erteilen, was das Gas betrifft! Doch Langbein möchte Ontl und dessen Chef Dr. Wirths decken, da er mit der Familie Wirths auch heute in Freundschaft verbunden ist.»

Es geht also vor allem um Taktik, um die gespielte Unschuld, nicht um Auschwitz und das Gewissen. Denn Capesius fühlt überhaupt keine Schuld, kein Gewissen schlägt ihm. Und das glaube er ihm sogar, meint Adam, es sei nichts anderes als *Schuldunfähigkeit, fast so schlimm wie das Verbrechen selbst, weil genau diese Unfähigkeit Auschwitz erst möglich gemacht hat!*

Capesius schrieb an seinen Schwager Hellmut, den Bruder seiner Frau, von dem er einen Brief erhalten hatte, in dem stand, dass er, der Vik, vor den Menschen wohl schuldig, jedoch vor Gott unschul-

Kein lieber Schwager Helmut!^{inakt.}
Noch unbeschädigt, alles Gute zu deinem Geburtstag in
Einen Hochzeitsstag! Möge es auch möglichst bald
deinem Leben auf Erden keinen 3ten Weltkrieg zu
erleiden.
Mit keinem gedanklichen - stillistischen Werk, das
mich zu heilen brachte, hast Du mir zwar
eine große Freude in meine Zelle gebracht, aber
der Inhalt war für meine „Censoren“ nicht gut, weil
sie davon entzusehen, wenn sie mich nichts sagen,
dass die nächsten Verwandten an meiner Unschuld
vor den Menschen zweifeln in die Unschuld vor
Gott ist bei dem Gerichtem unwichtig. Ich bitte also
wie ich sich am Tage geschrieben habe um mich
oder schwärmerische Briefe die ich aber weder mit mir
noch mit meiner Familie beschäftigen sich nicht
von Triell über Mali. Ich habe diese Bitte schon
öfter ausgedrückt. Punkt 2 der Danklage ist mir endgültig
durch den auftrinken - Hof von Kläber erledigt, er hat
alle schuldig freimüthig auf sich genommen, damit fällt die
Danklage ^{bei} 300000 Stück Vermitteln in Münzen für jeden Transport
von Zyklon B ganz fort. Wegen vorwissen. Unschuld, das
damit habe ich mich zu tun gelübt wie ja ich jetzt endlich
herausgestellt hat. Bitte mich diese Kenntnis abzuholen für Dich zu
behalten mich nicht anderen erzählen weil immer Gefahr ist dass
ich das ein Brief bekomme in. ich weiss ja noch gar
nichts von „grünem“. Frau & Elter. Neben behauptet von 4. Stück
Rechtsanwalt ist erst 46 registriert worden in. dadurch abgefallen
aber keine eigene Erfahrungen.

W. C. S.

Bild 12: Brief von Victor Capesius an seinen Schwager Helmut über Zyklon B

dig sei, nach Wien und Capesius wusste genau, wovon er sprach, denn die Zeit, in die er hineingeraten war, verfluchte er durchaus: «Noch nachträglich alles Gute zu Deinem Geburtstag und zu Eurem Hochzeitstag. Möge Euch vergönnt sein, während Eures Lebens auf Erden keinen 3ten Weltkrieg zu erleben.

Mit Deinem gedanklichen und stilistischen Werk, das mich zum Heulen brachte, hast Du mir zwar eine grosse Freude in meine Zelle gebracht, aber der Inhalt war für meine «Censores» nicht gut, weil sie daraus entnehmen konnten, wenn sie dazu auch nichts sagen dürfen, dass die nächsten Verwandten an meiner Unschuld vor den Menschen zweifeln, die Unschuld aber vor Gott ist bei den Gerichten höchst unwichtig. Ich bitte also, wie ich auch an L ... geschrieben habe, um nüchterne oder schwärmerische Briefe, die sich aber weder mit mir noch mit meiner Familie beschäftigen. Ich habe diese Bitte schon öfter ausgedrückt...

... Punkt 2 der Anklage ist nun endgültig durch das Auftauchen von Klehr im Gefängnishof erledigt, er hat alle Schuld freimütig auf sich genommen; damit fällt die Anklage gegen mich wegen Verwalten und Ausgeben von Zyklon B für jeden Transport ganz fort. *Wegen erwiesener Unschuld*, denn damit habe ich somit nun nichts mehr zu tun, wie sich ja jetzt endlich herausstellt. Bitte auch diese Kenntnis absolut für Euch zu behalten, bitte nicht ändern erzählen, weil immer Gefahr droht, dass ich dann einen Brief erhalte und ich weiss ja offiziell noch nichts. Dein *Spunemult*⁷.»

Aus den Aufzeichnungen und Briefen von Capesius während der Haft. Weitere Anweisungen des Dr. Capesius. So schreibt C. immer in der dritten Person, als liefere er den Freunden schon die Zeugen-aussage und den Schriftsatz. Hier ein Brief an das Ehepaar Stoffel in den Beskiden, zu dem er oft übers Wochenende zur Jagd hinausfuhr:

«Dr. C., der ebenfalls passionierter Jäger war, und Anfang Juni (5.?) gleich seine deutsche Jägerprüfung in Oppeln beim alten Forst-

⁷ Auf Rumänisch «Redeviel»

meister machte, war dann ein ständiger Wochenendgast bei uns, wo es immer wieder ausser Jagden auch gesellige Sonntage mit Besuchen aus den Nachbargütern gab. So waren wir auch besonders nach der Rückkehr von Dr. C. von seiner Reise nach Rumänien, also ab letzte Septemberwoche (23. Sept. 44, Samstag) wöchentlich zur Jagd bei uns oder mit unserem Jagdwagen auf den Nachbargütern.

Manchmal kam auch Dr. Willy Schatz, Zahnarzt aus Hannover, mit seinem vorzüglichen Hund ‚Treff‘ mit.

Dr. Capesius hat immer betont, wie ihn die ganze Atmosphäre in Auschwitz bedrücke, da er beim Abholen des Ärztegepäcks an der so genannten Rampe manchmal einen ankommenden Zug sah und darüber vereinzelte deprimierte Angaben machte.

Am 24. Mai war ein besonders mörderischer Luftangriff über Berlin. Am Wochenende (28.-30.) war Victor bei seinem Landsmann SS-Hauptsturmführer Apotheker Josef Becker (Peppi) im Zentralsanitätslager Berlin, und er erlebte noch die Verwüstungen, die noch nicht aufgeräumt waren. An diesem Wochenende erzählte er viel darüber, so dass wir ihn stoppten, denn wir hatten Gäste, Frau Rump, 3 Schwestern und auch meine Schwägerin waren eben erst zu uns gekommen, so dass alle dann doch noch in Stimmung kamen und getanzt wurde, trotz Schnürlregen, und so mussten alle am Montag früh mit der Kutsche fahren, da das Fahren mit dem Fahrrad auch Victor nicht zumutbar erschien. Erst zu der Herbstjagd kam er zu uns dann mit einem DKW 100 ccm Motorrad, das zwar viele Krankheiten hatte, aber doch schneller als das Fahrrad für die 14 km bis zu uns war.

Wir waren öfters bei Dr. Capesius in der SS-Apotheke zu Besuch und kannten dort auch Apotheker Strauch und die blonde Eva, Helferin, und den Buchhalter Berliner. Die Zahnbehandlung für uns und unsere polnischen Angestellten wurden von Dr. Schatz gemacht, und Rezepte gelegentlich hier oder in der Stadt eingelöst. Strauch und

Eva und Apotheker Sikorsky auf der gegenüberliegenden Seite des Korridors kannten wir auch, und unterhielten uns öfters mit ihnen. Wir hatten stets den Eindruck, dass sie alle mit ihrem Chef zufrieden waren, besonders Apotheker Strauch konnte da manches Loblied singen, er kannte auch die Korrespondenz von Victor und Fotos, die er ohne Scheu aus der Tischschublade nahm und uns erklärte. Wir brachten auch oft Päckchen mit, da ja ob des Zusammenstosses mit Dr. Wirths Capesius sich nur noch von Strauch bekochen liess, und wir schon dafür sorgten, dass immer noch Strauch und Eva mitessen konnten. Die «Bibelbiene», eine etwa 50-jährige Bauersfrau, brachte ausserdem das Mittagessen aus dem Kasino zusätzlich.

Herr Lill, der seine Frau als Krankenschwester bei der Division hatte, musste auch darauf Rücksicht nehmen. Fürs Erste hiess es, dass die Russen sich normal benehmen, und das erwies sich als wahr.

Am Schluss schickte Herr Lill seine Frau Lotte mit Dr. Capesius nach Wien, wo sie bis Kriegsende, also bis Ostern blieb, und dann vor den Russen sich wieder der Division ihres Mannes anschloss.

Nun war es Herbst (44) und wir nahmen öfters in kleinen Säcken Gemüse, Kartoffel und Geflügel oder Wild mit, das teilweise Strauch zubereitete, teils schickte Dr. C. die Sachen an Becker ans Zentral-sanitätslager, da er meinte, dadurch auch besonders beliefert zu werden mit Arzneimitteln.

Ich habe gelegentlich bei Strauch in den Kochtopf geguckt, denn er konnte wirklich gut kochen, besonders Huhn in Reis „Pilaf“. Eva war ein sehr freundliches Wesen mit 3 cm langem blondem Haar, später Ponyfrisur, was sonst im KZ nicht erlaubt war, aber auch die andern, so auch Ap. Sikorsky hatten 2 cm lange Haare, nur Strauch und Berliner hatten Naturglätzen. Alle machten einen normal ernährten Eindruck, und alle wurden stets freundlich behandelt, aber darüber werden ja die früheren Mitarbeiter evtl, selbst meine Beobachtungen bestätigen. Über Auschwitz wäre noch zu sagen, dass wir ab

1941 das Gut bewirtschafteten und von Apotheker Rumps Balkon sah man bei Nacht schon seit 1942 etwa eine grosse Brandstelle ca. 4 km entfernt, und man wusste überall, dass hier Menschen verbrannt wurden, man roch es auch bei ungünstigem Wind. Auch sonst hörte man manchmal über Vernichtung von Menschen reden.

Es wäre aber vollkommen falsch, wegen der Kenntnis dieser Tatsachen darauf zu schliessen, dass man sich daran beteiligt habe oder es hätte verhindern können, denn man war sehr vorsichtig in allen Äusserungen, weil alles gefährlich war.

Meine alte Mutter (Armin) allgemein die Omi genannt, unterhielt sich oft mit den poln. Arbeitern auch über Widerstandsbewegung etc. und dabei erfuhr sie auch, dass der Offizier, der bei uns verkehrte, in Auschwitz sei, aber er sei mit den Häftlingen gut und habe deshalb auch allein im Wald von niemandem etwas zu befürchten,

Beim Erntedankfest 1. Okt. 44 tanzte er dann auch mit allen Dorfschönen einen Pflichttanz, was seine kameradschaftliche Gesinnung unterstrich. Auch die Tochter des polnischen Verwalters ... gefiel ihm gut.

Wir kannten auch Herrn Apotheker Gerhard Gerber, der bei der Schwägerin des Apothekers Rump Adde ständiger Gast war, am Anfang waren Dr. C. und Gerber befreundet, aber bald kühlte diese Freundschaft ab. Gerber, als junger Nationalsozialist erzogen, konnte oft Dr. C. nicht verstehen und nicht alles akzeptieren, was Capesius für normal hielt, besonders der zu kameradschaftliche Ton und das Fehlen des entsprechenden Abstandes zu den Häftlingen wurde von ihm missbilligt.

Es mag zutreffen, dass Strauch und Dr. C., die auch altersmässig besser zueinander passten, sich gegenseitig mehr anvertrauten als Dr. C. mit Gerber und Jurasek (SS-Drogist). Letzteren fanden wir nett und stets zu schnippischen Bemerkungen bereit.

Dr. C. sind wir auch sehr zu Dank verpflichtet. Dass er im Januar 45 immer wieder drängte, wir müssten uns nach Bayern absetzen, zu-

mindest die Frauen. Bestens organisiert mit 2 Pferdewagen und 2 polnischen Kutschern verliessen wir am 15. Januar 45 bei grimmi-ger Kälte das Gut und fuhren gen Westen. Einen Wagen und beide Kutscher schickten wir von der deutsch-tschechischen Grenze zu-rück, und wir kamen mit einem Wagen nach Tölz, wo wir heute noch wohnen. Später tauchte auch mein Mann hier wohlbehalten auf.

Im Jahre 1946 (Juli) besuchte uns Dr. Capesius in Bad Tölz, er war vorher von den Engländern entlassen worden. Am Münchener Bahnhof wurde er von einem Auschwitzer Frisör erkannt und der M.P. übergeben. Dr. C. kam nach 7 Wochen ... Gefängnis nach Dachau. Sein Foto war als Plakat mit dem Text versehen worden: ‚Wer kennt den SS-Apotheker Dr. Victor Capesius von Auschwitz, geboren in Rumänien, wer kann etwas über ihn aussagen.‘ Da keine Belastungen kamen, wurde er im Dezember 46 ins Lager Ludwigs- burg überstellt und entlassen ...»

Hier bricht der Brief ab – es ist auch nur ein Entwurf, das Original ist wohl an die Familie Stoffel abgegangen.

Dieser Brief ist wieder ein Versuch, falsche Dokumente und Lü- gen zur Entlastung (mit falschen Daten und Terminen) zu produzie- ren.

Capesius machte dabei genaue Angaben, er muss eine Unmenge Dokumente verarbeitet haben, in der Untersuchungshaft hatte er ja lange Jahre Zeit, taktisches Wissen zur Verteidigung und Entlastung für den Prozess zu erarbeiten, dann wohl auch später zur Gewis- sensentlastung. Seine pingelige bürokratische Zahlen-Sprache aber zeigt, wie wenig er vom Grauen begriffen hatte; oder – wie Adam vermutet – er schob mit diesen kalten Zahlen einfach alles von sich. Der Tod, das Grauen, das Leid löste sich in nichts als Termine, Da- ten, Zahlen, Nummern auf, es gab keine Lebenden aus Fleisch und Blut, Haut, Knochen und Haar, Nerven und einem Herzen mehr, keine Menschen, keine Schicksale, keine Gesichter, keine Leiden. Keine Erinnerungen. Etwa so: «Paula Rosenberg kam als 16-jährige im Okt. 44 in Au. an. Sie will von mir, Dr. C., selektiert worden sein.

Sie wurde bei Clauberg für Versuche missbraucht. Beim Prozess hatte sie auf Parteichinesisch einen eingelernten Vortrag gehalten. Es wurde im allgemeinen Einvernehmen auf die Zeugin verzichtet. Sie hatte keine Häftlingsnummer!»

Vernehmung des Zeugen Karlheinz Schulery.

«Zeuge Karlheinz Schulery: Ich selbst bin Pfarrer in Rumänien gewesen und habe dieselbe Schule absolviert wie Victor Capesius. Ich war einige Klassen unter ihm. Die Familie Capesius ist mir bekannt aus Schässburg, wo die elterliche Apotheke ist. Mein Schwiegervater, der nach dem Zusammenbruch Rumäniens, also nach dem Abfall Rumäniens, Bischofsvikar wurde, war Stadtpfarrer in Schässburg. Und ich selbst war auch sehr oft in dieser Stadt Schässburg und habe mit der Familie Capesius in der Apotheke auch hie und da mal verkehrt. Ich kannte Capesius ausserdem, weil ich die letzten Jahre Wehrmachtspfarrer, lutherischer Wehrmachtspfarrer, in der rumänischen Armee war, und habe ihn da auch mal getroffen, als Apotheker bei der rumänischen Armee.

Vorsitzender Richter: Und was hat er da für einen Dienstgrad gehabt?

Zeuge Karlheinz Schulery: Wie es üblich war in der rumänischen Armee: Jeder Apotheker wurde, wenn er seine Ausbildungszeit hinter sich hatte, als Hauptmann eingestuft. Genauso wie wir Wehrmachtspfarrer gleich mit dem Rang eines Hauptmanns übernommen wurden.

Vorsitzender Richter: Ja. Und wissen Sie, was mit Doktor Capesius geworden ist, nachdem Rumänien eben von den deutschen Truppen besetzt worden ist?

Zeuge Karlheinz Schulery: Ja. Es ist mir soweit einiges bekannt, da ja erst einmal der Staatsvertrag zwischen Rumänien und Deutschland zur Zeit der Regierung Antonescu uns Volksdeutsche gewissermassen zwang, von der rumänischen Armee zur deutschen Wehrmacht zu gehen. Wir wurden also gewissermassen überstellt. Ich selbst habe damals im Auftrag von mehreren Offizieren, volksdeut-

schen Offizieren – wenn ich recht erinnere, war auch Capesius unter denen, aber ich kann nicht namentlich alle nennen – bei meinem Korpsgeneral vorgeschlagen, ob es nicht möglich wäre, dass wenigstens wir Offiziere bei der rumänischen Armee verbleiben, weil es ja natürlich auch nicht erfreulich war, noch einmal, wie es hiess, eine Ausbildung und so weiter – ich war damals schon kriegsversehrt – mitzumachen. Es ging aber nicht. Man erklärte mir, man müsse sich fügen, der rumänische Staat gegenüber Deutschland. Und wir wurden dann einberufen durch deutsche Stellen und wurden dann verladen. Ich kann mich sogar noch auf den Tag erinnern, denn am Tag darauf ist mein Sohn geboren. Und ich konnte es nicht einmal durchsetzen bei den deutschen Dienststellen, dass sie mir noch einige Tage Urlaub gewährten, um bei der Entbindung dabei zu sein. Wir wurden dann, ich glaube, am 28. Juli 43, einwaggoniert.

Ja, in Hermannstadt. Und ich kann mich noch da auf Capesius erinnern. Denn wir Offiziere kamen ja zusammen und sprachen darüber, dass es eben nicht möglich ist, dass wir in der rumänischen Armee verbleiben. Und wir kamen dann nach Wien, wurden da in dem so genannten Arsenal, glaube ich, so hiess diese Räumlichkeit, streng bewacht, und wir durften uns nicht fortbewegen.

Wir verhandelten dann, ob wir nicht auch, besonders wir Pfarrer, zur Wehrmacht und nicht zur SS gehen könnten. Aber es wurde auch uns Pfarrern und auch den anderen Offizieren abgeschlagen. Wir hatten allerdings das dann erreicht, dass man uns Siebenbürgern, die wir ja sehr kirchlich gebunden waren, ausdrücklich in einer Anweisung – ich habe die auch mal in Händen gehabt – Befehle herausgegeben hat, also von der SS-Führung, dass man uns nicht beeinflussen soll und zwingen soll, aus der Kirche auszutreten. Das war das Einzige, was wir damals dann erreichten, 43.

Später einmal traf ich dann noch Capesius und kann mich erinnern, dass er mir da davon sagte, dass er einen Dienst habe, wo er gerne wegwolle, aber es würde ihm nicht gelingen. Also Genaues kann ich darüber sonst nicht sagen.»

Der Entlastungszeuge versucht zu erklären, warum die Deutschen Rumäniens sich im Lande nicht wohl fühlten und sich vielleicht deshalb ans «Reich» anschlossen! Und so eben auch nach Auschwitz kamen?

«Vorsitzender Richter: Wissen Sie etwas über das Verhalten des Angeklagten Doktor Capesius vor dieser Zeit, also vor der Verbringung nach Wien, wie er noch im Zivilberuf tätig war?

Zeuge Karlheinz Schulery: Wissen Sie, es ist so in Siebenbürgen: Bei uns in Siebenbürgen waren die Volksdeutschen eine Minderheit. Darf ich da vielleicht ausführlicher das erläutern, um die Situation zu verstehen?

Wir waren eine Minderheit, und alle Minderheiten unter sich kapselften sich ab und lebten möglichst für sich. Wir waren, na, man soll es nicht sagen, aber eine unterdrückte Minderheit, auch als Deutsche. Zum Beispiel meine Familie hat einen Grossgrundbesitz gehabt, den uns der rumänische Staat, nachdem wir von Ungarn an Rumänien kamen, einfach enteignet und [uns dafür] wertlose Staatspapiere gegeben. Wir standen unter Druck, es durfte dann kein Deutscher mehr eine neue Apotheke zum Beispiel erwerben oder ausbauen. Und an verschiedenen Stellen also wurden wir immer mehr, immer sehr benachteiligt. Das galt aber für alle anderen Minderheiten. In Rumänien waren ja bekanntlich von den 17 Millionen Einwohnern mehrere Millionen Minderheiten.

Durch die Volksdeutsche Mittelstelle wurde dann auch eine so genannte Volksgruppenorganisation aufgezogen. Aber zu diesen Leuten gehörte Capesius bestimmt nicht. Ich habe auch weder einen Artikel da von ihm gelesen in diesen Blättern – ich habe sie auch nicht so regelmässig verfolgt. Ich stand auf der Seite von Bischof Glondys, und wir wurden ständig angefeindet von diesen Leuten. Man wollte uns unsere kirchlichen Schulen wegnehmen und hat es ja dann auch durchgesetzt. Aber ich könnte wirklich mich nicht erinnern, ich kann mit bestem Gewissen sagen, es ist mir nicht bekannt, dass Capesius

irgendwie nun antisemitisch sich in Wort oder Schrift betätigt hätte. An unseren Schulen, auch in meiner eigenen Klasse, waren zwei Juden, und wir waren befreundet. Und es kam dann natürlich so – ich kann mich nicht recht erinnern –, 42/43 wurden dann die Juden ein wenig schikaniert in Rumänien. Und wir haben aber die Beziehungen zu diesen Familien nicht abgebrochen.

Also ich könnte mir nicht vorstellen, dass er nun sich irgendwie antisemitisch betätigt hätte.»

10

In Göppingen hab ich Capesius nach vielen Jahren wieder gesehen, wieder gehört. Er hatte eine schleppende, schwere Stimme. Die vielen Menschen «auswählen» für den Tod, sie in den Tod schicken? Das wollte er nicht, er konnte *es* nicht verstehen, warum diese vielen Frauen und Kinder, Babys sogar, und viele, viele Alte, die alle aus Siebenbürgen kamen, ungarisch sprachen, und die er zum Teil sogar selbst kannte, so grausam sterben mussten! Aber Befehl ist Befehl.

CAPESIUS: «Weil man ja alles tun muss, was befohlen wird, ohne Widerrede, wie zu Hause auch ... das hat mir ja der Wirths, der war der Oberste von den Ärzten, Standortarzt war der, dann gesagt und gedroht: Ich habe im Lager Sondervollmachten, hat der gesagt, ich kann sofort erschiessen lassen ... mich könne er erschiessen lassen.»

FRAU CAPESIUS: «Ja, weil du dich gewehrt hast, zu selektieren?»

CAPESIUS: «Ja.»

CAPESIUS (schreibt dazu in seinen Aufzeichnungen): «Am Iten Donnerstag im Monat hat Dr. Wirz mir bei einer Versammlung im Iten Stock erklärt, ich müsste in Zukunft auch am Rampendienst teilnehmen. Bei Verlassen des Chefarztraumes liess ich alle vor mir rausgehen und sagte dann zwischen Tür und Angel zu Dr. Wirz, dass ich das nicht tun könne, ich sei auch kein Arzt, ich würde deshalb bitten, mich davon zu befreien. Die Antwort von Dr. Wirz war:

«Wissen Sie, ich kann Sie wegen Befehlsverweigerung sofort erschossen lassen, ohne Gericht. Ich habe im KL Sondervollmachten!’ Ich ging hinunter zur Apotheke, ganz erschlagen, und sagte im Hineintreten im rechten Raum mit Szikorsky und Tadec und andern: «Diese Schweine haben jetzt auch mich zum Dienst an der Rampe eingeteilt.’ Es war 12h und ich ging in meine Baracke, von dort sofort zu meinem Landsmann Dr. Richard Klein, Unterst. Damals etwa 55-jährig, und klagte ihm mein Leid, er hatte vorher, wenn wir nur zu zweit waren, schon manchmal über die traurigen Zustände hier gesprochen, dabei stöhnte er in der Art der Heimatbauern und sagte: Vai, Vai oder Off, Off Vik, wenn die Deutschen für das alles zahlen müssen, was sie hier anstellen, dann wird es eine furchtbare Katastrophe. Da er, wenn auch nicht genau, nur durch Andeutungen wusste, dass mit meinem Stammbaum etwas nicht stimmte, meine Verzweiflung sah, und ich ihm auch meine Marketenderware anbot, erklärte er sich bereit, den Rampendienst für mich zu übernehmen bzw. zu versuchen, das bei Dr. Wirz zu regeln, was dann auch geschah; und er sagte mir dann nach Rücksprache: ‚Dich geht das jetzt nichts mehr an, ich werd das für Dich machen‘. Gerade zur Zeit dieser Rücksprache war eine Ruhe an der Rampe. Die Zeit der Ungarnaktion war vorbei ...»

Und Capesius zeigte mir ein Schriftstück, es war die Aussage von Jura, Jurasek, dem Oberscharführer, der mit zur SS-Apotheke gehörte:

««Am 1. Donnerstag im Juni 1944, dem normalen monatlichen Versammlungstag der Ärzte bei Dr. Wirths, wurde Dr. C. ebenfalls befohlen (es war das einzige Mal, dass Dr. C. daran teilnahm.) Als kurz vor 12 Uhr die Ärzte aus dem Raum von Dr. Wirths herausströmten, etwa ein Dutzend, sprang ich in den angrenzenden Raum, um nicht so viel grüssen zu müssen, und hörte, bei angelehnter Tür und verstärkt durch das herüberführende Ofenrohr, wie Dr. C. sagte: Rampendienst könne er unmöglich machen, er bitte, davon befreit zu werden. Dr. Wirths wurde lauter und energischer in der Stimme, als

es sonst seine Art war, und dann sagte er heftig: Das ist Befehlsverweigerung, Sie wissen, dass ich Sie sofort erschiessen lassen kann ... So stand er von nun an mit dem Dr. Wirths auf Kriegsfuss. Er war überhaupt ein seltsamer Offizier, und war militärisch gar nicht ausgebildet, der sich etwa das Sich-Melden etc. von mir oft erklären liess, sich das Nötigste notierte. Er erzählte auch, in Berlin hätten die SS-Generäle, so etwa Blumenreuther im Zentralsanitätslager, bei der Meldung immer gleich abgewunken und ganz zivil gefragt, wie es denn so gehe.

Seit dem Auftritt mit Dr. Wirths liess sich Dr. C. von Strauch bekochen. Öfter ass auch Berliner oder manchmal auch Eva mit, da sie im selben Raum mit Strauch arbeiteten. Und während dieser Zeit, es war Mittagspause, wurde auch oft die Tür versperrt. Lebensmittel brachte Dr. C. vom Gut Czeszieschau von seinem Jagdfreund Stoffel mit. Oder manchmal brachte die Bibelbiene (Bibelforscherin) sein Essen von der Offiziersmesse, da sich der Dr. C. seit jenem Streit geschworen hatte, die Offiziersmesse nicht mehr zu betreten und auch zu keinem offiziellen Abend mehr zu erscheinen. Und auch seine Marketenderware habe ich ab Juli nicht mehr abgeholt, weil Dr. C. seine Bons, wie ich von ihm erfuhr, an Dr. Klein, seinen Landsmann, geschenkt hatte. Damals wusste ich die genauen Zusammenhänge noch nicht, denn mehr hat er mir nicht erzählt. Dr. C. hat mit Strauch und Berliner wohl mehr besprochen, da er mit den Häftlingen intimer als mit SS-Angehörigen war, und ich gehörte ja dazu. Auch mitjagdbeute wurden wir von der SS nie beschenkt, während Strauch in einer Kasserole öfter eine Wildente oder einen Fasan, Hasen oder Hausgans für Dr. C. und die 2-3 Häftlinge in seinem Raum zubereitete. Auch mit dem SS-Apotheker Gerber war es nicht anders. Nur mit dem Jäger Dr. Schatz, dem Zahnarzt, schien er öfters gemeinsam zur Jagd und zur Familie Stoffel in die Beskiden zu fahren, die manchmal auch in der Apotheke zu einem kurzem Besuch auftauchte, wohl vor allem auch um eine Zahnbehandlungen bei dem Dr. Schatz einzuschieben.»

CAPESIUS: «Ja, diese leidigen Sachen mit dem Wirths. Ich hab mich nach jener Brüskierung durch ihn dann sofort ans Telefon gehenkt und hab mit dem Becker Pepi gesprochen ...»

«Aus Hermannstadt stammt der?»

CAPESIUS: «Nein, aus dem Banat. Er war Obersturmbannführer, also Oberstleutnant in Berlin. Und der hat sofort mit den Gruppenführern gesprochen, die beim Führer waren, der Höchste von der Arzneiabteilung, ist ein grosser Mann gewesen, körperlich gross ...

Ich weiss, wie er heisst, hab es aber vergessen.

Der hat dann veranlasst und der hat den Standartenführer Lolling, der war der höchste Arzt über die KZs, den hat er zur Sau gemacht. Was könnt ihr da machen, da kommt ein Apotheker mit Erfahrung und will euch helfen, arbeiten, und dann stellt ihr ihn in einen Betrieb, der ja gar nichts mit der Apothekerei zu tun hat. Sie werden sofort hinfahren und Ordnung schaffen.

Und dann ist er nach Auschwitz gekommen ...»

FRAU FRITZI CAPESIUS: «Der Lolling oder wer?»

CAPESIUS: «Ja. Und sie haben mich dann eingeladen zum Wirths.»

FRAU FRITZI CAPESIUS: «Und der Wirths hat verlangt, dass du selektierst, und du hast dich gewehrt und darauf hat er gesagt, ich kann Sie erschliessen lassen ...»

CAPESIUS: «Ja. Und dann musste ich nicht mehr ... der Klein hat es für mich gemacht.»

«Und der Wirths?»

CAPESIUS: «Ja, der Dr. Eduard Wirths, dreiunddreissig Jahre alt, war der Standortarzt, Obersturmbannführer, hatte das eigentliche Sagen im Lager, was die Ärzte zu tun und zu lassen hatten; er wohnte zusammen mit Dr. Horst Fischer, der sich später in Kiel im Gefängnis erhängt hat; Wirths wohnte in der «Villa Haus», und er fuhr einen neuen Opel.»

Der Zeuge Josef Glück, Kaufmann in Haifa, früher Textilfabrikant in Klausenburg, ist am 10. Mai 1944 verhaftet worden, weil er Jude war, mit 2.800 andern Juden aus Klausenburg. Von ihnen wurden von Dr. Victor Capesius an der Rampe vierhundert zur Arbeit ausgewählt, die andern aber gingen direkt ins Gas; der Transport hatte am 11. Juni den Bahnhof von Klausenburg in Richtung Nordosten, in Richtung Lemberg und Kattowitz, verlassen; im Viehwaggon waren ausser ihm selbst, Josef Glücks Frau, seine zwei Kinder, seine Mutter, seine Schwester und deren zwei Kinder, sein Bruder, seine Schwiegermutter und seine Schwägerin.

«Sie sind der Einzige von all denen, die Sie genannt haben, der am Leben geblieben ist», hatte der Richter in Frankfurt Josef Glück gefragt. «Ja», hatte Josef Glück geantwortet.

Der Zeuge hat den Apotheker Victor Capesius auf der Rampe von Birkenau bei der Selektion an jenem Tage gesehen, handelnd. Der Apotheker habe nur gefragt, ob man arbeiten wolle, ja oder nein. Jene, die nein gesagt hatten, habe er nach links geschickt, ins Gas, die andern nach rechts, und die durften leben.

Anfang Oktober 1944 habe er dann den Dr. Capesius nochmals mit Dr. Mengele gesehen. Mengele sei mit drei Offizieren, darunter auch der Apotheker, zur Baracke Nr. 11 gekommen. Jüdische Jugendliche im Alter zwischen sechzehn und achtzehn Jahren seien dort untergebracht gewesen. Sie hatten alle gehnt, was ihnen bevorstand. Und versuchten zu fliehen. Da liess sie der Lagerführer mit Hunden wieder zusammentreiben. Das war an einem jüdischen Feiertag. Zwei Tage später wurden diese Buben auf Lastwagen verladen und ins Gas geschickt.

«Dabei hat man gelacht», sagt Josef Glück: «Man hielt es wohl für sehr komisch, dass diese Kinder nach ihren Müttern schriegen.»

Den Zeugen übermannt die Erinnerung. Dann greift er in sein Jackett, entnimmt der Brieftasche ein kleines Foto, streckt es mit starrem Arm dem Richter entgegen und ruft weinend: «Kinder haben sich die

Arme aufgeritzt und mit Blut ihren Namen an die Barackenwände geschrieben ... mein Neffe hier, dieses Kind, schrieb: *Andreas Rapaport – lebte sechzehn Jahr*» Der Junge habe ihm noch vom Lastwagen zugerufen: «Onkel, ich weiss, dass ich sterben muss, sag meiner Mutter, dass ich bis zum letzten Moment an sie gedacht habe.» «Dieser kleine Bub», sagt der Zeuge Glück aus Klausenburg in Siebenbürgen, heute Haifa in Israel, «dieser kleine Bub wusste, dass er sterben muss, er wusste aber nicht, dass seine Mutter schon vergast worden war.»

Der Zeuge Joseph Glück ist erschöpft im Gerichtssaal zusammengebrochen. Weinend sitzt er an seinem Tisch, in der Hand das Bild seines Neffen Andreas Rapaport – *lebte sechzehn Jahr*.

«Nach den Angaben des Zeugen Glück selektierte der Angeschuldigte Dr. Capesius etwa Ende August 1944 im Lager Birkenau gemeinschaftlich mit dem SS-Lagerarzt Dr. Mengele etwa 1.200 jüdische Knaben aus Ungarn. Hierunter befand sich auch ein Verwandter des Zeugen mit dem Namen Andreas Rapaport, der damals etwa 16 Jahre alt war. Die Kinder wurden mit Lastwagen zu den Gaskammern gefahren.»

[Das Verfahren: Anklageschrift. Der 1. Frankfurter Auschwitzprozess, S. 2904]

Mitschrift des Richters im Auschwitzprozess: Vergasung von Kindern: Josef Glück: «In unserem Lagerabschnitt befanden sich in Block 11 Kinder im Alter von 16 bis 18 Jahren. Sie waren gesund. Ich selbst war in Block 14 untergebracht. Anfang Oktober 1944 kam Dr. Mengele mit dem Lagerführer und Dr. Capesius in unseren Lagerabschnitt herein. Wir standen gerade beim Appell. Der Lagerführer hatte zwei Hunde dabei. Die Kinder aus Block 11 haben irgendetwas gehaut, sie sind weggelaufen. Der Lagerführer hat daraufhin mit den Hunden die Kinder zusammengetrieben und in die Baracke Nr. 11 hineingetrieben. Es war an dem jüdischen Neujahrstag. Nach zwei Tagen sind dann die LKWs gekommen, die sie in die Gaskammer brachten.

Vorsitzender Richter: Herr Zeuge, Sie haben uns eben gesagt, dass bei dieser Selektion zunächst der Doktor Mengele anwesend gewe-

sen sei, und mit dabei sei auch der Doktor Capesius gewesen. Es interessiert uns nun, das etwas näher zu erfahren. Sie haben den Doktor Capesius gekannt von früher her?

Zeuge Josef Glück: Ja.

Vorsitzender Richter: Und zwar von Klausenburg?

Zeuge Josef Glück: Ja, ich habe ihn dort gesehen. Klausenburg war nicht eine so grosse Stadt, dass man einander nicht kannte. Und er war ja ein Propagandist bei [unverständlich] IG Farben oder bei, ich weiss nicht, Merck oder Hoechst.

Vorsitzender Richter: Ja.

Zeuge Josef Glück: Und das war nicht so eine grosse Sache, ihn zu kennen.

Vorsitzender Richter: Nun schön. Sie haben ihn dort gesehen. Haben Sie ihn persönlich wiedererkannt, als Sie auf der Rampe erschienen sind?

Zeuge Josef Glück: Ja. Ja. Auf dieses schwöre ich. Ich habe gesagt zu den anderen: ‚Das hier ist Capesius.‘ Und das erste Mal haben wir uns noch gefreut, dass wir hier einen ...

Vorsitzender Richter: Landsmann.

Zeuge Josef Glück: Landsmann haben, einen Bekannten. Und doch sind dort einige gewesen, die gesagt haben, dass sie nicht arbeiten wollen. Die hat er nach links geschickt.»

CAPESIUS (in Göppingen): «Ja, aber es sind 200.000 oder 250.000 gleich ins Gas gegangen, die haben nichts zu essen bekommen. Und an jedem Zug waren zwei Waggons Lebensmittel angehängt, die hat man dem Lager zur Verfügung gestellt. Man hat sie nicht für die deutsche Bevölkerung freigemacht, wie man das hier so schön im Prozess sagen wollte. Zwei Waggons waren voll mit Lebensmittel, da war die ungarische Regierung dafür verantwortlich, das musste voll gestopft sein: Ein Waggon mit Speckseiten (Siebenbürgischer Speck!). Ja, die kamen ja alle aus Siebenbürgen. Und halbe Schweine geräuchert. Oder dann waren Bohnen und Erbsen in Säcken, ebenfalls, der Waggon bis oben voll.»

Transportweg :
 Karpatho-Ukraine - Kaschau - Presow (Ost-Slovakien) - Muszyna -
 - Tarnow - Krakau - Oswiecim .
 Transporte aus Siebenbürgen sollten den gleichen Weg nehmen .
 Die Züge dürften 3 aus entfernteren Gebieten 4 Tage benötigen .

Seite 113.	23.5.44	Dienstag	¹⁴⁴ Komitat u. Stadt Munkács geräumt:	
Telegr: 212	24.5.	Mitwoch	bisherige Gesamtzahl ^{38 Züge}	117.082
"	25.5	"	" " ^{45 Züge}	136.800
Ferencay	28.5	Sonntag	58 Züge " ^{60 Züge}	184.049
Tele 225	31.5.44	Mitwoch	(Gend. Marosv. Sachl. 2.000.000) B.	204.312
"	1.6.	Morgens	^{70 Züge}	217.236
"	232	1.6.	inclusiv, bisherige Gesamtzahl ^{76 Züge}	236.414
"	238	2.6.	Freitag ^{80 Züge}	247.856
"	241	4.6.	Sonntag, 92 - "	253.389
"	243	6.6.	Dienstag, " "	274.949
Ferenczy	7.6.		<u>89</u> (92) Züge "	<u>275.415</u>
Tele. W. 245	8.6	Donnerstag	^{94 Züge} Karp.-U. u. Siebenb. abgeschl. 1289.357 ^{288.557} Differ. Honvd-Arbeit. auf 310.000,	
"	10.6.	Freitag	Zone 1. 2. u. 3 Totalew.	340.162
"	6.7.	Donnerstag	" 4. mit 41.499	381.661
Ferenczy	14.5.44	25.6. "	<u>129 Züge</u>	<u>380.000</u> ²⁷¹
Geh. Ber. 306	8.7.	Samstag	Zeitp. Horthy-Stop	422.911
Tele. 309	9.7.44		^{139 Züge = 410.223 Abtomp.}	429.028
Ferenczy	9.7.		<u>147 Züge</u>	<u>434.351</u> ²⁰⁵
Tele. 1927	11.7.44		Zone 1 - 5 total geräumt, 5 nur Periph. ^{148 Züge}	437.402
Tele. 289	30.6.	Beabsichtigte Aktion Budapest unterblieb u. so blieben Familien insgesamt Personen 300.000		
		Ausserdem jüngere Männer Honvd-Arbeitsd. 60- 80.000		

1941 geschätzt 850.000 Individuen. 7544 in 300.000
 von Honvéd-Arbeitsd. wurden an Handlaren
 in 2 Zügen ins mit 22 Personen von ins
 mit 40 G-Wagen etwa 9000 Personen von Kaimelawer
 wo Pongowid geräumt nach Handlaren in Zügen
 insstalt von Kaimelawer 55 Handl. in Pol. Krim. behälter.
 Die Züge Honvéd Handlaren über ohne Handlaren
 Algerien. 5 Transporte gingen nach Wien.

«Und sie haben das dann auch bekommen, die Häftlinge?»
 CAPESIUS: «Ja, ja.»
 FRAU FRITZI CAPESIUS: «Aber das war doch zu wenig!»
 CAPESIUS: «Nein, für die, die gearbeitet haben, war es nicht zu wenig, denn die haben 2.000 Kalorien bekommen, und haben sich

noch manches beschaffen können. Denn wenn die irgendwo in der Erde oder bei den Arbeiten etwas gefunden haben, was man noch verschauern konnte, dann haben sie es nach aussen verschauert. Und der Bäcker, der Weissgebäck, der hat gegen Gold und Diamanten denen Brot gegeben noch und noch.»

«Ein richtiger Schwarzmarkt.»

CAPESIUS: «Na, sicher.»

Aus einem Brief Josef Glücks an Hermann Langbein nach Wien:

«Ich wohnte vor der Deportierung in Klausenburg (Kolozsvar) und wurde Anfang April 1944 dortselbst durch ungarische Gendarmen verhaftet. Anfang Mai 1944 wurde ich nach Birkenau deportiert, wo ich im Zigeunerlager (F-Lager) untergebracht wurde. Ich war bestrebt, in dem Frauenlager B.II. zu arbeiten, nachdem sich meine Ehefrau dort im Revier befand und sie in anderen Umständen war. Nachdem sie Zwillinge zu erwarten hatte, wurden bei ihr Versuche gemacht, um eine Frühgeburt einzuleiten; und so hat man sie unter Beobachtung gehalten.

Am 13.10.1944 sind in dem Frauenlager B.II. Dr. Mengele und Offiziere (unter denen ein Pharmazist, der Dr. Capesius aus Segesvár = Schässburg) erschienen, wo diese Menschen eine Selektion durchgeführt haben. 85 Frauen wurden in das Gas geschickt. Unter anderem wurde bei dieser Gelegenheit auch meine Ehefrau in das Gas geschickt.»

Mitschrift des beisitzenden Richters vom 79. Verhandlungstag (20.8.1964).

b) Selektion der Frauen. Aussage von Josef Glück:

«Als ich eines Tages wieder in dem Revier war – es war der 13.10.1944 – um mit meiner Frau zu sprechen, hörte ich den Ruf: ‚Dr. Mengele kommt!‘ Ich bin sofort durch das Fenster aus der Baracke hinausgesprungen, hinter mir hat noch jemand her geschossen und ich bin weggelaufen. Ich begab mich wieder zu meinem Arbeitskommando.

Nach einiger Zeit sah ich Frauen aus dem Revier, nur mit einem Hemd bekleidet – es waren 85 – herauskommen. Unter ihnen befand sich meine Frau. Ich wusste, dass das den Gastod bedeutete. Bei dieser Selektion waren vier oder fünf SS-Männer dabei: Dr. Mengele, Dr. Capesius und noch zwei, drei andere SS-Männer. Dr. Capesius hat die Selektion nicht gemacht. Er war aber Mitglied der Kommission. Ich habe Dr. Mengele in Gemeinschaft mit Dr. Capesius gesehen.

Gez. Glück Josef.»

Capesius machte sich in der Zelle Notizen während des Prozesses. Es gibt ein ganzes Konvolut dazu mit seinen Bemerkungen (er hat mir das Konvolut bei meinem Besuch gezeigt und mir einiges zum Kopieren mitgegeben), darin heisst es etwa: «Herr Steinacker⁸ soll nachsehn, was ich ihm über die Vernehmung des Zeugen Langbein am nächsten Tag überreicht habe. Notizen, die auch wegen meiner Schrift als Augenblicksbeweis dienen können!» Und weiter geht es immer wieder um dieses wichtige Stichdatum, Pfingsten, also den 29. und 30. Mai 1944, dann um den Juni 1944, als mit der Ankunft der Ungarntransporte aus Siebenbürgen der Höhepunkt der Vernichtungsaktion in Auschwitz zu verzeichnen und zu beklagen ist. Die meisten Zeugen klagen ihn wegen dieser Termine seines Rampendienstes an. Damals, als wegen der für den Tod bestimmten siebenbürgischen Menschenflut alle Mediziner, auch Apotheker und Zahnärzte, sogar SS-Führer Rampendienst «leisten» mussten, das Sonderkommando in den Krematorien von 200 auf 800 Mann erhöht wurde, täglich zwischen 10.000 und 15.000 Menschen ankamen und manchmal weit mehr als 9.000 Opfer am Tag vergast wurden, manche vom «Sonderkommando» sprechen sogar von über 20.000 täglich Vergaster, da selektierte auch Capesius auf der Rampe.

Capesius machte in der Zelle taktische Notizen zum Prozess: «Wegen Wilhelm Schul und Albert Ehrenfels (Ehrenfeld?), wahrschein-

⁸ Sein zweiter Verteidiger.

lich von Roysa Royal Cluj, soll Frl. Popp mit Fritzi erkunden, ob bei Royal nicht auch andere damals Deportierte wie Flechsig und Kloy bekannt sind. Wichtig wäre, wenn Frl. Popp erfahren könnte, ob sie im Mai oder Juni hier angekommen sind, vor Tagesanbruch und Datum, da der Belastungs-Zeuge Glück von Mai auf Juni gewechselt hat.

Material zu Dr. Klein. Eventuell gibt es über Bergen-Belsen ein Buch, wo Dr. Klein vertreten ist, denn Bergen-Belsen ist ja das am meisten fotografierte KL bei Kriegsende durch Briten und Amerikaner ... Eventuell einen Besuch in Bergen-Belsen organisieren.»

Capesius: «Den 6. Sept. 1960 um 11b-1b Vorführung zum Gericht durch Kriminalassistenten Iring ... Gegenübergestellt wurde mir Hauptscharführer Ontl, Spiess vom Revier und war direkt Dr. Wirtz unterstellt. Will ab 44 sich wenig um uns, hauptsächlich um das SS-Lazarett im Bau und 1 Baracke in Betrieb zu nehmen, gekümmert haben. Im gleichen Betrieb war Gerhard Gerber, SS-Untersturmf., Apotheker, tätig. Ontl behauptet, das Lazarett sei Anfang September belegt und zu Weihnachten bombardiert worden (vernichtet). Ontl hat dann ausgesagt, dass eine Tabelle in der Schreibstube gegenüber vom Zimmer des Dr. Wirtz im 1. Stock existiert hat, und das sei immer so gewesen. Auch ich wäre schon seit 43 (Kugler war entsetzt über seinen Zeugen) dann auf Vorhaltungen: 44 mit den 2 Zahnärzten Dr. Frank und Dr. Schatz und dem Apoth. Gerber zum Rampendienst eingeteilt gewesen. Ab dem Datum jedenfalls, wo wir auch mitmachen sollten, im Sommer (erster Donnerstag im Juli) er wusste kein Datum, seien auf der Liste sicher regelmässig auch wir 4 aufgeführt gewesen und hätte auch den Dienst auf Anruf der Schreibstube hin übernommen. Er konnte auf Befragen allerdings nicht behaupten, dass er persönlich mal angerufen habe oder mich an der Rampe gesehen hätte, er sei ja selbst nie dort gewesen. Dass Dr. Klein Untersturmf., von dem er zuerst behauptete, der sei nach mir gekommen, obwohl ich weiss, dass er mir als erster Landsmann in die Hände fiel,

wusste er nicht, dass der meinen Dienst übernahm. Ich erzählte von der Marketenderware und dass ich meinen gesamten Bezugschein ihm abgetreten hatte. Staatsanwalt Kügler fragte: Waren Sie denn damals auch schon Nichtraucher? Was ich bejahte, da ich seit meinem 14ten Lebensjahr nicht rauche. Ich hatte Dr. Klein zu Dr. Wirtz geschickt und die hatten sich geeinigt! Dr. Kügler wollte wissen, wie Dr. Klein als Vertretung jedes Mal verständigt wurde. Das wusste ich nicht, sagte ich zu ihm, jedenfalls nicht durch mich. Auf die Frage, wie ich denn glaube, dass Dr. Klein glaubhaft so viel Zeit hatte, um mich zu vertreten, sagte ich aus, dass im Jahre 44 für die Häftlinge so viele Aerzte und Professoren da waren, dass seine Tätigkeit als Lagerarzt mehr eine formelle war, weil er die Therapie der entsprechenden Nation überliess. (Dagegen gab es keine Einwände.) Man wollte weiter wissen, welche Regeln uns bei der Ärzte-Versammlung in Wirzs Zimmer gegeben worden waren; darüber wusste ich nichts, dass dort darüber gesprochen wurde, und erzählte, wie mir Dr. Klein das erzählt hatte, wie er bei den Ungarn auf der Rampe durch ungarisches Zurufen die Leute schon sortierte, bevor sie bei ihm ankamen, indem er Jungs über 14 Jahren zu den Vätern einordnete und Mädchen über 14 zu den Müttern und die kleineren Kinder zu den Omas. Über Schwangere habe ich nichts erklärt. Kügler meint, wenn das stimmen würde, hätte man ja in 2 Stunde mit 3.000 fertig sein können, was ich nach dem Gehörten verneinte.

Daraufhin wurden etwa 200 Vergrößerungen etwa (10x15) oder Passfotos gezeigt, davon waren aber scheinbar nur 4 von der Rampe vorhanden und mit Hilfe der Fotos erklärte ich, wo mein Gepäck stand, und dass ich an der Rampe, wenn zufällig Leute nahe vom Gepäck standen, auch mal nach Ärzten gefragt habe, ich kannte ja 6.000 etwa von Rumänien, dann sagte er, es sind aber sehr viele von Ihren Ärzten vergast worden, darauf ich: kein Einziger und auch vom Sanitätspersonal nicht, wenn es sich durch Armbinde auswies.»

Für den Prozess suggerierte Capesius dem Verteidiger, diese Taktik anzunehmen: Er sei andauernd mit Dr. Klein verwechselt worden, der angeblich für ihn den Rampendienst übernommen habe, und zwang damit das Gericht, immer wieder und bis zur Ermüdung C.'s These zu widerlegen. So log er beim Prozess, um diesen plötzlichen Einfall zu begründen.

CAPESIUS: «Ich habe bei der ersten Vernehmung Dr. Klein nicht genannt, weil ich Angst hatte, seine Töchter in Rumänien zu belasten. Erst als man mir sagte, dass es nichts ausmache, wenn ich ihn nenne, holte ich Dr. Klein aus der Versenkung.»

Er gibt sogar in den privaten Briefen zu, dass er bei seiner ersten Göppinger Verhaftung mit drei «Fremden» in der Zelle zusammen gewesen sei, und da habe er mit denen «gesprochen»: «Der Ältere war mit allen Paragraphen vertraut und machte immer nur solche Diebstähle, die paragraphenmässig möglichst wenig Knast einbrachten.» Vielleicht hatte «sogar der hierher etwas angegeben», heisst es in seiner verquasteten, manchmal kaum verständlichen Sprache, und diese ganovenartige Beeinflussung sei höchstens, «dass ich mal mit einem Zeugen meine Unschuld beweisen wollte, damit ich auf freien Fuss komme.»

CAPESIUS: «Während meiner Gefangenschaft im Lager 2375 POWCamp, wo ich bis 17.4.46 war, trafen in der Zeit, etwa Feber, März, Bauernsöhne, Siebenbürger-Sachsen, die als Wachmannschaften in Auschwitz und in Bergen-Belsen Dienst geleistet hatten, ein. Diese fragten überall, ob der Apotheker von Auschwitz, der Dr. Capesius, jemandem bekannt oder vielleicht sogar hier im Lager sei. Als diese Gruppe zu mir gebracht wurde, berichteten sie: Der Obersturmführer Dr. Fritz Klein sei mit ihnen in Bergen-Belsen gewesen. Sie waren gemeinsam im Bergen-Prozess angeklagt worden. Nur durch seine offene und ehrliche Aussage, dass nämlich nur die Ärzte 1944 die Entscheidung auf der Rampe gehabt hätten, während die übrigen SS-Männer nur als Bewachung eingesetzt waren, habe er sie

vor Ärgerem bewahrt. Sie würden für 2-3 Jahre in die Landwirtschaft überstellt nach England. Dr. Klein habe ihnen einen einzigen Auftrag gegeben: Sie sollten den Dr. Capesius, den Apotheker von Auschwitz, den Landsmann aus Reussmarkt suchen, wo immer sie vorbeikämen. Sie sollten ihm berichten, er gehe ruhig in den Tod und er sei nur froh, dass er, Klein, ihn, den Dr. Capesius, durch seinen Einsatz in Auschwitz vor Schuld bewahren konnte. Weiter sollten sie berichten, dass er in Bergen-Belsen die Apothekerin Eva Citron-Bard (seine Geliebte wohl) wiedergetroffen habe. Eva habe Fleckfieber gehabt und er habe ihr geholfen und ihr selbst zusätzlich immer wieder Essen, Medikamente und Vitamine besorgt und sie so durchgebracht; so habe Eva den Krieg gut überstanden.

Das habe er als letzten Liebesdienst für ihn, den Dr. Capesius, getan, weil er gewusst habe, dass er das sicher gewünscht hätte.

Eva, die ehemalige Häftlingsapothekerin, könne für Capesius dann als Zeugin aussagen, er, Dr. Klein, habe keine Zeugen mehr gebraucht, Eva könne dann sagen, wer Capesius in Wirklichkeit war.

Dr. Klein hatte mit Dr. Mengele seinerzeit Eva selektiert, das wussten beide Teile, weil sie ja gleich dort als neue Apothekerin eingesetzt wurde, und schon 5 Wochen nach ihrer Ankunft durfte sie in der SS-Apotheke arbeiten. Einen Monat später kamen Frau Dr. Böhm und ihre Tochter dann, Medikamente abholen in die SS-Apotheke. Auch ihnen wurde von Dr. Capesius geholfen. Zeugen sind Pfarrer Schulery und Apotheker Konnerth.»

Aussage der Zeugin Dr. Lingens im Auschwitzprozess

betreffend den Angeklagten Dr. Capesius:

«Von Dr. Capesius weiss ich nur, dass er die Lagerapotheke hatte. Dr. Klein war damals im Alter wie Dr. Capesius heute ist. Im Gesicht besteht überhaupt keine Ähnlichkeit zwischen den beiden. Ich habe Dr. Klein damals häufig gesehen. Die ähnliche Statur zwischen beiden kann ich bestätigen. Die Gesichtszüge ähneln sich jedoch nicht.

Dr. Klein sprach ein akzentfreies Hochdeutsch. Ich habe nicht erkannt, dass er aus Rumänien stammt. Die Sprache zwischen beiden klingt nicht ähnlich. Dr. Klein sprach akzentfreier. Dr. Klein hat so gesprochen wie jemand, dessen Mutter Deutsch gesprochen hat. Er mag zwar leicht geschwäbelt haben, er hat so siebenbürgisch gesprochen wie ich wienerisch. Dr. Capesius spricht aber für mich so wie jemand, dessen einer Elternteil Rumänisch gesprochen hat. Dr. Capesius spricht Deutsch wie ein Rumäne, also mehr wie ein Ausländer.»

Capesius versucht weiter, sich mit Tricks reinzuwaschen: So schrieb er in seinen Briefen an den Verteidiger und an seine Frau: «Jurasek (der Apotheken-Spiess!) soll sich äussern, ob und wie ich ausgesagt habe, und dass er mit dem Sanka mit uns nach Berlin mitfuhr, oder hat er anderes angegeben? Konnerth Karl⁹ soll mal versuchen, die Zeiten wo er zwischen 1. September 43-1. April 44 gewesen war, aufzulisten, ohne Unterschrift, nur als Gehirnstütze für mich.

Auch der Vertreter von Ciba, dessen Anschrift Frl. Bostel hat, sollte für die gleiche Zeit einen Plan schreiben, damit ich daraus ersehe, wie die einzelnen Etappen meines Lebens gewesen waren. Ich war mit beiden, mit Konnerth und Bostel zu Beginn der SS-Zeit etwa 6 Wochen im *Hotel Zentral*, als uns die Uniformen geschneidert wurden in Berlin. Ende Oktober 43 und die ersten Novembertage war ich dann (von Dachau aus: Dr. Stamm!) zum letzten Mal zu Besuch bei Fritzi in Schässburg für 8 Tage, und zwar fuhr ich von Dachau ab und kehrte auch dorthin zurück. Wann aber genau waren wir in Warschau im Zentralsanitätslager (Aufstand!)? Ich erinnere mich: Das Ghetto war schon ratzeputzekahl geschossen! Der Name des Grazer Hauptsturmführers, mit dem wir zusammen waren (wir sollten ja Gehorsam dort lernen!), steht im roten Adressbuch. (Evtl. Hans Post bitten, ihn zu besuchen und zu fragen!) So fände ich dann genauer heraus, an welchem Termin ich zum zweiten Mal nach

⁹ Sein Apothekerkollege aus Siebenbürgen.

Dachau kam, während Dr. Stamm zur Frontbewährung auswärts war. (Von den medizinischen Versuchen dort aber bitte kein Wort!) Gut wäre auch, das Todesdatum von Apotheker Krömer, meinem Vorgänger in Auschwitz herauszufinden, da jeder eine andere Zeit nennt und ihn manche schon im Herbst 43 sterben lassen. Waren wir einen Monat oder 6 Wochen in Warschau? Wo waren wir zu Weihnachten 1943? Aber bitte, nur das schreiben, was die Leute wirklich genau wissen!

Weiter: Was steht in den Protokollen der Ärzteprozesse über Zyklon B und Dr. Brandt?»

(7.1.(1964) *Aussage der Zeugin Adam* betreffend den Angeklagten Dr. Capesius: «Ich heiße Mariana Adam, geb. Willner, bin 41 Jahre alt, verheiratet, von Beruf Röntgenassistentin, wohnhaft in Oradea, Siebenbürgen / Rumänien.

Bei der Selektion stand ein breitschultriger SS-Offizier mit starkem Gesicht, der tadellos Ungarisch sprach. Er war aussergewöhnlich gemütlich, liebenswürdig und jovial. Er erklärte uns auf Ungarisch, wer müde sei, solle nach der anderen Seite gehen. Dort wäre ein Schonungslager. Dort könne er sich auch mit seinen verlorenen Familienmitgliedern wiedertreffen. Dort sei alles schön und gut. Daraufhin sind sehr viele freiwillig nach dieser Seite gegangen. Ich bin instinktiv nicht nach dieser anderen Seite gegangen, gewusst haben wir noch nichts. Ich wollte aber mit meinen Freundinnen zusammenbleiben. Dieser SS-Offizier ist mir nicht bekannt gewesen. Ich hatte ihn in meinem Leben nie gesehen. Von unserem Waggon sind etwa 50 Personen in die Baracke hineingekommen. 100 aus dem Waggon etwa sind verschwunden. Es waren nur Frauen im Waggon gewesen.»

Auf die Frage, wer denn der Offizier gewesen sei, erklärte die Zeugin: «Damals wusste ich es noch nicht. Ich lebte aber im Häftlingsblock zusammen mit einer jungen Medizinerin mit Namen Lilli Blum. Diese sagte zu mir, dass der betreffende Offizier Siebenbürger sei, deshalb könne er so gut Ungarisch, er sei Apotheker und heiße Capesius. Die Lilli wusste das, weil ihr Vater auch Apotheker war.»

Der Zeugin wurden daraufhin die Angeklagten in der Mitte des Sitzungssaales gegenübergestellt. Die Zeugin erkannte den Dr. Capesius sofort wieder.

Auf Befragen, ob sie von dem Angeklagten Dr. Capesius nach dem Krieg Fotografien gesehen habe, erklärte die Zeugin:

«Ich habe ein einziges Bild von ihm gesehen. Nach der Befreiung habe ich meinen Mann gefunden. Man hat ihn nach Schässburg versetzt, und zwar in das Müller-Sanatorium. In diesem Sanatorium hat mein Mann gearbeitet. So kam ich auch nach Schässburg. Ich habe freiwillig im Büro des Sanatoriums geholfen. In Schässburg sprach man schon überall davon, dass Dr. Capesius in Auschwitz gewesen sei. Im Büro des Sanatoriums fand ich einmal in einer Schublade zwei interessante Akten: ein SS-Büchlein und ein rumänisches Militärbüchlein mit einer Fotografie, und der Unterschrift eines Dr. Victor Capesius. Ich habe die Fotografie angeschaut und gleich zu meinem Mann gesagt: Der hat mich in Auschwitz selektiert. Ich hatte gemeint, der Dr. Capesius sei gestorben, und deswegen habe ich die Akten den zuständigen Behörden übergeben. Das war die Sicherheitspolizei, die rumänische Staatssicherheitsbehörde in Schässburg.

Dr. Capesius: Ich habe diese Dame nicht selektiert, weil ich überhaupt nicht selektiert habe. Es ist eigentümlich, dass die Dame ihre Ankunftszeit in Auschwitz nicht festlegen will. Frau Zeugin, sind Sie in der Zeit zwischen dem 30.6. und dem 3.7. ghettoisiert worden?

Adam: Viel früher.

Dr. Capesius: Wenn dieses Datum stimmt, dann fällt Ihr Transport in eine Zeit, in der ich in Rumänien war, um meine Familie zu besuchen.»

Aussage der Zeugin Salomon, geb. Böhm [betreffend den Angeklagten Capesius]:

«Ich heisse mit Vornamen Ella, bin 44 Jahre alt, verheiratet, von Beruf Professorin, wohnhaft in Odorhei / Rumänien.

Wir sind Ende Mai 1944 in einem Eisenbahntransport in Auschwitz angekommen, es kann der 30. oder der 31.5., vielleicht auch der 29.5.1944 gewesen sein. Wir kamen aus dem Ghetto in der Nähe von Odorhei.

Vor unserer Verhaftung habe ich bereits den Dr. Capesius gekannt. Mein Vater hat mich in sein Ordinationszimmer gerufen und hat mir gesagt, dass ein Apothekeronkel da sei und mir etwas schenken wolle. Ich habe Dr. Capesius wieder in Auschwitz gesehen.»

Staatsanwalt Kügler sagte am 162. Verhandlungstag (24.05.1965) zum Fall des Angeklagten Dr. Victor Capesius: «... Das Einmalige und Ungeheuerliche dieser Situation war für Capesius, dass er es nicht nur mit der namenlosen Masse zu tun hatte, sondern dass er sich urplötzlich Menschen gegenüberfand, die er von früher her persönlich oder beruflich kannte, die völlig arglos waren, in der Begegnung mit ihm ein glückliches Zeichen sahen und ihm vertrauten. Was für ein Mensch muss dieser Dr. Capesius sein, der – wissend, dass die von ihm durch eine Handbewegung nach links Dirigierten nur noch ein oder zwei Stunden zu leben hatten – die Familien seiner alten Bekannten und Geschäftsfreunde, ihre Frauen und Kinder mit einem freundlichen Lächeln und einigen beruhigenden, zuversichtlichen Worten in den Tod schickte ...

Wie viel Gefühlsrohheit, welch teuflischer Sadismus, welch erbarungsloser Zynismus gehören dazu, um sich so zu verhalten, wie dieser Unmensch es damals tat! Dabei hätte es ihn, den Hauptsturmführer der SS, buchstäblich nur ein Wort, nur einen Wink gekostet, um den wenigen, die gegenüber der Masse kaum ins Gewicht fielen, das Leben zu schenken. Dass er das nicht nur nicht getan, sondern im Gegenteil mit falschen, lügnerischen Worten den Ahnungslosen das Besteigen des den Tod bedeutenden Lastwagens schmackhaft machte, ist so unfassbar, dass Ausdrücke wie teuflisch, diabolisch, satanisch viel zu schwach für ein solches Verhalten sind. Für die Intensität des Täterwillens zum Mord sprechen auch die Aussagen der nachgenannten drei Frauen:

Vera Alexander: Capesius hat unsere Blockärztin Frau Dr. Böhm einmal auf dem Block besucht. Zu mir sagte er, wenn ich mich krank fühle, könne er mich in ein Schonungslager bringen. Damals wusste ich, was das bedeutet und sagte, so krank sei ich noch nicht.

Magda Szabo: Bei der Ankunft sagte der Offizier, das Lager sei noch weit. Die älteren Leute, Kranke, Schwache und Kinder, sollten fahren. Er sprach sehr schön, sogar in Ungarisch. Er hatte ein breites Gesicht. Es war Capesius. So ein Gesicht vergisst man nicht leicht.

Mariana Adam: Als wir im Juni 44 ankamen und in Fünferreihen aufgestellt wurden, stand ein breitschultriger, starker SS-Offizier mit starken Backenknochen da, der freundlich und gemütlich war. Er war munter, hat gelacht, war jovial und gutmütig. Er sprach ausserordentlich gut Ungarisch. Wer müde sei, solle auf die andere Seite gehen. Dort sei ein Schonungslager. Alles dort sei schön und gut. Wir könnten dort unsere Verwandten Wiedersehen. Viele Bekannte gingen dorthin. Ich instinktiv nicht. Ich wollte mit den Freundinnen auf der anderen Seite bleiben. Etwa 100 von den Frauen gingen so in den Tod.»

Der Staatsanwalt schloss sein Plädoyer mit den Worten:

«Und wir leben in der Bundesrepublik Deutschland, die die Todesstrafe nicht mehr kennt, obwohl eine ganze Anzahl unter diesen Angeklagten – das ist meine feste Überzeugung – diese Todesstrafe verdient hätte. Die absolute Strafe, die das deutsche Strafgesetzbuch für den Mord vorsieht – lebenslanges Zuchthaus –, die wenigstens sollte diejenigen Angeklagten treffen, die als Täter schuldig geworden sind. Vielleicht wird der Aufenthalt im Zuchthaus das Wunder vollbringen und die Angeklagten zur Einkehr, zur inneren Besinnung und zur Aufrüttlung ihres Gewissens bringen, eines Gewissens, von dem wir bisher nichts zu spüren bekamen. Vielleicht werden die Angeklagten dann den Unterschied zwischen einem Rechtsstaat und einem Unrechtsstaat erkennen und ihr Schicksal mit dem vergleichen, das sie ihren unglücklichen Opfern bereitet haben. Eines müssen sie

sich sagen: Anspruch auf Milde haben sie nach den Gesetzen dieses Staates nicht und sie sollten sie auch nicht erwarten. Denn Milde ihnen gegenüber wäre fehl am Platze. Oberstaatsanwalt Dr. Grossmann hat sein einleitendes Plädoyer mit den Worten des Herrn Bundespräsidenten begonnen. Darf ich mein Plädoyer mit den Worten eines anderen Staatsoberhauptes, des verstorbenen französischen Staatspräsidenten Auriol, beschliessen:

„Wir sind bereit, zu vergessen, wenn die Deutschen bereit sind, nicht zu vergessen?“»

Adam: Das Einmalige in ganz Auschwitz war ja, dass Capesius so vielen Bekannten, nicht nur Ärzten und Apothekerkollegen mit ihren Familien auf der Rampe begegnete, die er als Todesengel zusammen mit Klein und Mengele selektierte, und sich weder in jenem entscheidenden Augenblick noch nachher bewusst wurde, dass er ein Verbrechen beging; von einem Gewissenskonflikt keine Spur.

Doch Capesius war auch das Sprachrohr von Mengele, übersetzte und befahl auf Ungarisch, was die Opfer zu tun hatten. Es ist unglaublich, wie er das beim Prozess alles zu seinen Gunsten zu drehen versuchte.

Capesius behauptete beim Prozess, er sei am 3. und 4. Juni 1944 nicht im Lager, sondern auf dem Hofgut der Eheleute Stoffel in den Beskiden gewesen. Es waren alte Bekannte aus Bukarest, die wie einige



Bild 14: Victor Capesius

andere Rumäniendeutsche auch, so der ehemalige «Volksgruppenführer», der Rittmeister Fabritius, ein Gut in den Beskiden zugewiesen bekommen hatten.

(7.1.(1965) *Aussage des Zeugen Stoffel*: «Nach meiner Aussiedlung aus Rumänien bekam ich im Oktober 1943 14 Kilometer von Auschwitz entfernt ein Gut als Gutsbesitzer. Im April 1944 erfuhr ich von dem Apotheker Rump in Auschwitz, dass Dr. Capesius hier sei. Kurz danach habe ich den Dr. Capesius in der Privatwohnung von der Familie Rump getroffen. Etwa eine Woche vor meinem Geburtstag haben wir besprochen, dass Dr. Capesius zu meinem Geburtstag zu uns in die Beskiden kommen solle. Mein Geburtstag ist am 7. Juno. Der Geburtstag wurde an einem Samstag nach dem 7.6. 1944 gefeiert.

Dr. Capesius kam dann oft übers Wochenende zu uns. Er blieb fast immer über Nacht. Er kam entweder mit dem Zug oder mit dem Motorrädchen. Vermutlich wird er nach der Geburtstagsfeier auch über Nacht geblieben sein. Wann er das erste Mal bei uns übernachtet hat, weiss ich nicht.

Ich habe Dr. Capesius bestimmt ein- oder zweimal mit meiner Kutsche nach Auschwitz zurückfahren lassen. Ich glaube aber nicht, dass Dr. Capesius mit der Kutsche aus Auschwitz gekommen ist.»

Bei seiner weiteren Befragung gab der Zeuge an, dass er von dem Schwager des Angeklagten Dr. Capesius namens Eisler aufgesucht worden sei. Zunächst gab er an, dass er sich nur einmal mit Eisler getroffen habe, und zwar in der Bahnhofsgaststätte. Nach der Vernehmung seiner Ehefrau räumte er dann ein, dass Eisler auch bei ihnen in der Wohnung gewesen war und dass er sich mit ihm auf der Jagd, die von Dr. Capesius in Österreich gepachtet worden war, getroffen habe. Dies sei ihm vorher entfallen gewesen. An Eisler habe er, nachdem er sich wochenlang mit seiner Frau die damaligen Vorgänge überlegt habe, einen sechs Seiten langen Bericht über die damaligen Vorgänge geschrieben.

Vermerk: Der Zeuge wurde vereidigt.

(7.1.(1966) *Aussage der Zeugin Hildegard Stoffel*:

«Nebenklagevertreter Ormond: Wie ich Sie vorhin fragte, Frau Zeugin, ob Sie sich unterhalten haben mit Capesius über Auschwitz, da sagten Sie: ‚Ich nicht.‘ Wer dann?

Zeugin Hildegard Stoffel: Ja, also das weiss ich nicht, inwieweit er sich mit meinem Mann darüber unterhalten hat. Sie müssen sich denken, auf einem grossen Gutshof, wo so viel zu tun ist und für mich das ein ganz neues Gebiet war, da habe ich so viel in der Küche und im Drum und Dran zu tun gehabt, dass ich nicht Zeit hatte, mich viel und sehr in Ruhe meinen vielen Gästen, die ich da immer hatte, zu widmen. Besonders am Wochenende, da haben wir immer so sehr viele Gäste gehabt, 14 bis 16 Personen zu Tisch, da hat eine Hausfrau nicht Zeit gehabt, sich zu unterhalten.

Und ich bin überhaupt ablehnend gewesen gegenüber solchen aufregenden Unterhaltungen, weil wir so viel Aufregendes um uns herum mitgemacht haben – in Weimar auch die Bomben, und nachher dann die Aufregung wegen den Partisanenüberfällen auf die Guts-höfe –, dass ich immer froh war, wenn in meiner Nähe nichts Aufregendes gesprochen wurde.

Nebenklagevertreter Ormond: Frau Zeugin, Sie sagen, dass Sie oft 14 bis 16 Gäste, ich verstehe, übers Wochenende, gehabt haben.

Zeugin Hildegard Stoffel: Ja, ja.

Nebenklagevertreter Ormond: Können Sie sich denn dann mit solcher Bestimmtheit erinnern, wenn man eine so grosse Zahl Gäste hat, dass da nun regelmässig auch Capesius bei Ihnen war?

Zeugin Hildegard Stoffel: Ja, absolut, weil er ja zumeist schon am Samstag kam und er zuerst immer alleine war. Die Nächsten, die kamen ja immer erst Sonntagfrüh.

Nebenklagevertreter Ormond: Und wann ist er denn wieder zurückgefahren?

Zeugin Hildegard Stoffel: Er fuhr dann immer erst Sonntagabend zurück.

Nebenklagevertreter Ormond: Das war also die eine Übernachtung gewöhnlich von Samstag auf Sonntag.

Zeugin Hildegard Stoffel: Ja. Und dann, als Landsmann freute ich mich ja speziell über ihn am meisten, weil, Sie müssen denken, ich war da weit und breit allein aus Siebenbürgen. Und wenn man einen Landsmann um sich hat und ab und zu mal auch in der Mundart ein Wort mit jemandem sprechen kann, wo man so weit in der Fremde ist, das vergisst man nicht.

Nebenklagevertreter Ormond: Waren Sie selbst einmal in Auschwitz im Konzentrationslager oder bei dem Konzentrationslager?

Zeugin Hildegard Stoffel: Ja, ich war einige Male dort. In dem nächstgelegenen Städtchen hatten wir einen kleinen Zahnarzt, einen polnischen. Da habe ich mir auch Zähne reparieren lassen. Aber dadurch, dass ich dann immer diese geschwollenen Beine hatte und man nicht wusste, was mir eigentlich fehlt, da sagte einmal Doktor Capesius, ich solle in die Zahnbehandlung nach Auschwitz kommen, also in die Abteilung, respektive der leitende Zahnarzt, oder ich weiss nicht, was er damals war, der Doktor Schatz, sollte mich einmal ansehen und mir eine Röntgenaufnahme meiner Zähne machen. Da war ich einige Male in Behandlung da, und es wurden mir auch Zähne gezogen, und ich bekam auch eine kleine Prothese dann dort. Das konnte mir alles der polnische Zahnarzt nicht machen. Und es scheint auch etwas genützt zu haben, denn meine geschwollenen Beine haben dann aufgehört, respektive, es ist abgeflaut. Also ich war einige Mal da.

Nebenklagevertreter Raabe: Wie oft schätzen Sie etwa?

Zeugin Hildegard Stoffel: Ich kann Ihnen das nicht genau sagen. Vier-, fünfmal, es könnte vielleicht auch sechsmal gewesen sein, dass ich im Ganzen da war.

Nebenklagevertreter Raabe: Frau Zeugin, was Sie dort gesehen haben, hat Sie das nicht besonders aufgeregt – die Häftlinge, die dort herumliefen, der Stacheldraht?

Zeugin Hildegard Stoffel: Nein, ich muss Ihnen sagen, ich habe jetzt anlässlich dieser Vorladung versucht, mich daran zu erinnern. Und ich habe auch im Fernsehen gesehen, wie Sie jetzt dort waren.

Ich habe eigentlich von dem Eingang, wo ich hereingegangen bin ... das war alles sehr schön. Es waren Blumen gepflanzt, es waren schöne, saubere Baracken. Ich kann mich jetzt nicht erinnern, war die Zahnbehandlungsstation ein fester Bau oder war die Zahnbehandlungsstation ...

Nebenklagevertreter Raabe [unterbricht]: Haben Sie den Stacheldraht gesehen?

Zeugin Hildegard Stoffel: Ja, den habe ich gesehen. Den sah ich schon, wenn ich mit der Kutsche gefahren kam.

Nebenklagevertreter Raabe: Ja nun, hat Sie das nicht beeindruckt, diese ausladenden Betonpfeiler mit diesen riesigen Stacheldrahtansammlungen und den geladenen Drähten – oder zumindest konnte man sehen, dass das elektrische Drähte waren – und den verhungerten Häftlingen dahinter?

Zeugin Hildegard Stoffel: Nein, Häftlinge habe ich keine gesehen.

Nebenklagevertreter Raabe: Sie haben überhaupt keine Häftlinge gesehen?

Zeugin Hildegard Stoffel: Nein, nein, nein. Ich habe keine gesehen. Ich habe doch in der Apotheke beim Herrn Doktor Capesius viele Häftlinge gesehen. Da war doch der Doktor Straub – mein Mann nennt ihn Strauch, ich denke, er hat Straub geheissen. Da war noch ein Apotheker – war er aus Berlin, oder hiess er Berliner, das weiss ich nicht. Da war dann noch eine Junge, die war auch aus meiner Heimat, es war ziemlich nahe meiner Heimatstadt. Evi nannte sie sich. Da war dann noch ein junger Mann ...

Vorsitzender Richter [unterbricht]: Also das ganze Personal in der Apotheke und bei dem Zahnarzt, das haben Sie gesehen?

Zeugin Hildegard Stoffel: Ja.

Vorsitzender Richter: Und wollten Sie uns da noch etwas sagen?

Zeugin Hildegard Stoffel: Ja, denen sah man keine Häftlinge an. Sie waren gut genährt, gut gekleidet, immer sehr guter Dinge. Also ich habe kein ungünstiges Milieu gesehen, genau in der Zahnstation.

Da waren ja viele Sessel nebeneinander, da waren auch viele Häftlingszahnärzte oder Helfer. Ich weiss jetzt nicht, was sie von Beruf eigentlich waren. Die sahen alle sehr gut aus und haben da genauso mitgearbeitet, auch an mir. Es hat gar nicht mich persönlich ...

Vorsitzender Richter [unterbricht]: Wie die deutschen Zahnärzte...

Zeugin Hildegard Stoffel [unterbricht]: Der Doktor Schatz behandelt.

Nebenklagevertreter Raabe: Frau Zeugin, waren Ihr Mann und Ihr Sohn dann auch auf der Jagd bei Herrn Eisler?

Zeugin Hildegard Stoffel: Ja, sie waren.

Nebenklagevertreter Raabe: Wie oft?

Zeugin Hildegard Stoffel: Einmal. Fünf Tage, glaube ich, waren es, oder sechs. Mit Herrn Eisler sind sie hingefahren. Eisler war einmal bei uns, vielleicht vor drei oder vier Jahren. Er war in unserer Wohnung. Er überbrachte meinem Mann und meinem Sohn eine Einladung zur Jagd. Beide sind dann nach Österreich gefahren. Mein Mann kannte den Eisler. In unserer Wohnung wurde nichts über Auschwitz gesprochen. Eisler hat uns aber gesagt, dass Dr. Capesius in Untersuchungshaft sei.

Eisler hat meinem Mann gesagt, es wäre gut, wenn er versuche, das schriftlich festzuhalten und sich zu erinnern, was damals los gewesen sei. Daraufhin haben wir – mein Mann und ich – gemeinsam versucht, etwas Schriftliches niederzulegen.»

Später erklärte Frau Stoffel noch: «Den Brief, den mein Mann an Eisler geschrieben und übergeben hat, hat er vor der Jagd geschrieben. Den Brief haben wir in dem Osterurlaub geschrieben. Es war vor dem Zeitpunkt, vor dem uns Eisler in der Wohnung besucht hat.

Staatsanwalt Kügler: Ja sicher. Nun gut, ich wollte es von Ihnen wissen. Und wem gehörte diese Jagd?

Zeuge Hans Stoffel: Der Pächter war der Herr Doktor Capesius, hat es geheissen.

Staatsanwalt Vogel: Nach dieser Schilderung möchte ich doch den Zeugen noch mal fragen: War es vielleicht so, dass die Erzählung von der Jagd und die Möglichkeit, dort einige Tage lang auf Jagd zu gehen, in Zusammenhang gebracht wurde von Herrn Eisler mit der Bitte an Sie, für Herrn Doktor Capesius irgendeine Bescheinigung da zu verfassen?

Zeuge Hans Stoffel: Auf keinen Fall. Da hätte ich mich nie dazu hergegeben. Denn das wäre praktisch Bestechung.

Staatsanwalt Vogel [unterbricht]: Also in dem Punkt, glauben Sie, sei Ihr Gedächtnis ganz zuverlässig?

Zeuge Hans Stoffel: Hundertprozentig.

Staatsanwalt Vogel: Gut.

Zeuge Hans Stoffel: Denn ich persönlich hatte kein Interesse an der Jagd. Nachträglich nach dem Gespräch hat nur mein Sohn Interesse gehabt, zur Jagd zu gehen, ich nicht.»

Die Anklage hält im Auschwitzprozess fest (162. Verhandlungstag).
«Wenn vorhin davon die Rede war, dass die Angeklagten keine verschworene, aber eine verschwiegene und verlogene Gemeinschaft bilden, dann darf der Hauptrepräsentant dieser Geistesrichtung, der Angeklagte Capesius, nicht unerwähnt bleiben. Er ist nicht nur als der einzige SS-Sturmbannführer der ranghöchste unter den Angeklagten, er übt auch auf sie einen massgebenden Einfluss aus und ist im Wesentlichen verantwortlich dafür, dass die Angeklagten sich darangehalten haben, einander nicht zu belasten. Der Einzige, der in den letzten Monaten in beschränktem Umfang sich davon freige macht hat, ist der Angeklagte Baretzki. Dagegen hat z.B. der Angeklagte Kaduk, bei dem der Kadavergehorsam besonders tief sitzt, sich trotz verschiedener Ansätze bis zum heutigen Tag nicht dazu durchringen können, die Mauer des Schweigens zu durchbrechen und das Lügengewebe seiner Vorgesetzten, der angeklagten SS-Führer, zu durchbrechen. Wenn er eines Tages zur Einsicht kommt, dass er damit die einzige Chance eines späteren Gnadenerweises verspielt hat, wird es zu spät sein. Doch zurück zu Capesius, der – und das ist

das bemerkenswerte – auch vom Gefängnis aus einen bösen, einen geradezu dämonischen Einfluss auf seine Umgebung, ja sogar auf die Aussenwelt in Gestalt jenes so oft erwähnten Herrn Eisler, ausstrahlt. Durch die grossen Geldmittel, die ihm zur Verfügung stehen, wird seine Machtposition noch gestärkt. Woher stammen diese Geldmittel, die es Capesius ermöglicht haben, obwohl «Heimatvertriebener, nach nur dreijähriger Tätigkeit als angestellter Apotheker vom Jahr 1950 ab sich ein Leben aufzubauen, das sich auch in dem Wirtschaftswunderland Deutschland sehen lassen kann?»

Wieso habe ich plötzlich Mitleid mit Capesius, wenn ich jetzt den Brief aus der Untersuchungshaft an seine Frau lese: «Beim Arzt auf der Klinik war ich in schweren Ketten, Fuss und Hand zusammengebunden, Anordnung von oben ... Wenn mich das Jucken nicht so geplagt hätte, hätte ich diese Vorführung abgelehnt. Angeblich war's so streng, weil bei mir Fluchtgefahr drohe.»

Und seinen Rechtsanwalt Dr. Laternser bat er, ihn aus dieser totalen Isolationsfolter zu befreien: «Besorgen Sie, dass ich wenigstens mit Krume Hermann und Naischmacher (zum Hofgang) gehen darf, um eine Ansprache zu haben.»

Der erste Schock sei die Verhaftung auf der Strasse an jenem 12. Dezember 1959 neben seiner Göppinger Apotheke gewesen, dann «Überführung im Schnellzug mit zwei Kriminalbeamten in Zivil». Und «schon am Ankunftstag im Gefängnis Gegenüberstellung mit früheren Häftlingen. Etc». Etc.? Was hat er empfunden, als er seine Opfer zum ersten Mal wieder sah? (Die Toten, die die Rampe nicht überstanden hatten, konnte er ja nicht mehr sehen: Es waren Tausende Tote!). Aber nein, es heisst ja, er habe sich mit ihnen (auch den Toten?) besser verstanden als mit den SS-Offizieren; was in seiner ganzen Absurdität sicher stimmt. Schon dass er ungarisch mit ihnen sprach, gab einen Hauch von Heimatgefühl und Vertrautheit. Erst recht dann mit den Ärzten und Apothekerkollegen. Mit dem ehemaligen Apothekenhäftling Dr. Strauch aus der Auschwitzapotheke hatte sich eine Art Freundschaft entwickelt, sogar nach 1945 standen

die beiden in regem Briefwechsel. Nach der «Überführung» ab Dezember 1959 freilich «Einzelhaft, jahrelang Einzelhofgang oder nur mit Schnüfflern». Nachts wird vier Jahre lang «von aussen und mit lautem Drehschalter» das taghelle Deckenlicht eingeschaltet, «da angeblich Selbstmordgefahr», bestehe; und dann fast jede Stunde Hochschrecken nachdem man eingeschlafen ist, «und dieses jahrelang, das frisst an den Nerven».

Zweimal war Capesius interniert, 1945/46 als Kriegsgefangener bei den Briten im KZ Neuengamme, und, angezeigt von einem ehemaligen Häftling, im ehemaligen KZ Dachau. Seit 1950 ist er auch der Zentralstelle in Ludwigsburg bekannt, er wird mehrmals wegen Auschwitz zu Verhören geholt und von der Polizei befragt. Nein, versteckt hat er sich nicht, der Dr. Capesius. War immer unter vollem Namen gemeldet, hat als «Unschuldiger», für den er sich hielt, gelebt und gearbeitet, auch der Dienstgrad und die KZ-Tätigkeit waren bei der Polizei bekannt gewesen.

Capesius zeigte mir in Göppingen das Urteil der «Spruchkammer» Stuttgart, Seestr. 1, vom 9. Oktober 1947, Aktenzeichen 37/40644 Pal / Häb, das ihn als unschuldig und nicht belastet hinstellt: «Der Betreffende» habe «durch Vorlage von Beweismitteln» nachgewiesen, dass er «zwangsweise zur Waffen-SS einberufen worden war», so ist «die Kammer zu der Feststellung gekommen, dass er nicht als Angehöriger einer verbrecherischen Organisation gelten kann». Auch sei er nicht SS-fähig gewesen, da er «rassisch mit III (ostischer Typ)», eingeordnet worden war. Er war sogar «Kirchengemeinderatsmitglied der Gemeinde Reussmarkt». Er hat einen eindeutigen Beweis darüber erbracht (Blatt 25), dass die Volksdeutschen aus Rumänien infolge der zwischenstaatlichen Vereinbarung zwischen der Deutschen Reichsregierung und der kgl. Rumänischen Regierung zwangsrekrutiert worden waren.

Ausserdem sei er «nicht aktiv in der SS, der geheimen Feld- oder Grenzpolizei» tätig gewesen, sondern habe «nur» im «Gesundheitswesen» gearbeitet, im «Zentralsanitätslager» Berlin. «Zubereitung

von Medikamenten für die einzelnen Truppenteile» sei seine Aufgabe gewesen: «Er hat tagsüber ordnungsgemäss seinen Dienst versehen, wie in einem Geschäft, und hat zur bestimmten, festgesetzten Stunde Feierabend gehabt.» Auch die Beförderung zum Sturmbannführer sei nur ein «Trostpreis für den Verlust seiner Heimat» gewesen. Ausserdem sei er nach «Auskunft des Document-Center zu keiner Zeit Mitglied der NSDAP» gewesen.

«Somit hat der Betr. die gegen ihn sprechende Vermutung des Artikels 6 widerlegt, dass er zu den Hauptschuldigen gehört. Die Kammer kam deshalb zur Feststellung, dass der Betr. durch das Gesetz nicht belastet ist.»

So war die Geheimhaltung und Verkläusulierung der Nazis, für die es Auschwitz gar nicht gab, allen Tätern der Lager dienlich. Im Soldbuch des Auschwitzapothekers stand seit 16.8.43: «Jetzt zuständiger Ersatztruppenteil, Standort: Zentralsanitätslager beim Reichsarzt SS und Polizei Bin (Berlin) = Lichtenberg.»

Victor Capesius musste ohne seine Frau und ohne seine drei Kinder alleine leben, der Eiserner Vorhang trennte sie; und zurückfahren konnte er auch nicht: Ein Klausenburger Gericht hatte ihn in Abwesenheit zum Tode verurteilt. Unmögliche Heimkehr. Und unerträgliches Heimweh.

Als die Familienzusammenführung begann, sie fand ja statt vor allem zu den Vätern, Brüdern, Onkeln, Cousins und zu anderen Verwandten, die aus SS und Wehrmacht abgerüstet hatten, war Capesius in Göppingen, besass eine Apotheke, ein protziges Haus, einen Kosmetiksalon in Reutlingen. Woher hatte er das Geld?

Im Auschwitzprozess hielt ihm der Staatsanwalt vor:

- «1. In Göppingen hat er mit beträchtlichem Kostenaufwand einen Fleischerladen zu einer modernen Apotheke umbauen lassen, die Apothekenkonzession erhalten und Anfang Oktober 1950 die aufs Beste eingerichtete Markt-Apotheke eröffnet.
2. Daneben betreibt er in Reutlingen einen grossen und modernen Kosmetik-Salon.

3. Es war ihm möglich, eine komfortable Eigentumswohnung zu kaufen.
4. In der Steiermark hat er eine eigene kostspielige Jagd gepachtet.

Er hat an so genannten Jagdsafaris in Afrika teilgenommen.

5. Der mehrfach erwähnte Herr Eisler ist auf seine Kosten im Land herumgereist und hat ehemalige Auschwitzter Häftlinge und SS-Leute wie auch sonstige Personen (acht sind allein in diesem Verfahren bekannt geworden) in einer nicht alltäglichen, jedenfalls in Deutschland unüblichen Weise zu entlastenden Aussagen bestimmt oder zu bestimmen versucht. Sie werden sich daran erinnern, dass der Zeuge Wörl seinerzeit bekundet hat, für solche Zwecke sei reichlich Geld vorhanden, und dass dabei die Summe von DM 50.000 genannt worden war.
6. Als einziger Angeklagter war Capesius in der Lage, sich bis zuletzt einen Wahlverteidiger zu leisten und ihn zu honorieren.

Die Aussagen, die ich jetzt zitieren werde, beweisen, in welchem Umfang Capesius die Situation in Auschwitz systematisch und rücksichtslos ausnutzte, welche materiellen Interessen er zielstrebig dort verfolgte, wie er sich zwar nicht des Raubes und der räuberischen Erpressung schuldig machte – denn die Menschen waren bereits tot, wenn er sich ihr Eigentum aneignete –, wie er aber die Leichenflederei im grossen Stil betrieb.

Diese Aussagen beweisen, dass der Angeklagte Capesius am weiteren Verbleib und am weiteren Mordgeschehen in Auschwitz ein höchst persönliches Interesse hatte, eine Tatsache, die in hohem Masse rechtlich bedeutsam ist und den Täterwillen des Angeklagten erkennen lässt. Broad hat einmal in seinem Bericht von der in Auschwitz sehr verbreiteten Sitte gesprochen, von den Wertsachen, die den Häftlingen bei ihrer Einlieferung abgenommen wurden, sich einige zur Sicherung des Lebensabends beiseite zu legen. Keiner von allen Angeklagten hat nach dem, was wir gehört haben, in so reichli-

chem Masse und mit gleicher Geschäftstüchtigkeit und Skrupellosigkeit wie Capesius diese Sitte praktiziert. Im Einzelnen.» Der Staatsanwalt zitiert den Zeugen Prokop und die Sache mit Koffern und Goldprothesen auf dem Dachboden der Apotheke. Und dass er ihn bedrohte, ja nichts davon zu erzählen: ««Prokop, Sie wissen, wozu Sie da sind. Früher oder später sind Sie ein Kandidat des Todes. Wenn Sie ein Wort darüber verlauten lassen, kann dieser Zeitpunkt eher eintreten, als Sie erwarten. Ich hoffe, Sie haben mich richtig verstanden? Der Zeuge, der aus den Koffern Zahnprothesen für Dr. Capesius sortiert, im Krematorium geschmolzen und die Ausbeute, einen 700 gr. schweren Goldklumpen, ihm übergab, behauptet, dass Capesius für sich Gold organisierte. Auch der Zeuge Szewczyk wusste, dass der Häftling Sulikowski Koffer, die Capesius von der Rampe brachte, sortieren und das Geld (Dollar und anderes Geld in fremder Währung) ihm geben musste. Und der Zeuge Wörl, der wusste, dass in den Medikamenten Brillianten versteckt waren, sagte: «Die Wertsachen waren Capesius viel wichtiger als das Leben der Häftlinge? «Strauch sagte Wörl, er dürfe nichts davon hergeben. Die Medikamente seien wegen der Suche nach Juwelen auseinandergehühlt und versaut? Schliesslich Broad: «Capesius war als Organisierer bekannt und schickte seiner Schwester in Wien Pakete?»

Capesius hatte schon 1956 seine Frau und seine drei Kinder über das Rote Kreuz offiziell aus Rumänien angefordert, und wohl auch ziemlich viel in den Familien-Abkauf vom roten Staat, der üblich war, investiert. Im Herbst 1962 kam dann auch seine jüngste Tochter mit legalem Pass in Göppingen an, im Herbst 1963 kam seine Frau und die zweite Tochter und im Oktober 1964 die dritte Tochter. Doch er konnte sie nicht in Freiheit am Flughafen abholen und umarmen, er sass seit 1959 in der Frankfurter Hammelgasse in einer Zelle.

Er war vom Konzentrationslager Dachau aus, wohin er im November 1943 noch vor Auschwitz abkommandiert worden war, für acht Tage zum letzten Mal auf Urlaub nach Hause gefahren, wie er

in Göppingen selbst sagte: «Im KL Dachau, da war der verständige Hauptsturmführer Stamm, bei dem ich mich *einarbeiten* sollte. Und es gefiel mir dort gut.» Nach der Ankunft im Sommer 1943 in Berlin ging es ihm noch besser, so erzählte er, auch diesmal wohl um irrezuführen eine Lügengeschichte, denn sehr wahrscheinlich kam er nicht erst im Februar 1944 in Auschwitz an, sondern schon im Herbst 1943: «Da die SS-Schneiderei ausgebombt war, warteten wir auf die Anfertigung unserer Uniformen etwa 6 Wochen bei der Polizeischneiderei Berlin. Schöne 6 Wochen in Zivil, viel Theater-Besuch, Kabarett. Und wohnten im Hotel Zentral mit Wintergarten.» Da war Capesius mit einem schlaun Banater Schwaben, dem Becker Pepi zusammen, der alles gut «organisieren» konnte, und nachher nicht etwa an die Front oder nach Auschwitz kam, sondern gemütlich im Zentralsanitätslager von Berlin blieb! Denn: «Nach Einkleidung wurden wir in alle Winde zerstreut.»

Wie aber ging diese unbewusste Verbrecherkarriere eines ganz normalen Spiessers, Vaters, Ehemanns, Apothekers und SS-Hauptmanns weiter?

Für ihn war das in Dachau «ganz ordentlich» und da seien die Leute mit geschultertem Spaten zur Arbeit ausmarschiert und hätten *Wir sind die Moorsoldaten* gesungen. Freilich, langsam kamen dann in kleinen Schüben passende Ereignisse und schliesslich das Verhängnis Auschwitz immer näher, denn Capesius war «einsetzbar» und wurde «gebraucht»; er aber hatte seinen Willen immer mehr «ausgelagert», was er freilich nicht sah, sondern eben mitmachte: «Später wurde ich zum Zentralsanitätslager nach Warschau abkommandiert, wo ich mit anderen 12 Landsleuten zusammentraf. Man sollte uns hier Vorträge halten, um uns deutschen Schliff beizubringen. Und vom absoluten Befehl ... Nach 4-6 Wochen etwa kamen wir wieder nach Berlin zum Zentralsanitätslager der Waffen-SS und ich wurde neuerdings nach Dachau abkommandiert – zur Dienststelle Stamm und sollte Stamm während seiner Frontbewährung, die er ab-

leisten musste, vertreten. Von Dachau wurde ich dann noch vor seiner Rückkehr wieder abkommandiert und musste mich bei SS-Gruppenführer Blumenreuther melden, die Woche vorher konnte ich noch bei der Familie meiner Frau in Wien verbringen. Als ich mich dann meldete, wurde ich zu Standartenführer Dr. Lolling nach Oranienburg in Marsch gesetzt, ich sollte einen erkrankten Apothekerkollegen vertreten. Dr. Lolling gab mir Marschpapiere nach Auschwitz, wo ich den erkrankten Apotheker Krömer in der SS-Apotheke vertreten sollte; ich dachte an ein SS-Lazarett, so ähnlich wie in Dachau, wo ich gewohnt hatte.»

11

Roland passt hierher in diese Innsbrucker Gegend, ins Bergpanorama, passt zu Trenker und Co., Tirolerhüte, Berghof, Jodler. Nur diese betuliche Stimme passt nicht, leise, beschwörend, sanft sogar und wie «paniert» klingt sie, in den Fischaugen aber ist Kälte, und dem Hölderlingedicht wird ein wissendes Lachen nachgeschickt, ein Wissen wohl um die hauchzarte dünne Eisschicht, auf der wir auch jetzt stehen, das Lachen, dem nachgeschickt, wirkt fast obszön und doch naiv und grauenvoll zart. Und dazu noch dieser Schwung und dieser seltsame Enthusiasmus und die Begeisterungsfähigkeit, rücksichtslos alle niederredend. In seiner Wohnung mit billigen Plastik-Vorhängen und Konfektionsmöbeln sitzt er da, den Mund wie zum Pfeifen gespitzt und von einer froschigen Wasserleichengeilheit, die rosig zart und doch auch voller intelligenter, wissender Hintertriebenheit ist: jene Fratze, das Vertrauteste, das wir an uns kennen bis zum Geruch, vertraut und doch so unendlich fremd, als hätten wir uns gevierteilt und von innen gesehen, Körpersaft und blutig, gnadenlos dem Tode ausgeliefert, auch wir. Dem Vertrauten auch ausgeliefert, blitzartig erkennbar als fühlloser Henker, der den Beweis antritt, dass es überhaupt nichts anderes geben kann als uns, ein blu-

tiges Gerinnsel von Fleischundblut, das Bewusstsein eine ephemere wässrige Blasenblume, die nichts ist und köpfbar.

«Aber wir haben mitmachen müssen», höre ich diese Stimme, «es gab keine andere Möglichkeit. Bitte, ich war Freiwilliger, natürlich, bin desertiert aus einer Armee in die andere ... Ich bin ja 41 bei der zweiten Tausendmannaktion aus meinem rumänischen Studienurlaub verkleidet über die Grenze zur SS, im verhängten LKW; wir haben uns der Division ‚Das Reich‘ angeschlossen, die aus dem Serbienfeldzug kam. Wir haben sogar in Temesvar schon in Zivil Wachdienst geschoben für die deutsche Wehrmacht, ein Gefangenenlager bewacht, und das mit deutschen Gewehren, die deutschen Brüder haben wir entlastet, weil die überfordert waren im Wachdienst. Aber es ging damals schon alles drunter und drüber, und wir Siebenbürger waren damals schon eine Art Staat im Staat...»

Schon als junger Mann stiess ich auf die Reichsgedichte meines Grossvaters Michael, die völlig in meine Kerbe schlugen. Wir Siebenbürger waren ja immer *prudentis et circumspecti*. Nicht wahr. So sind wir ja in die Geschichte eingegangen. Aber in dem Augenblick, 1940 eben, da gab's nichts, da wurden wir hingerissen ...»

«Ja, auch in Auschwitz waren doch vor allem Volksdeutsche», werfe ich ein.

«Fast nur, fast nur! Und in der SS waren sowieso ein Drittel Volksdeutsche, ein Drittel waren andere Europäer. Und nur ein Drittel waren Reichsdeutsche am Ende des Krieges ...»

«Wahnsinn ... das hab ich nicht gewusst...»

«Die Bewachungsmannschaft bot ein buntes Bild. Neben der Stammmannschaft – den ‚alten Stacheldrahtkämpfern‘, wie sie sich selbst scherzweise nannten – kamen in wachsender Zahl Volksdeutsche nach Auschwitz (es waren etwa 350 Rumäniendeutsche in Auschwitz). In der letzten Phase sah man dort nicht nur die SS-Uniform.

Mir wurden im Winter 41 als SS-Mann vor Moskau die Fingerkuppen abgeschossen, so dass ich nicht mehr Klavierspielen konnte;

als frontverwendungsunfähig wurde ich nach Auschwitz versetzt.»

Ich hatte das Mikrophon auf den Tisch gestellt, Roland sass vor mir, in seiner hastigen, hysterischen Art legte er los, ich konnte ihn kaum bremsen; ich hatte das Gefühl, als müsse er sich gewissermassen «frei reden». Er sagte: «Weisst du, dass ich DORT war? Der schlimmste Tag dieser ganzen Zeit DORT war der 29. Mai 1944, es war der erste Pfingsttag», sagte er, ohne mich anzusehen: «Pfingsten, da standen meine Leute auf dem grössten Wachturm von Birkenau ... Meine Wachkompanie musste in diesen Tagen sehr oft Wache schieben ... auch Rampendienst ... die für den Gastod Bestimmten begleiten ... und in den Krematorien, ein schwerer Dienst. Seit Mitte Mai kamen andauernd Züge an, Tag und Nacht kamen Züge an. Alle Züge fuhren unter dem Hauptturm von Birkenau durch. Nicht wahr. Alle Züge hatten plombierte Viehwaggons, mit vergitterten Fenstern. Nichtwahr. Durch einen unendlich langen Tunnel fuhr also jeder Zug in Birkenau ein. Mir wurde später gesagt, dass die meisten, auch unsere Frau Dr. Böhm aus Schässburg dabei gewesen war. Sie wussten nicht, wohin sie kommen. Auch die Frau Dr. Böhm, ja, und ihre Tochter Ella waren an diesem Tag angekommen. In einem dieser Viehwaggons und unter diesem TOR waren sie durchgefahren. Ich konnte sie nicht sehen. Ich sah nur auf die Dächer der Waggons, die voranrollten. Ja, es war schrecklich, ich konnte alles vom Turm aus dann auf der Rampe sehen: Wenn noch einer nach drei Tagen Höllenfahrt die Kraft hatte, zu reden, sich zu bewegen, betete er, sah ich, wenn ich auf der Rampe Dienst hatte. Schwerer Dienst. Viele lagen tot im Waggon, ein furchtbarer Gestank, wenn die Türen geöffnet wurden, andere atmeten noch. Interessanterweise. Kinder weinten, Frauen wimmerten, Männer schrieten, riefen nach ihrer Familie.

Ja, ich erinnere mich an diesen Tag, weil wir nachher zusammen in unserer Wohnung mit andern Kameraden und dem Kommandanten Höss Pfingsten gefeiert hatten, auch ein siebenbürgischer Pfarrer, ebenfalls Freiwilliger, war dabei gewesen und hielt eine kleine An-

sprache. Meine Leute aber, es waren auch Siebenbürger und Banater darunter, standen bis nachts auf dem Grossen Wachturm über der Einfahrt, interessanterweise dem Tor für alle Züge nach Birkenau. Wenn ein Zug mit lautem Pfeifen einfuhr, genau unter dem Wachturm – dann galt erhöhte Aufmerksamkeit für den Posten, das schärfte ich meinen Leuten ein, genau so wie nachts auch ganz besonders, ganz besonders. Ein Denndörfer, ein langer Kerl, du kennst sie ja, warst ja in Denndorf Lehrer gewesen, Gunnesch hiess er, stand an jenem Tag allein am Maschinengewehr, das auf die grosse Menge gerichtet war, sie werden alle an der langen Rampe ausgeladen. Rundblick vom grossen Turm aus. Alles ist offen, und du musst genau hinsehen, dass keiner entkommt. Ja, so war das ja damals. *Befehl ist Befehl*. Da gab's keine Widerrede. Starkstromgeladener Stacheldrahtzaun, weiss die Isolatoren – bevor einer dran rührte, musstest du ihn schon erschossen haben.»

Adam: Du musst dir vorstellen, dass sowohl Capesius als auch sein Komplize Klein «ärztliche» Blicke durchs Guckloch der Tür in den Vergasungsraum werfen mussten. Und manchmal auch dabei waren bei diesem grässlichen Vorgang, wenn die Türen geschlossen, verriegelt und zusätzlich mit Schrauben nochmals gesichert wurden, als könnten die armen Vergasungsopfer die Tür aufbrechen! Dann löschte ein SS-Mann das Licht in der Gaskammer – die letzten Minuten ihres Lebens standen also die Opfer eng zusammengepfercht in totaler Dunkelheit vor ihrem Tod und schrieten, es war die Hölle. In den Krematorien I und II schaltete ein Häftling noch zusätzlich die elektrische Entlüftung ein. Die Ventilatoren saugten die Luft aus dem Raum. Es war eine Tortur und auch ohne Giftgas wären die Armen da drin langsam erstickt. Doch es musste schnell gehen: Auf Befehl des SS-Arztes oder Apothekers, Capesius war öfter da, aber auch Klein, taten die «Vergasungsfritzen», die mit Gasmasken geschützten SS-Henker ihr «Werk», durch die aus dem Boden neben den Krematorien I und II herausragenden Einwurfvorrichtungen schütteten sie

das Zyklon B in die Öffnungen, die dann sofort wieder verschlossen wurden. In den Krematorien III und IV kletterten die Henker auf Leitern hoch, öffneten die Klappen in der Aussenwand der Gaskammer und streuten das Gift hinein. Ich sah oft Dr. Mengele, der wie die anderen Ärzte und Apotheker auch, den Befehl zum Einwurf des Giftgases in die Kammern gab.

«Verteidiger Laternser: Ja. Nun noch eine letzte Frage: Welchen Ruf hatte die Familie Capesius in Schässburg?

Zeuge Karlheinz Schulerly: Die Familie Capesius galt als eine sehr kirchliche und als eine Familie, die sozial sehr viel Gutes tat. Ich weiss nicht, ob ich es erwähnte: Er und auch sein Bruder, die ganze Familie, waren in Schässburg sehr angesehen und sehr kirchlich und taten ja auch sehr viel Gutes. Denn unsere siebenbürgische Kirche und unser kirchliches Schulwesen wurden ja nicht vom Staat unterstützt, obwohl wir die grössten Steuerzahler in Siebenbürgen waren. Sondern wir erhielten das alles aus eigenen Mitteln.»

INNSBRUCK, MAI 78. *Roland*: «Ja, der Capesius. Der ist jagen gegangen in die Beskiden. Und er hat uns ab und zu einen Hasen spendiert. Er hat dort Freunde gehabt, in der Nähe war auch der Dr. Fabritius, der frühere Volksgruppenführer.

Naja, er hat sich beklagt, unser alter Volksgruppenführer Fabritius, er hat sich gar nicht glücklich gefühlt auf seinem Gut. Naja, er empfand diesen Aufenthalt in den Beskiden als Zwangsaufenthalt, klar.»

«Das war er ja auch. Und das ganze Elend kam doch von diesem Andreas Schmidt, der seinem Schwiegervater die SS-Rekruten geschenkt hatte! Nur du, du warst ja noch freiwillig zur SS gegangen!»

«Ja! Die erste Tausendmannaktion! Aber das war 1940, als schon der neue Volksgruppenführer Andreas Schmidt am Ruder war ... Und so haben sie unseren Rittmeister Fabritius in die Beskiden exiliert, der bisher *Volksgruppenführer* gewesen war! Er bekam in den Beskiden auch ein Gut. Und den haben wir mit meiner Frau besucht, den

haben sie 1940 nicht mehr nach Haus gelassen, weil der Andreas Schmidt an die Macht sollte. Also diese politische Spaltung damals, die war zum Schiessen, zum Brüllen. Eine Karikatur. Ernst wurde es erst mit dem Andreas Schmidt.

Am 9. November 1940 erst hatte ja alles bei uns angefangen. Der wirkliche Ernst! Es war im Gasthaus ‚Zur Traube‘ in Mediasch. Da wurde die ‚Volksgruppe‘ unter dem neuen Kapo Andreas Schmidt ausgerufen, unter Teilnahme einiger rumänischer Gardistenführer. Und dann kam plötzlich das Erdbeben, erzählte man sich, der Mundfunk hat bei uns immer gut funktioniert! Es zitterte alles. Und weil sie so viel getrunken hatten, glaubten sie, es sei ihr eigenes Zittern, aber es war das Erdbeben. Und als man es ihnen mitteilte, dass es ein Erdbeben gewesen war, da waren sie es recht zufrieden, denn nun gab es einen äusseren, erklärbaren Grund; sie wussten nun, dass es nicht ihr eigenes Zittern gewesen war. Aber, wenn man es genau nimmt: Mit einer Hochzeit hatte alles angefangen. Mit der Hochzeit der Christa Berger ...»

SIEBENBÜRGEN 1940: Und ich höre die Stimme von Onkel Daniel, Rolands Vater, Daniel, der tief unglücklich war über die «Karriere» seines Sohnes: «Ja, das war die Tochter des *Schwabenherzogs*, Chef des SS-Ergänzungsamtes, Gottlob Berger, ein schlauer Schwabe. Der hatte die SS-Armee aufgebaut. Weil sich die Wehrmacht weigerte, der SS genügend Wehrpflichtige zu überlassen, verfiel er auf die geniale Idee, die Volksdeutschen einzuziehen, so etwa anderthalb Millionen Rekruten wollte er. Und wir hatten die Ehre, die ersten zu sein. Und diesen Ehrgeizling, den Andreas Schmidt, der war ja so eine Rotznase, keiner kannte ihn, war Student in Berlin, diesen Schmidt also nahm sich der Schwabe zum Schwiegersohn. Denn die Fama geht dahin, dass der sich mit der Berger-Tochter eingelassen hatte, und so wurde er Schwiegersohn des Generals. Jedenfalls zirkulierte bei uns damals der sinnige Spruch: Hitler von Berchtesgaden – Schmidt von Bergers Gnaden!

Und im Mai 1943 gab es ein Abkommen zwischen Berlin und Bukarest. Das besagte, dass die Rumäniendeutschen ihren Wehrdienst in der SS abzuleisten hatten. Und viele wurden in den KZs eingesetzt.»

Zeuge im Auschwitzprozess Willy Osthues, ehemaliger SS-Richter vom SS- und Polizeigericht Krakau: «Die Waffen-SS hatte in den letzten Jahren sehr viele Volksdeutsche eingezogen, insbesondere aus Rumänien, Bulgarien, Jugoslawien und so weiter. Die wurden einfach in eine SS-Uniform gesteckt und waren ab sofort dann Waffen-SS-Angehörige. Und dann stellte sich bei Untersuchungen heraus, dass sie gar nicht kv (kriegsverwendungsfähig) waren oder dass sie noch nicht mal gv, garnisonsverwendungsfähig, waren.

Und die wurden nun zum Beispiel abgestellt zur Bewachung. Ich weiss das nicht aus eigener Erfahrung. Ich kenne es nur aus der Literatur, dass bei der Eroberung des Lagers Dachau viele Bewacher solche waren, die erst acht oder zehn Tage vorher von der Waffen-SS abgeschoben worden waren über das Reichssicherheitshauptamt zur Dienstleistung.»

In einer Dissertation (aus dem Jahre 2005 von Paul Georgescu) über die Rumäniendeutschen in der SS, die vor allem in den KZs eingesetzt wurden, wird nach dem Grund gefragt, warum «Volksdeutsche» diese «Drecksarbeit» leisten mussten. Da heisst es, dass Himmler, trotz oder gerade wegen Berger-Schwiegersohn Schmidt, «Volksgruppenführer», die Siebenbürger Sachsen und Banater Schwaben, jedoch alle «Volksdeutschen» als minderwertig und von geringer Kampfkraft und Kampfmoral einstufte. Es gab generell militärische Vorurteile. Viele «Volksdeutsche» hatten auch eine schwächere Ausbildung, sie kamen aus dem rumänischen Heer. Und sie galten als «Deutsche zweiter Klasse» mit Minderwertigkeitskomplexen, die sie dann freilich auch durch übertriebenen Gehorsam zu kompensieren versuchten.

Weiter mag auch für den so gehäuften KZ-Einsatz sprechen, dass sie von weit her kamen, also das Geheimnis der grausamen und illegalen Judenvernichtung in Deutschland selbst nicht ausplaudern konnten.

«Das war eine schöne Hochzeit im Elternhaus der Christa Berger in Stuttgart», erzählte Daniel, Rolands Vater: «Papa Gottlob wohnte nobel. Es traf sich gut: Stuttgart war die Stadt der Auslandsdeutschen. Berichtet wurde nicht viel über diese rauschende reichsdeutsche Hochzeit, Blut zu Blut, Kuss zu Kuss, Speichel zu Speichel. Nicht sehr viel später war es dann: Erde zu Erde, Staub zu Staub, Asche zu Asche. Das Glück dauerte nicht lange. Es waren kaum 1.000 oder 2.000 sächsische SS-Freiwillige eingerückt, die ersten gefallen für Führer und Reich und für Schwiegervater Gottlob, da starb auch die junge Frau – an Schwindsucht.

Nein, es war keine kirchliche Trauung. *Die glauben also nicht an Gott*, flüsterte man bei uns. Dein Grossvater, der Kirchenkurator, wusste nicht, was er dazu sagen sollte, denn er schwor auf seine *Volkskirche*. Und noch schlimmer war's dann beim Begräbnis: Vielleicht hatte der Alte auch gewusst, dass die Christa Tuberkulose hat, im letzten Stadium, fast wie die Kameliendame, gestorben ist sie in Kronstadt. Sie bekam einen Leichenzug, wie man ihn in Siebenbürgen bisher nicht gesehen hatte, mit einer Reiterschar als Eskorte, uniformiert. Die Grabzeremonie versah nicht der Bischof, sondern ein gewisser Kaufmes, ein Kapo der Wirtschaft und der Partei. Und noch schlimmer: Der Bischof war mit dabei, aber in Tracht.»

«Ja, ich erinnere mich noch genau, wie mein Vater und Karl, dein Grossvater, stritten», sagte Roland lachend:

«Was sagst du da zur Haltung unseres Bischofs, Karl?» sagte mein Vater. Mein Vater war selig und lief behände im grossen Speisezimmer herum: ‚Hab es ja immer gesagt, dat äs nichen Chräst, menj Läwer. Um die Kirche geht's, immer um die Volkskirche. Der neue Bischof, der Nazi-Bischof Staedl aber in der Prozession: in Tracht, sonst nix. Dass ich nicht lache. Heidnisch ist die grossdeutsche Madam verscharrt worden'».

«Darauf dein Grossvater erstaunt: «Nicht in seinem Bischofsornat also, dat verstohn ech nett. Ohne Kretz, wä et sich gehiert. Ungehörig das!»

Er schwieg, liess Daniel in die Luft reden.

Die Madam also, das arme Mädchel, die junge Frau aus Stuttgart; ja, schwäbisch hat sie geschwätzt. Und wurde mit dem schönen Tersteegenlied hinabgelassen in die siebenbürgische Erde.

,Wenigstens soviel, murrte dein Grossvater:

Ich bete an die Macht der Liebe, die sich in Jesu offenbart; ich geb mich hin dem freien Triebe, wodurch ein Wurm geliebet ward; ich will anstatt an mich zu denken, ins Meer der Liebe mich versenken?

,So, so', murmelte mein Vater. Ich seh ihn, als wär's heute gewesen: vor mir!

Das deutsche Herz war ein kaltes Herz; wir trugen das Chaos in uns, das war nicht aussen!«

Roland: «Es war grässlich genug, nicht wahr! Aber für mich war Hitler auch so gross, dass ich ihm ... so ... so ... gar noch ääh, das öhhh ... fast verziehen hab, in Anbetracht der Millionen Bombentoten.»

Meine Mutter verteidigte ihn: «Ein Monstrum ist er bestimmt nicht, aber sein Denken, das ist schon unverständlich, unvereinbar mit seinem Wesen, wie ich es kenne.»

Er spricht vom Befehl, als sei das die Erklärung. Es ist kein kleiner «Betriebsunfall» der deutschen Geschichte für ihn. «Es musste so sein, fast so, wenn auch *ohne diese unnötigen Härten.*»

«Und die Bombentoten ... es waren ja nicht die Bombentoten, die die Millionentoten in den KZs umgebracht hatten...»

«Ja, ich hab das vielleicht enger zusammengebracht, als es zusammengehört, durchaus möglich, vielleicht um mich zu trösten», sagte Roland gallig: «Ich hab es zutiefst bedauert! Mir als Siebenbürger Sachse war es das Schrecklichste, was ich hätte erleben können; ich hätte mir die Lösung ganz anders vorgestellt, aber ich hab trotzdem gedacht, dass sich alles irgendwann noch zum Besseren wenden könnte. Dass es auch einen Sinn hat!«

«Auch diese grässlichen, unvorstellbaren Dinge, die du erlebt hast, Roland!?»

«Naja (Pause). Ich konnte sie nicht verhindern. Ich fühle mich in keiner Weise dafür verantwortlich! Ich habe kein Schuldgefühl! Nicht das leiseste Schuldgefühl. Spiel, Spiel, Spiel ist die Welt, und wir müssen mitspielen!!! Nicht wahr. Ein Weltrad. Kennst du Nietzsches ‚Replik‘ auf Goethes «Alles «Vergängliche ist nur ein Gleichnis»? *Alles Unvergängliche ist nur dein Gleichnis, / Gott, der Vergängliche – Dichter Erschleichnis, / Weltrad, das Rollende, / streift Ziel auf Ziel, / Not, nennts der Grollende, / Der Narr nennts Spiel.*

Narr ist bei Nietzsche der Künstler, der Dichter, der höchste Mensch: *Spiel, das Herrische, / mischt Schein und Sein. / Das ewig Närrische / mischt uns hinein.*»

12

Dr. Lucas im Auschwitz-Prozess. «Gleich am ersten Tage wurde mir bei einem Glas Schnaps von den Dingen in Auschwitz – auch von den Vergasungen – erzählt. Ich sagte, ich sei Arzt. Meine Aufgabe sei, Menschenleben zu erhalten, nicht zu vernichten ... Mir wurde dann die ärztliche Leitung des Zigeuner- und des Theresienstädter Lagers in Birkenau übertragen. Das Zigeunerlager war in einem fürchterlichen Zustand. Die Baracken hatten keine Fenster, sondern nur vorne und hinten ein Loch. Betten und Pritschen waren nicht vorhanden, sondern nur Holzkisten, in denen fünf bis sechs Personen schlafen mussten. Die sanitären Verhältnisse waren katastrophal. Toiletten waren nicht vorhanden. Auch der Ausdruck ‚Latrine‘ passte für die vorhandenen Möglichkeiten für die Häftlinge, die Notdurft zu verrichten, nicht. Wasservorräte waren so gut wie nicht vorhanden. Die Anzahl der Häftlinge weiss ich nicht. Man konnte keine Zahlen bekommen. Vielleicht waren 6.000 bis 8.000 Häftlinge im Lager. Das Zigeunerlager war ein Familienlager. Die Häftlinge trugen keine Häftlingskleidung. Sie waren auch nicht geschoren. Alle waren unter-

ernährt, meist zum Skelett abgemagert. Die Häftlinge litten an Krankheiten, die mir bis dahin unbekannt waren. Sehr verbreitet war die ‚Noma-Krankheit‘. Sie tritt bei unzureichend ernährten und körperlich heruntergekommenen Menschen auf. An der Mundschleimhaut bildet sich zunächst ein Bläschen. Dieses wird grösser und hart. Dann entwickelt sich daraus ein Geschwür. Dieses bricht schliesslich durch die Wange nach aussen. Es entsteht ein Loch, durch das man das Gebiss des Kranken sehen kann. Um die Verhältnisse in dem Lager zu ändern, habe ich nach Rücksprache mit den Häftlingsärzten einen schriftlichen Antrag eingebracht. Ich habe jedoch keine Antwort erhalten.»

Adam: Ich hab einmal etwas sehr Anrührendes im Zigeunerlager gesehen: Jani und Peter spielten mit den übrigen Kindern, es waren ja fast 1.000 Kinder dort, «Selektion». Die Kinder stellten sich in zwei Reihen auf, genau so wie sie es auf der Rampe gesehen hatten, Jungen und Mädchen, je eine Reihe, und vorne standen die «Oberen» Jani und Peter, die Mützen aufhatten, darauf hatten sie mit Stiften ein SS gemalt. Neben ihnen die «Funktionshäftlinge». Und dann gingen die Kleineren und Schwächeren nach links, genau wie Jani mit einer Handbewegung und grosser Geste sie einwies, und mussten langsam einem Steinhaufen zugehen, der in einem Kreis lag mit buntem rotem Papier umkleidet und in Streifchen geschnitten, dass das Papier im Winde wehte: Dies war das Krematorium. Und dort mussten sie sich nackt ausziehen und sich dann tot auf die Erde legen.

Das Zigeunerlager grenzte unmittelbar an das Krankenlager. Es kam fast jeden Tag vor, dass die Kinder dieses Zigeunerlagers irgendetwas «organisierten». Sie holten sich bei uns Sachen zum Essen. Eines Tages war im Zigeunerlager grosse Aufregung. Es wurde geschrien, es kamen Autos, und die Zigeuner wussten, was ihnen blühte. Denn etliche SS-Männer hatten Geliebte unter den hübschen Zigeunerinnen des Lagers, und diese hatten sicher schon vorher da-

von erfahren. Der Nachrichtendienst im Zigeunerlager war gut. Als ich von dieser Aufregung hörte, bekam ich Angst. Ich war flink und lief zu dem Waschraum. In der Nähe des Waschraumes habe ich mich dann im Gebüsch versteckt und beobachtet, was geschah. Da habe ich gesehen, wie die Zigeuner geschlagen wurden. Ich kam etwas spät, es war schon gegen Schluss der Räumung. Boger und ein paar andere SS-Männer blieben noch dort. Ich habe gesehen, wie sie die Blocks durchsucht hatten und wie sie Kinder, die sich versteckthielten, herauszogen. Die Kinder wussten, was los war, und versteckten sich. Die Kinder, die aus den Blocks herausgezogen worden waren, wurden zu Boger gebracht. Boger packte sie an den Füßen und warf sie an die Wand. So geschah es mit sechs Kindern. Mir ist schlecht geworden. Ich lief zurück in meinen Block. Das ist die reine Wahrheit. Ich habe das mit eigenen Augen gesehen. Die Kinder waren vielleicht fünf bis sechs, vielleicht sieben Jahre alt.

Ich glaube schon, dass die Kinder tot waren. Das geschah im Freien. Sonst habe ich nichts mehr gesehen.

13

Capesius in der Zelle. 20. Mai 1964: «Es gibt vielerlei Nöte für den Einzelnen. Es fehlt einem die Gemeinschaft mit anderen. Liebe mit der Frau oder Freundin fehlt, und jeder hat damit seine liebe Not. Ich habe über einen Zeitraum von 9 Monaten nur einen Teil des Essens gegessen, dann kann man hier gut abspecken, bei 40 Pfund Abnahme war ich praktisch impotent und hatte auch keine Sehnsucht nach Verkehr. Diese Hungerdiät hält man aber unter den hiesigen nervlichen Belastungen nur eine gewisse Zeit aus. Ich esse nun wieder mehr, nehme Vitamin-Kapseln und fühle mich nervlich besser, aber damit beginnt auch die sexuelle Qual oder Not.

Auch im KZ Auschwitz war die Errichtung eines Bordells für die Häftlinge nur eine Notlösung. Aber bei vielen Kommandos, auch der Apotheke, gab es eine gemischte Belegschaft und dadurch gab es für

meine Häftlinge keine sexuelle Not, denn 1944 waren meine Häftlinge besser ernährt als viele im Reich, weil mit dem Ärztegepäck hochwertige Nahrung eintraf und die Polen monatlich zumindest einmal 10 kg Pakete erhielten. Diese waren mit Geschenken der Nachbarn der Heimatortschaft des Betreffenden versehen, besonders hochwertige Nahrung. Hier in der Hammelstrasse erlaubt man nur einmal zu Weihnachten ein 5 kg Paket für Untersuchungsgefangene. Beim monatlichen Besuch der Angehörigen darf der Strafgefangene ein halbes Huhn und Torte verzehren, der Untersuchungsgefangene aber darf höchstens eine Coca Cola-Flasche vom hauseigenen Automaten erhalten, dabei soll ja der Untersuchungsgefangene nur an der Flucht gehindert werden.

Zuhause sind Personen, die umsorgt werden müssen. Meine Frau war ein Jahr hier nach 20 Jahren Rumänien und musste sich mit der ganzen Gilde der Handwerker allein herumschlagen. Die Kinder haben nach 20 Jahren Trennung noch immer keinen Vater, alle drei studieren noch, weil ihre Studien nicht anerkannt wurden oder nur teilweise. Das sind alles Sorgen, die man in Freiheit ganz anders hätte regeln können als mit einem Vater, der in Haft ist. Was nützt es, wenn der Vater aus Mangel an Beweisen in drei Jahren frei wird. Die Kinder sind also mitbestraft, obwohl ihr Vater zwei Drittel der erstinstanzlichen Strafe abgessen hat.

Anerkennung durch die Mitwelt ist dahin, durch die Presse im Prozess wirst du gebrandmarkt, dann das Theaterstück von Weiss, wo er mich zitiert, dabei wars der Klein: *In einer Stunde werdet ihr euch wieder seh'n ...* sprachen sie auf der Bühne ... Bücher über den Prozess und die Einbringung von Auschwitz in jedem Artikel, auch wo es gar nichts zu suchen hat; aber vieles verkauft sich in manchen Ländern mit dieser Hetze besser.

Besitz und Eigentum sind dahin, Schulden häufen sich, und damit tritt in manchen Familien eine Entfremdung ein, obwohl es meine Leute nicht zeigen und auch nicht wollen.

Hier gehen aber viele Ehen der Häftlinge auseinander, gewöhnlich beim ersten Mal U-Haft.

Natürlich ist ein ruhiges Gewissen ein gutes Ruhekissen, aber wenn man dann erlebt, wie pauschal die Belastungen durch Lügen erhoben werden, versteht man die Welt nicht mehr. Der Zeuge wird zwar als unglaubwürdig hingestellt, aber alles wird in Büchern und auf dem Theater gebracht, obwohl es schon beim ersten Urteil nicht gewertet wurde, aber der Vorwurf, man habe 1.200 Kinder ins Gas geschickt, bleibt, denn «scripta manet».

Trotz allem habe ich die Hoffnung nicht aufgegeben, für die Meinen noch sorgen zu können. Frühestens im Dezember hoffe ich auf Aufhebung des Haftbefehls, ob es klappt? Ich hoffe es, trotz der dann sieben bitteren Jahre hier!»

Capesius, der in der Haft viele Auschwitz-Bücher genau studiert und auch zusammengefasst abgeschrieben hat, darunter «This was Oswięcin» von Dr. Filip Friedmann, weiss nun mehr über Auschwitz, als er während der Auschwitzzeit wissen konnte, damals als er wirklich dort gewesen war. Und er hat diese Bücher in der Zelle, wo er ja viele Jahre Zeit hatte, alle mit Randbemerkungen in seiner Kritzelschrift versehen. So Friedmann: «Ausgeliehen vom 14. Juni 1959 bis 20. September 1960»: «Die Geschichte eines Mordlagers. Ins Englische aus dem Jiddischen übersetzt. 1946.» 1960 gab es noch sehr wenige Quellen zu Auschwitz; aber soeben war das Buch von Bruno Bettelheim erschienen, dem Wiener Analytiker, der ebenfalls im KZ gewesen war: «The informed Heart».

Erst jetzt, nachdem «alles vorbei» war, hätte Capesius nachträglich, wie so viele, das Ausmass dieses Verbrechens sehen können. Und es zeigt sich deutlich, wie er es in seiner Zelle erst langsam begriff.

Ich stelle mir den Strafgefangenen Capesius in seiner Zelle vor, wie er erschüttert wird von Friedmanns und anderen Berichten. Was ging in ihm vor? Hatte er seine Strafe gar langsam akzeptiert? Während des Prozesses ganz sicher nicht. Er sitzt da an seinem Tischchen.

Und notiert über Kapitel IV von Friedmanns Buch mit seiner Kritzeleschrift: «Es wird erschütternd beschrieben, wie in einem Wintertransport von Flossenbürg in Bayern ein Transport ankommt am 18. Dezember 43; 1.200 Häftlinge fahren ab, 948 erreichten noch lebend Auschwitz, nur 393 blieben am Leben. So Dr. Bruno Fischer, Professor der Psychiatrie der Prager Universität, der ebenfalls in Auschwitz Häftling war.»

Mitleid mit Capesius? Ich lese, dass er 40.000 DM Prozesskosten berappen musste. Das war damals viel Geld! 1943 bis 1963 war er getrennt von seinen Töchtern, seiner Frau. Und dann der Prozess 1965.

PROFESSOR FINSTERER

CAPESIUS in Göppingen: «Ja, wenn man das Elend sieht, ist es so deprimierend und es kommt einem zum Kotzen. Ein Erbrechen ist unbedingt da. In der ersten Zeit. Man gewöhnt sich dran. Aber der eine hat sich z.B. nicht dran gewöhnt, der hat eine Zeitlang selektiert».

«Wer, der Dr. Lucas?»

CAPESIUS: «Lucas. Sie sind ja gut im Bild!»

«Ich habe alles gelesen, was ich ...»

CAPESIUS: «Omnia. Das hat nicht der Lucas gesagt, das war so ein Grosser. Das war die Laborantin, die hat's Labor gemacht. Der Lucas jedenfalls war auch nicht so, wie er von seinen heiligen Schwestern sehr positiv beschrieben wird. Ihn haben nämlich die Kreuzschwestern rausgeholt aus dem Ganzen ...»

«Aber er hat den Aufenthalt dort als Selbsterniedrigung empfunden, dass er das machen musste, dass er überhaupt dort war. Das Gewissen hat ihm geschlagen ... Naja, und er hat dann den Bischof befragt. Und einen hohen Justizbeamten auch.»

Dr. Lucas im Auschwitzprozess: «In meinem Heimaturlaub suchte ich den Bischof von Osnabrück, Dr. Berning auf. Ich erzählte ihm von den Zuständen in Auschwitz und bat ihn um seinen Rat. Er sagte mir, unmoralische Befehle dürften nicht befolgt werden, man brauche jedoch nicht sein eigenes Leben zu riskieren. Ich sprach auch mit

einem hohen Juristen, der mir jedoch keinen sonderlichen Rat geben könnte.

[...]

Schliesslich wurde Dr. Wirths hellhörig und bösartig. Er befahl mir, allein auf die Rampe zu gehen. Ich war dann viermal allein, als einziger Arzt auf der Rampe. In diesen vier Fällen waren die Menschen schon ausgeladen, wenn ich auf der Rampe ankam. Sie waren in Fünfer- oder Sechserreihen aufgestellt. Vorne standen der Kommandant, der Schutzhaftlagerführer und andere SS-Führer in einer Gruppe. Ich ging dann zu dem Kommandanten Kramer hin und erklärte, ich sei nicht in der Lage zu selektieren. Ich gab an, ich hätte Gallenkoliken oder eine Magen-Darm-Geschichte. Kramer hat dann ohne Schwierigkeiten für mich selektiert. Ich habe die erste beste Gelegenheit benutzt, um zu verschwinden. Wie lange ich jeweils auf der Rampe war, weiss ich nicht. Jedenfalls habe ich nie selbst selektiert. Ich bin auch nie am Krematorium gewesen und habe nie Sanitätsdienstgrade beim Einwerfen des Gases überwacht.»

Vorsitzender: «Nachdem diese Versuche für den Angeklagten fehlgeschlagen waren, wandte er sich nach dem Heimaturlaub von Auschwitz aus brieflich an seinen früheren Vorgesetzten in Nürnberg, den dortigen damaligen Standortarzt Dr. Bader, schilderte ihm mehr oder weniger deutlich die Vorgänge in Auschwitz und bat ihn um Hilfe beim Versuch, von Auschwitz wegzukommen. Dr. Bader antwortete dem Angeklagten in dem Sinne, dass ihm eine Einflussnahme nicht möglich sei und er – Dr. Lucas – sich ‚durchlavieren‘ und an Ort und Stelle versuchen müsse, von dort wegzukommen, dass der Angeklagte im übrigen aber derartige Dinge nicht mehr in solch offener Weise schreiben solle und er bitte ihn, vorsichtiger zu sein.»

CAPESIUS: «Jaja, der Lucas. Aber ich kenn’ noch jemanden, der den Bischof befragt hat, über den Onkel, der Onkel war Professor in Wien, und hat es dem Innitzer ...»

FRAU FRITZI CAPESIUS: «Dem Bischof... dem Kardinal...»

CAPESIUS: «Und hat erzählt, was dort los ist.» «Sie haben es in Wien erzählt, im Urlaub?» CAPESIUS: «Ja.» «Wem?»

CAPESIUS: «Dem Professor Finsterer, der ist gegangen zur Donnerstagsrunde ...»

FRAU FRITZI CAPESIUS: «Mein Onkel ist der Professor Finsterer, und wie mein Mann in Wien ...»

CAPESIUS: «In der Donnerstagsgesellschaft da sind sie alle zum Innitzer. Das ist so ein jour fixe.»

FRAU FRITZI CAPESIUS: «Der Finsterer hat es dem Innitzer erzählt...»

CAPESIUS: «Und der Innitzer hat gesagt, da kann man nichts machen, das ist eben so, wir müssen froh sein, dass wir quasi gut weggekommen sind.»

FRAU FRITZI CAPESIUS: «Österreich eben, nicht wahr ... ist so gut weggekommen».

«Aber es waren viele Österreicher in den KZs, sowohl Häftlinge als auch Wachmannschaften ...»

CAPESIUS: «Na, das spielt keine Rolle.»

Klar, es spielte gar keine Rolle, was dort geschah. Auch für den Herrn Papst nicht, für den Herrn Kardinal nicht. Für den Herrn Doktor nicht...

FRAU FRITZI CAPESIUS: «Das interessierte den Papst nicht, der Papst hat es doch gewusst.»

«Gewusst, ja.»

FRAU FRITZI CAPESIUS: «Der Papst hat es gewusst und der Innitzer hat es auch gewusst.»

Adam: So erhielt der Vatikan unter anderem einen Bericht von Rudolf Vrba, der aus Auschwitz fliehen konnte. Vrba beschrieb darin die Vorbereitungen, die in Auschwitz getroffen wurden, um die ungarischen Juden zu vernichten. Ein Vertreter des Vatikans traf sich mit Vrba, um den Bericht durchzusprechen. Dennoch wurde der Bericht nur für den internen Gebrauch genutzt. Weiter soll Papst Pius XII. ein Freund der Deutschen und von Hitler selbst gewesen sein.

Vier Tage nach seinem Amtsantritt schrieb er mit Hilfe der deutschsprachigen Kardinäle Bertram, Schulte, Faulhaber und Innitzer einen Brief an Hitler, den er mit «Dem hochzuverehrenden Herrn Adolf Hitler» überschrieb. Die Forscherin Meike Rosenplänter, der ich mal geschrieben habe, hat alles genau untersucht, typisch für die uralte Gewitztheit und Raffinesse des Vatikans ist diese Geschichte: Im Jahre 1964 wies Papst Paul VI. eine Gruppe gelehrter Jesuiten an, die vatikanischen Kriegsdokumente für eine Publikation vorzubereiten. Das Werk erschien zwischen 1965 und 1981 in elf Bänden unter dem Titel «Actes et Documents du Saint-Siège relatifs à la Seconde Guerre mondiale». Und doch stellte sich heraus, dass die wichtigsten Dokumente darin nicht enthalten waren, und der Vatikan diese auch nicht herausrückt. Die 11 Bände sind ein Verschleiерungsunternehmen. Traditionell war der Vatikan judenfeindlich. Urgrund des Antisemitismus war ja der Vatikan selbst. Und Hitler kam aus dem Katholizismus: Die Juden hatten doch Christus ans Kreuz geschlagen. Pius XII. war selbst glühender Antisemit.

CAPESIUS: «Aber der Innitzer wusste, dass man schweigen musste. Und der Innitzer war höher als der Herr Bischof vom anderen, vom Lucas ... Aber ich hab die Innitzersache im Prozess nicht gebracht wegen dem Onkel. Und der hat wahrscheinlich so etwas gehört von mir ...»

FRAU FRITZI CAPESIUS: «Damals 1964 war er doch schon tot, Victor...»

CAPESIUS: «Naja, aber die Tante war nicht tot und die Kinder. Und es ist immerhin ein Schock, wenn so etwas ins Gespräch kommt, die ganze Familie leidet darunter ...»

FRAU FRITZI CAPESIUS: «Bitte, der Finsterer hat gesagt, ich habe es eigens meiner Mutter gesagt, der Finsterer ist dann elend zugrundegegangen, das heisst, er war in geistiger Umnachtung. Dieser su-perscheite Mann ist dann tatsächlich elend zugrundegegangen, und hat ja auch lichte Momente gehabt und hat gesagt: Ich nehme es als meine Strafe. Er war kolossal fromm und katholisch: Ich nehme es

als meine Strafe hin, dieses Leiden, weil ich davon gewusst und nicht den Mut gefunden habe, etwas dagegen zu unternehmen.»

Adam: Frau Capesius war doch Halbjüdin ...

«Ja. Und sie sprach auch davon, dass es nicht stimme, einige Juden in Auschwitz hätten sich gewehrt und Widerstand geleistet.»

Adam: Ja, es gab viele Fälle, und es gab ja die Kampfgruppe Auschwitz. Und unsere Widerstands-Gruppe im Krematorium. Doch auch religiösen Widerstand gab es. Ich kann diese Szene nicht vergessen, einer meiner Leidensgenossen hat darüber geschrieben, es steht auch in meinen Tagebüchern:

«Es war Passah 1944. Es kam ein Transport aus Vittel in Frankreich. Darunter befanden sich viele hoch angesehene jüdische Persönlichkeiten, ein Rabbiner aus Bayonne, Rabbi Mosze Friedman, seligen Angedenkens, eine der grössten wissenschaftlichen Autoritäten des polnischen Judentums, eine seltene Patriarchengestalt. Er entkleidete sich vor der Gaskammer zusammen mit allen anderen. Später kam ein Obersturmführer herein. Der Rabbi ging auf ihn zu, hielt ihn am Aufschlag seiner Uniform fest und sagte auf Deutsch: ‚Ihr gemeinen, grausamen Menschenmörder, glaubt doch nicht, dass es euch gelingen wird, unser Volk auszurotten! Das jüdische Volk wird ewig leben und nicht aus der Arena der Weltgeschichte verschwinden. Ihr niederträchtigen Mörder aber werdet sehr teuer mit zehn Deutschen für jeden unschuldigen Juden bezahlen müssen. Ihr werdet nicht nur als Macht, sondern auch als selbständiges Volk untergeben. Der Tag der Abrechnung wird kommen. Das vergossene Blut wird nach Vergeltung schreien. Unser Blut wird nicht ruhen, solange sich nicht der glühende Zorn der Vernichtung über euer Volk ergiesst und euer tierisches Blut vernichtet.‘ Diese Worte sagte er mit löwenstarker Stimme und grosser Energie.»¹⁰

¹⁰ Vgl. Handschrift eines unbekanntenen Verfassers, «Hefte von Auschwitz», Sonderheft 1, Oświęcim 1972, S. 122f.

CAPESIUS: «Aber wem hätte man es sagen können?

FRAU FRITZI CAPESIUS: «Aber bitte ... in der damaligen Zeit...»

CAPESIUS: (redet erregt dazwischen)

FRAU FRITZI CAPESIUS: «Für die damalige Zeit, denn jetzt kann man es aus einer anderen Perspektive anschauen ... Das Leiden als Strafe, weil ich gewusst habe, eben von ihm gewusst habe, hat der Finsterer gesagt, und was dort passiert, und weil ich nicht den Mut gefunden habe, etwas dagegen zu tun. Er hat es dem Innitzer gesagt...»

CAPESIUS: «Der Innitzer hat nachher auch gesagt...»

FRAU FRITZI CAPESIUS: «Das hab ich im Fernsehen gesehen, aber viele Jahre nachher: Da war ein Innitzer-Film oder so ein Nachruf. Und der Innitzer hat gesagt: Ich habe heute eine grosse Spende von meinem Freund Professor Finsterer bekommen, eben für die Wiedergutmachung, den Juden irgendetwas zuzustecken und ihr Schicksal zu erleichtern, um sie, ich glaube, man konnte sie zum Teil auch loskaufen, es war jedenfalls eine Aktion mit dem Loskaufen. Und dieser Aktion hat eben der Finsterer eine bedeutende Summe gespendet ...»

«War der Onkel auch Jude ... Sie sind ja Halbjüdin?!»

FRAU FRITZI CAPESIUS: «Nein, nein, nein, der Finsterer ist absolut katholisch erzogen worden, und hat es mit seiner katholischen (Theologie?) ... nein, Medizin. Der Finsterer ist als ganz armes Kind, Kind armer Eltern ... aufgewachsen.»

III

DER DEUTSCHE VOLKSKÖRPER- WAHN UND DIE DEUTSCHE SPRACHE ALS HEILMITTEL

1

Ich erzählte Adam, dass ich doch noch Unterlagen gefunden hätte. Vielleicht aus Versehen gab mir Capesius Aufzeichnungen auch von Prof. Finsterer mit, vielleicht auch um zu beweisen, dass er mit ihm über Auschwitz gesprochen hatte; und Fritzi, die Wienerin, hatte es angedeutet, dass «ja auch in Wien so einiges passiert» sei. «Vor allem mit Kindern im Spiegelgrund», und der Professor hatte davon gewusst, es bei Innitzer auch zur Sprache gebracht, und nichts erreicht, das habe sein Gewissen sehr belastet. Und Capesius wusste ausserdem von dem Hermannstädter Psychiater Dr. Jekelius, den er in Wien besucht hatte, Jekelius war Direktor jener Heilanstalt, die in seiner Tötungsklinik am Spiegelgrund kranke Kinder ermordete; verrückt genug, dieser Jekelius war auch noch der Ehemann von Hitlers Schwester Paula, und gehörte eigentlich in den innersten Kreis der Macht. Freilich: Hitler wollte aus Angst, dass bekannt wird, aus welcher Idioten-Familie er stammt, von seiner Verwandtschaft nichts wissen.

In den nachgelassenen Papieren des Dr. Jekelius gibt es eine «objektive» Notiz zu seiner Frau Paula: «Meine Frau Paula Hitler sollte nach dem Willen ihres übermächtigen Bruders eine Unbekannte bleiben. Die ganze Familie sollte unbekannt bleiben. Hitler schämte sich dieser Herkunft; doch sie ist die Erklärung für vieles. Paula selbst klagte mir nach der Lektüre von *Mein Kampf*, 1957 muss es gewesen sein, Adolf habe sie in dem Buch überhaupt nicht erwähnt.» Hitlers Schwester Paula schrieb 1955 einem Freund über die von den Sowjets praktizierte Sippenhaft: «Das Brüderlein würde es ganz in Ordnung finden, dass auch wir nicht verschont blieben.» Paula musste auf Hitlers Wunsch ihren Familiennamen ablegen: 1936 lud er sie zu den Olympischen Spielen nach Garmisch ein und forderte sie auf: «Ich solle den Namen Wolf tragen und im strikten Inkognito leben.» Ihren Lebensunterhalt bestritt sie mit monatlich 500 Reichsmark, die Hitler ihr überweisen liess, und entging der Verhaftung durch russi-

sche Behörden nur, weil sie auf Weisung aus Berlin-Mitte im April 1945 aus Niederösterreich nach Berchtesgaden gebracht wurde. Dort lebte sie bis zu ihrem Tod 1960 weiter als «Frau Wölf». Dokumente über ihre Kontakte mit Nazis, die 1945 nach Argentinien geflüchtet waren, sollen demnächst veröffentlicht werden. Ihr Grab in Berchtesgaden wird bis heute von ehemaligen SS-Offizieren bezahlt – einer von ihnen hat verfügt, am selben Ort bestattet zu werden wie Paula Hitler. «Ein einziges Mal durften wir Hitler in Berchtesgaden besuchen. Es war froschig. Wir waren Fremde», schreibt Jekelius in einem Brief: «In Hermannstadt aber brachte man mir den grössten Respekt entgegen. Und der Völkgruppenführer erging sich in devoten Schmeicheleien. Und lud uns zu sich ein; er war damals noch mit der Christa Berger, Tochter des Obergruppenführers zusammen, die kurz danach an Tuberkulose verstarb. Schmidt hielt sich wohl für den neuen NS-Adel.»

Der Psychiater Jekelius soll ein Weiberheld gewesen sein. Paula hatte bei ihm in der Steinhof-Klinik in Wien, seelisch geschädigt wie ihr Bruder Adolf auch, Rat gesucht; sie war dann auf den Dr. Jekelius reingefallen, heisst es. Es gab eine Liebesbeziehung, Paula wünschte die Heirat, doch ihr Bruder hatte befohlen: «Paula, erst nach dem Krieg darfst du heiraten!» Sie lebte in Berchtesgaden, hatte die Aufgabe, gemeinsam mit anderen Verwandten und Gefolgsleuten, dafür zu sorgen, dass die vielen Geschenke, die nach dem *Anschluss* auf Hitler zukamen, Tassen, Stickereien, Krüge, Vasen, Kristallgefässe usw. auf die verschiedenen Landsitze des Adolf verteilt wurden, auch die Bewirtschaftung dieser Häuser übernahm sie. Und in einem dieser Landsitze, nicht etwa in Berchtesgaden, sollte auch ein siebenbürgisch-sächsisches Zimmer eingerichtet werden, heisst es, und der Sebastian-Hann-Verein in Hermannstadt hat sich auch darum gekümmert, denn die Begeisterung für den «Führer» war in Transsylvania pathologisch und eine Sache für die Psychiatrie!

Paula hatte mit Adolf zusammen eine grässliche Kindheit; Psychoanalytiker glauben sogar, dass diese Kindheit und die Erbschädi-

gung in dieser Trinker- und Inzucht-Familie für die Taten dieses grössten Kriminellen aller Zeiten eine Erklärung sein könnten! Paula Hitler lebte ebenso bescheiden wie zurückgezogen auch an der Seite ihres Psychiaters in Wien, den sie um Jahre überlebte. Ihre Biographie wird zur Tragödie. Sie glaubte, für die Ehre und das Erbe ihres Bruders Adolf eintreten zu müssen, den sie den «grössten Sohn der österreichischen Heimat» (12.10.1957) nannte, der «für Deutschland das Beste gewollt hat» (28.12.1957). Wichtig aber war, dass der kleine Doktor vom «Steinhof» durch Paulas Fürsprache zum Primarius und dann zum Direktor der Heilanstalt avancierte. Von Dr. *Herwig Czech* erfuhr ich, dass der Siebenbürger Jekelius in Wien verantwortlich für die «Kindereuthanasie» gewesen war. Die Tötungen selbst erfolgten in erster Linie durch Medikamente und liessen sich dadurch leicht in den arbeitsteiligen Stationsbetrieb integrieren. In Wien gab es die Tötungsklinik «Am Spiegelgrund». Diese Wiener «Kinderfachabteilung», also jene Institution, die die Beobachtung, Meldung und gegebenenfalls Ermordung der betreffenden Kinder zur Aufgabe hatte, wurde am 24. Juli 1940 als Teil der «Städtischen Jugendfürsorgeanstalt Am Spiegelgrund» auf dem Gelände der damaligen Heil- und Pflegeanstalt «Am Steinhof» gegründet. Der notwendige Platz für diese und andere Einrichtungen war durch die vorhergehende Ermordung von circa 3.200 Steinhof-Patientinnen und Patienten in Hartheim geschaffen worden. Damals war der Hitler-Schwester-Ehemann Dr. Jekelius Direktor. In einem der insgesamt 9 Pavillons, dem Pavillon XV, fanden die Euthanasiemorde statt. Seine Leitung hatte seit Anfang 1941 Dr. Heinrich Gross inne, der damit direkt dem Leiter der Klinik «Am Spiegelgrund», zuerst Dr. Erwin Jekelius, später Dr. Ernst Illing, unterstand.

Hitler liess auch seine Verwandten umbringen, die ihm zu sehr ähnelten und den Wahnsinn ans Licht bringen konnten. Am 23. Januar 1932 wird Aloisia, die Grosscousine Hitlers, seit Jahren Stubenmädchen im altrenommierten Familienhotel «Höllner» gegenüber

vom Messepalast in Wien, zum Amtsarzt gebracht. Der Geschäftsführer des Hotels meint, die stets äusserst gewissenhafte Frau habe sich überarbeitet. Doch der Amtsarzt notiert: «Benimmt sich seit ca. 1 Woche sehr auffällig. Sie fürchtet sich, über die Hotelgänge zu gehen. Sie sieht Gespenster.» Am 18. Februar fällt das Gericht den Beschluss über Aloisias Internierung in einer geschlossenen Anstalt. Von ihrem Ende zeugt nur die Nummer 2155, die sie auf dem Transport nach Hartheim trug. Sie sollte nicht sehen, wohin sie gebracht wurde; die Scheiben der grauen Busse waren mit Farbe überstrichen. Die organisierte Mordaktion an Geisteskranken wie Aloisia V. ist die einzige des NS-Regimes mit Adolf Hitlers persönlicher Unterschrift. Am 6. Dezember 1940 stirbt Adolf Hitlers Grosscousine in der Gaskammer der Vernichtungsanstalt Hartheim, Oberösterreich. Auf Grund eines persönlichen Befehls des Führers. Der Siebenbürger Jekelius ist Direktor. Er weiss es, er hat den Befehl auszuführen. Die bei ihm internierte Aloisia, die Grosscousine Hitlers muss sterben. Der Wahnsinn, der auch zu Auschwitz gehört: Hitler will ihn verschleiern, weil er selbst wahnsinnig ist.

War diese Hitler-Herkunft mit ein Grund für die Morde in Auschwitz? War es der Selbsthass des Diktators, der mit zu Auschwitz führte? Wollte er unbewusst diese Wahnsinns- und Halbidiotenherkunft mit ausrotten? Auschwitzähnlich auch dieses? Aloisias Asche wird so wie jene der etwa 30.000 in Hartheim Ermordeten nachts in die Donau oder in die Traun gekippt. Auch die als «schwachsinnig» bezeichnete Schwester Aloisias, Victoria, war nach Kriegsende Patientin in der geschlossenen Anstalt «Am Feldhof» in Graz. Die Familie Hitler und Schicklgruber stammt aus dem winzigen österreichischen Nest «Spital». Es riecht. Es stinkt. Spital. Auch das noch. Albert Speer schreibt in seinen Memoiren, er habe einen der heftigsten Wutanfälle Hitlers ausgelöst, als er ihm 1942 von einer «Führer»-Ehrentafel in Spital erzählte. Speer: «Hitler geriet aus der Fassung und schrie nach Bormann, der bestürzt hereinkam. Hitler fuhr ihn heftig an: Er habe schon oft gesagt, dass dieser Irr auf keinen

Fall erwähnt werden dürfe. Dieser Esel von Gauleiter habe aber gleichwohl dort ein Schild aufgestellt. Sofort sei das zu entfernen.»

Selbsthass? Ja. Heute wissen wir auch, dass Anfang 1944, drei Jahre nach Aloisias Tod, Heinrich Himmler Hitler demonstrieren wollte, der Chef von Gestapo und Polizei schickte brisante Papiere an die «Kanzlei des Führers». Sie sind als «Geheime Reichssache» klassifiziert und betreffen Hitler selbst. Himmler übergibt dem «Sekretär des Führers», Martin Bormann, unter höchster Geheimhaltungsstufe Informationen, die den Mythos des über alles Alltägliche erhabenen «Führers der gesunden deutschen Volksgemeinschaft» in Frage stellen. Das Geheimpapier enthält Gerüchte über Verwandte des Führers, «bei denen es sich zum Teil um Halbidioten und Irrsinnige handele». Als Urheber der Gerüchte werden «gegnerische Kreise in Graz St. Peter» genannt, namentlich die «streng katholisch eingestellte» Grazer Grosstante Hitlers – sie habe die Vormundschaft für die verwaiste «idiotische Nachkommenschaft» der Linie Schicklgruber inne.

Von seinen ersten politischen Auftritten an hatte Hitler mit Gerüchten über seine Abstammung zu kämpfen. Auf dem Wiener jüdischen Friedhof gibt es Grabsteine von «Hüttiers». Inzucht, Wahnsinn, Inzest. Wie es nur Bernhard beschreiben könnte.

Von wem Hitlers Vater abstammte, steht bis heute nicht fest: Alois Hitler, der Vater, «vertauschte» den Namen Schicklgruber mit dem seines Stiefvaters Hiedler erst, als seine Eltern längst tot waren. Zu «Hitler» wurde er, weil die Zeugen für die angebliche Vaterschaft Hiedlers des Lesens nicht kundig waren und deshalb nicht bemerkten, dass Notar und Pfarrer «Hitler» statt «Hiedler» in die Dokumente geschrieben hatten.

2

In Siebenbürgen, das wusste Jekelius, war diese furchtbare Angst vor «Erbschäden» und Wahn sehr verbreitet. Nicht zuletzt deshalb hatte er Psychiatrie studiert. Und auch den «Gnadenod» in der Heilanstalt am Steinhof mit bestem Gewissen befohlen.

Will man euren Wahnsinn verstehen, meinte Adam, der ja lange genug mit Edith, der Sächsin, in Schässburg lebte, um über die «nervattigen» Sachsen Bescheid zu wissen, *muss man diesen Angst-Zustand nachfühlen können*.

Ja, sagte ich, genau das ist es ... Wir Siebenbürger Sachsen haben alle eine *feuchte Stelle* in uns, daher war erste Sachsenpflicht auch, zu lernen, «sich zu beherrschen», sich zu kontrollieren, auf Befehle zu hören! So sagte es auch unser SS-Roland: «*Keine Widerrede!*» Aber auch alle anderen sagten es täglich! Und den «Reichsdeutschen» gegenüber hatten wir Minderwertigkeitskomplexe. Mein Vater sagte einmal: «Sicher sind wir Sachsen nicht alle reinrassig, es gibt viele Dorftrötzel bei uns. Nicht selten in den Familien Schreikrämpfe. Und die vielen Sonderlinge. Oh, und die Inzucht seit 850 Jahren! Sind wir vielleicht auch schon verjudet?»

Und meine Mutter ganz naiv und kichernd: «Stell dir vor, ich bin in der Baiergasse dem Birä-Will begegnet, dem Einwenigirren – der konnte einen, wenn man ihn ärgerte, mit einem phantastischen Können in hohem Bogen anspucken, mit Eleganz und Präzision konnte er dem anderen aufs Ohr spucken.

Jetzt will ich euch zeigen, wie die Milli tanzte, die Stadt-Irre, zum Libellenlied. In den besten Familien kam es vor», erzählte Mutter: «Ich sehe sie noch vor mir, diese Milli, allen ein Gräuel. Das in Strähnen wild wuchernde Haar unter einer grossen schmutzigen Basenmütze zusammengewirbelt und versteckt, triefendes Auge, hängender Kopf: schlechtes Erbgut! Von der allgemeinen Inzucht; Suff, Sünde wider das Blut. Sogar der Binder Heinrich, des Bischofs Enkel, war ja blöd, als hätte ihn Gott geschlagen. Die alte Tante B., die

hatte zwei Söhne, beide blöd. Vater wollte einmal ein gutes Werk tun, lud den Heinrich zu Weihnachten in die Baiergasse ein, es war schrecklich, was der dann tat. Ihr wisst es ja. Was nützte es, dass er phantastisch mit Baukästen umgehen konnte, wahre Wunder zusammenbaute, er war surkig, verwahrlost, hat sich dann später überhaupt nicht mehr gewaschen und statt aufs Klo zu gehen sich auf den Bett- rand gesetzt. Die Sanitäter haben ihn dann abgeholt und eingeliefert. Seine Tanten hatten ihm Vorhaltungen gemacht, und denen hat er eines Tages ein Telegramm geschickt: *Abort geputzt, Heinrich.*

Bildschön, ja bildschön war die Milli mal gewesen, mit sechzehn, siebzehn Jahren ist sie übergesnappt, die arme Milli, wackelte mit dem Kopf, konnte nicht mehr richtig sprechen, nur lallen, und liess viel Speichel in dünnen Fäden zu Boden fallen, dass es alle ekelte. So hatte sie immer eine Silberspuckspur. Doch Klavier spielen konnte sie weiter, spielte, fabelhaft konnte sie spielen, so, als würde sie einen Traum bedienen, als spielte jemand aus ihr. Leider sagte man ihr nach, dass sie einen jüdischen Grossvater oder Urgrossvater gehabt habe, iewen de Ballegriss wor jiddesch!»¹¹

Roland: «Allerdings hat es bei uns Paarungssiebung gegeben, die der losen Durchmischung des Blutes entgegensteht. Und hier ist dann die Frage vielleicht am Rande vertretbar, ob es sich lediglich um eine Gattenwahl nach äusseren Gesichtspunkten wie Besitz oder gesellschaftliche Stellung handelt oder ob in diese Grenzen, die so gezogen werden, auch bestimmte erbliche oder blutmässige Zusammenhänge eingeschlossen werden müssten: Der dunkle Instinkt des Blutes ist es, der die Paare aus den Tiefen des rassischen Gewissens zusammenführt! Damals als wir in einem harten Schicksalskampf standen, musste gegen die Inzucht etwas unternommen werden. Und es kam nur eine Durchmischung mit Reichsblut in Frage. Und das musste freilich sehr gefördert werden, viele sind dem nachgekommen. So

¹¹ Eben die Urgrossmutter war jüdisch.

auch der Volksgruppenführer! Die Frage war deshalb so wichtig, weil ein bedauerlich hoher Prozentsatz an Stadtblöden, Dorftrotteln und Schwächlingen das Blut weiter verunreinigte. Gegen sie mussten besondere Massnahmen ergriffen werden.

Innen – die feuchte Stelle. Woher kommen unsere vielen Sonderlinge, Stadtirren und Dorfidioten? Sogar der Neffe des Bischofs war plemplem. Da musste man schon aufpassen. Das Schmutzige. Liederliche ... jeder musste sich zusammenreißen, durfte sich nicht gehen lassen! Denn die Erkrankung des Leibes ist hier nur das Ergebnis einer Erkrankung der sittlichen, sozialen und rassistischen Instinkte.

Kritik in jeder Form ist Zersetzung, Schändung des Volkskörpers. Der Führer Adolf Hitler hat das schon in *Mein Kampf* etwas übertreibend vorhergesehen und beschrieben, wer den Volkskörper vergiftet: Strauchdiebe und Pouletverkäufer, Schädlinge, Irre und Kranke, Hand in Hand mit den Geistesakrobaten und Tintenfritzen, schänden das gesunde Erbgut und die Rasse; doch es wird gelingen den heldenhaften Musketieren, die sich einnistenden Bazillen zu vernichten. Um das Blut im Volkskörper zu reinigen, dazu haben wir unsere KLs. Alles Christliche ist nur hinderlich und verjudet. Unsinn – diese jüdische Bibel. Wir überwinden auch den Tod! Wir herrschen mit ihm, durch ihn. Das war Hitlers Ansicht.»

3

Adam: Ja, Rassenwahn und Idiotenangst, Reinheitswahn! Alles «Fremde», «Artfremde» und angeblich «Krankhafte» musste aus dem Volkskörper «gebrannt» werden. Feuer soll reinigen. Feuer. Hitlers Wahn, den «Volkskörper» zu reinigen von allem «Artfremden», das würde den deutschen «Musketier» stärken und so den Krieg gewinnen lassen; es führte letztlich nach 1942/43 zum Wahn

der Massenvernichtungslager. Dort schrieb ich gegen jene «Wirklichkeit» an. Und überlebte. Es stimmt. Doch täglich musste ich auch den jungen Rabbi sehen, er wurde geschont, sein Scheiterhaufen brannte Tag und Nacht und er musste nur aufpassen, dass der nicht ausging. Es gab genug Nahrung für das Nichts durch Feuer: alles «Unnütze», wie Fotos, Tagebücher, Briefe, Heiratsurkunden, Diplome, Gebetsbücher, aber auch Thorarollen brannten. Ganze Lebensgeschichten, Familiengeschichten und auch JHWH, Gott brannte ...

Daneben diese Nacktheit, weisst du, dieses nackte Leben, das kannst du nie begreifen, es ist wie die Zurücknahme der Schöpfung, Auslöschung der Welt, auch Gottes, der den Menschen nackt erschuf... Die SS achtete nämlich nicht nur in den Kammern, sondern auch bei den Erschiessungen streng darauf, dass die Menschen sich vor ihrer Erschiessung nackt auszogen. Denn die Kleidung war wertvoll und sollte keinesfalls durch Blut verschmutzt oder durch Einschusslöcher unbrauchbar werden. Sie waren viel wichtiger, diese elenden Erzeugnisse, als der von Gott geschaffene Mensch, kostbarer waren für sie: Mäntel, Kleider, Herrenanzüge, Unterwäsche, Kinderkleidung, Babywäsche, Pelze, Schuhe, Strümpfe, Hüte, Handschuhe – nach jeder Vergasung oder Erschiessung stapelten sich diese letzten Besitztümer der Opfer in den Auskleideräumen. Dazwischen lagen Bündel und Rucksäcke mit Medikamenten, Nahrungsmitteln, Spielzeug, Schmuck, Büchern, Fotos sowie all den anderen persönlichen Kleinigkeiten, die Menschen wichtig sind und an die sie sich klammern, so lange es möglich ist. Die Hinterlassenschaft so vieler Ermordeter ergab solche Mengen, dass durchschnittlich zwanzig Häftlinge des Sonderkommandos über eine Stunde lang damit beschäftigt waren, die Dinge grob zu sortieren und hinauszutragen. Auf dem Hof der Krematorien standen Lastwagen, und die Häftlinge luden die Kleidung auf, die dann von der SS zur weiteren Sortierung und Lagerung in das Effektenlager Kanada abtransportiert wurde. Die aus SS-Sicht wertlosen Dinge wie Fotos, Bücher, aber auch religiöse Gegenstände wie Gebetsriemen und Gebetsmäntel mussten in den Müllver-

brennungsöfen der Krematorien verbrannt werden. Auch sie sind Zeugen aus der Todeszone.

Adam sprach von der Scham, er sprach oft von der Scham als dem alles beherrschenden Gefühl nach der Befreiung am 27. Januar 1945.

Adam erzählte ungerne von *damals*, im Gegensatz zu Roland oder Victor Capesius, die froh waren, wenn ich das Mikrophon vor ihnen aufstellte, als könnten sie sich befreien, als löse es wie ein Beichtvater alle innern Knoten auf, und als wären sie sich ihrer Erlebnisse sicher, als kämen sie noch einigermaßen aus einer «Normalität», zurechtgemacht mit Frau und Kindern, Schule, Kindergarten und Weihnachtsfesten «dort»... Roland sagte sogar: «Sonst hätten wir das ja nicht ausgehalten». Nur ringsum das «Grässliche», zum «Kotzen», und der Gestank und der Feuerschein, der ewig den Himmel rötete.

Die Poesie ist es, die Leben retten kann, auch in Auschwitz, sagte Adam: Sie kann uns auch die Toten ganz nahebringen, die eigentlich Lebenden, die in uns sind, in uns sprechen und manchmal singen, aber auch weinen. Diese unerhörten Stimmen, – es ist ein feines Glas-klingen im Ohr: Sie sagen, sie sähen uns. Und was sie sähen, ergebe ein schreckliches Bild: Materie, der Körper löse sich auf, die Krankheit liege tief, die könnten wir nicht sehen, hören oder fühlen. Eine Art Dimensionsgrenze sei erreicht ... Wenn du DAS siehst, bist du nicht mehr da auf dieser Erde ... Wir sagten den Armen, die dann zu Asche wurden, sie sollten in die Duschen gehen, zum Waschen. Wenn sie dorthin gingen, fingen sie an zu weinen. Frauen, Kinder, Männer. Sie hielten sich aneinander fest. Die Kleinkinder nahmen die Mütter mit sich, an der Brust... In die Augen habe ich ihnen nicht geschaut. Ich habe mich immer bemüht, ihnen nicht in die Augen zu schauen ... Die schwere Eichentür wurde geschlossen. Dann das Gas von oben. Was man hörte, war ein Summen, ein Weinen. Manchmal laute Schreie.

Nach einer halben Stunde machte man die Tür auf. Auf dem Boden der Kammer sah man etwas, das an kleinen Kies erinnerte, grün, wie kleine Würfel – die Reste der Gaswürfel, und Massen von Körpern, ein Meter hoch, einer auf den andern gefallen. Wenn die Leichen noch warm waren, war es leichter, sie zu trennen, aber nach zehn, zwölf Stunden wurden die Leichen kalt wie Eis, schwer wie Stein. Und oft geschah es, dass sich die Haut von der Wärme, von der Wärme des Gases, aufgelöst hatte. Sie lagen einer auf dem andern. Wie ein Haufen Müll. Eine ganze dichte Masse ineinander verkrallt und verknäult.

Ich hatte Adam vom slowenischen Maler Music erzählt. Er hatte dieses Grauen der vielen aufgeschichteten Leichenberge im KZ Buchenwald gesehen; und auch er rettete sich ins Schreiben, in sein Tagebuch. Darin hatte er alles aufgezeichnet, aus seiner Seele wie eine Bleilast geworfen: «Gegen Abend wurden die Sterbenden und die, die man bereits für tot hielt, zusammengelegt wie Holzscheite, wie für einen Scheiterhaufen, fast turmhoch. Ein halluzinatorischer Turm, der sich bewegte und stöhnte. Doch dieses Stöhnen war vielleicht ihr letzter Schrei.» In meinem Haus hängt eine Zeichnung von Zoran Music, der Schrei eines Sterbenden:

«Heute noch begleiten mich die Augen der Sterbenden, Hunderte von Blicken ...»

Ich glaube schon, dass die vielen Ermordeten, dass schliesslich diese über fünfzig Millionen Toten des Zweiten Weltkrieges einen enormen Druck ausgeübt haben und ausüben. Ich denke auch an ein Aquarell von Ernest Gaillard, sagte Adam, der letzte Blick vom Eingangstor auf das Lager ist ins Zentrum des Bildes gerückt, da ragt dominierend über den grauen niedrigen Baracken ziegelrot ein Schornstein in den Himmel, Raucmassen wälzen sich aus ihm ... Vier Erhängte. Zwei Muselmänner im Sarg. Leichenberge.

«Ist es möglich, alles in Schönheit zu verwandeln, ist das möglich?»

Ja, sagte Adam, genau das wollte ich auch, denn ich war überzeugt, dass die Toten nicht einfach so verschwinden können, dass es wie auch in der chassidischen Vorstellung ein Tor gibt, dass es dieses Grab aus Rauch als Brücke zu Gott wirklich gibt; Celan bat da sehr schön den Massenmord in seiner «Todesfuge» in ein Entkommen verwandelt, dass diese Verbrecher, ohne es zu wollen, gar zu wissen, eine enorme historische Zäsur, einen Jahrtausendebruch in der Augenwelt angerichtet, haben, dass dieses ihnen und der Geschichte und der Erdenhölle Entkommen auch eine Erlösung zeigt, sich ihr Nichts als historisches Instrument erweist wie der Teufel im «Faust».

«Es wird immer wieder gefragt, wo war Gott, als das geschah? Du meinst, Er habe es gewusst, gar zugelassen für eine radikale Umkehr...?»

Ja. Ich nenne ihn lieber das All-Eine, es ist immer jung, wollte es, ohne dieses Eine kann gar nichts geschehen, und wenn wir in unserer menschlichen Sprache und Kurzsichtigkeit darüber sprechen, ist es immer unangemessen ... es geht weit über unser Verstehen hinaus. Ich habe von Überlebenden ihres eigenen Todes DORT im KZ gehört, und sie haben «das Grab in den Lüften» und das unendlich helle Licht jenseits von Körper und blutiger Geschichte erlebt, wie die vielen Zurückgekehrten heute der Nahtodfälle, von denen wir wissen, auch von solchen auf Schlachtfeldern, sogar solchen aus Hiroshima, eine phantastische, schöne, uns nicht fassbare Botschaft hören, dass der Tod nur ein Übergang, eine Befreiung zu einer Lichtwelt voller Liebe sei, genau so, wie es die alten Weisheiten schon längst wussten und überliefert hatten, etwa im zehnten Kapitel von Platons Staat, oder den verschiedenen «Totenbüchern», und diese Botschaften der Opfer waren möglich, weil sie aus dem Todeszustand zurückgekehrt waren und darüber berichten konnten! Ja, und das eben gibt mir die Hoffnung, dass ihr Leid nicht vergeblich war, dass die Millionen nicht vergeblich gestorben sind... Und das, gerade DAS ist SCHÖN! Dieses ist das Unvorstellbare, Unvergleichbare, Aus-der-Sprache-

Gefallene; auch im Negativen – gerade das Verbrechen der Nazis, die mit der restlosen «Banalität» des armen Menschenleibes umgingen, als wäre «bewiesen» worden, dass der Mensch das Nichtige, die pure Materialität ist, verschrottbar, vernichtbar Millionen zu Haarbbergen, Knochenbergen – vor allem zu Asche «verarbeitbar», auch der Tod vernichtbar, der Mensch eine Nummer, schicksalsloses Exemplar – sonst nichts ist. Nichts? Das KZ hat genau das Gegenteil gezeigt, gebracht, ausgelöst: Gott ist ja im Hebräischen das NICHTS. Und die Hoffnung? Ist es nicht absurd, zu meinen: sie gewinne Boden durch diese paradoxe Radikalität: Das Undenkbare nämlich beim Tod sei nun allgemein, ja Geschichte geworden? Nein, denn genau das Unsagbare, oder das Absurde beim Versuch ES zu sagen, ist die Wahrheit!

Und die Sprache?

Auf sie trifft ein Widerschein aus jenem Licht. Vor allem DORT im Todeslager, in jenem besonderen, für alle dem Tode so nahen Zustand öffnete sie noch mehr, als sonst sagbar war.

Music, der Maler, malte nicht nur, sondern schrieb Tagebuch, als könnte nur Sprache wirklich erlösen: «Ich war in einem fieberhaften Zustand und verspürte das unwiderstehliche Bedürfnis zu zeichnen, damit mir diese grandiose und tragische Schönheit nicht entging. «Ich lebte nur für diesen Tag. Morgen würde es zu spät sein. Das Leben, der Tod – für mich hing alles an diesen Papierblättern.»¹²

Adam: Du kannst dir nicht vorstellen, welch ein Rausch auch mich überfiel, als ich es endlich in mir befreien konnte, was ich erlebt hatte, darüber schreiben konnte; vorher dachte ich, wie kann man von Dingen erzählen, die unmöglich sind, die es ja gar nicht geben DARF, die nicht zu verstehen sind und auch nicht geglaubt werden können. Alpträume, sie wurden GELEBT! Dreck, Gestank, Fäulnis, Knochenberge ... Und auch der Alltag so roh wie Misthaufen, Kloa-

¹² Vgl. Zoran Music, Hg. von Sabine Schulze.

kengruben ... Robe Gewalt, robes Fleisch ... Und Schönheit im Tod?

Ich sehe es: Ein kleines Mädchen mit Zopf ganz allein hört, was auch ich hörte ... Bordeauxrot das Kleidchen, Händchen an der Seite wie ein Soldat.

Sieht an sich herab, wischt den Staub von den Schühchen. Dann wieder ganz still. Boger kommt. Nimmt das Kind am Händchen. Es geht brav mit zur Schwarzen Wand. Er stellt's dort hin mit dem Gesicht zur Wand. Es dreht sich nochmals um, schaut ihn an. Grosse braune Augen. Boger dreht ihm wieder den Kopf zur Wand. Geht zwei Schritte zurück, nimmt den Karabiner, richtet ihn auf das Genick des Kindes, geht zwei Schritte vor. Schiesst. Pulverblutgeruch. Das Mädchen knickt zusammen, fällt. Lautlos. Handlung, Zeit. Verrat. Das Wort «Zopf», «Kindchen» «schaut» – Verrat. Jedes Und. Nichts. Kein Wort wurde gesprochen, Nichts als der Schuss; Tripeln, Stiefel, Knacken des Schlosses. Hall. Hähne. Hundebellen. Und Blutrinnen ... Dicke Fliegen blaugrün schillernd. Beton.

Deutsch sage ich. Und ich bin schon davon überzeugt, dass es die einzige Sprache ist, die ins Zentrum zielen kann ... Nicht etwa, weil es meine Mutter-Sprache ist, nein, die verlorene Gabe über Gott zu sprechen, wiederherzustellen, denn Gott ist ja seit Auschwitz ausgezogen aus dem Bereich menschlicher Erfahrung. Und eine Wiederkehr müsste aus dem Todesidiom selbst kommen ... Doch angesichts der Gaskammer gilt kein Glaubens- oder Trostspruch mehr, geschweige denn Literatur. Etwas war durch die Toten DORT offenbar geworden, was nicht seinesgleichen hatte, was es bisher noch niemals auf dieser Erde gegeben hatte. Sie haben das, worüber wir nur nachdenken können, in der Gaskammer erfahren, und dann ganz konsequent mit dem Leben bezahlt.

Aber wie war es Dir überhaupt möglich, dort Deutsch zu schreiben?

Adam: Es ist doch meine Muttersprache! Ich habe sie auch dort verteidigt, ich hasste sie auch im KZ nicht wie meine polnischen, rus-

sischen, französischen Kameraden, und ich schrieb deutsch. Schweigen war nicht gut, Verstummen wäre Selbstaufgabe, letztlich sogar eine Art Einverständnis, Sich-ducken vordem unvorstellbaren Grauen gewesen. Denn alles, was mit Gefühlen zu tun hatte, mit Freundschaft, Solidarität, Mitleid, gar Gewissen, Liebe –war Widerstand, war schon der halbe Aufstand. Ich habe es sogar im Stehbunker erlebt.

Oft, weisst du, dachte ich dort – auch im Bunker – an Dantes Ugolino, der den Hungertod im Hungerturm mit den Söhnen erdulden musste, und an Pater Kolbe musste ich denken, der für einen andern Verurteilten, einen Familienvater, freiwillig den Hungertod erlitten hat, wie wir in den Hungerstehbunker kamen, zwei kannte ich sogar persönlich, Kurt Paschale und Herbert Michael wurden von der Politischen Abteilung (dem Boger) zum Verhungern in die Stehzellen gesperrt. Mit Wasser hielten sie über 40 Tage durch.

Hunger als Folter, ja. Als Todesstrafe. Das Lager war voller Hungergespenster: voller Muselmänner! Sie waren hungernde Untote. Doch alle waren wir täglich nichts als zufällig Überlebende, zugleich aber auch Schuldige, die nichts taten, täglich Verrat übten an jenen, die dem Gas, dem Bunker, dem Bock zum Auspeitschen, dem Pfahlhängen, der Hinrichtung an der Schwarzen Wand, dem Erhängen ... in Qualen ausgesetzt waren. Und wir lebten unseren Alltag. Die SS den ihren. Und das durchbrach das Opfer Pater Kolbes in jenem Anderen Licht-Reich ...

Es wurde dort überall deutlich, welche primitive Menschen im Lager zu bestimmen hatten und die die einmalige Gelegenheit, «aufzusteigen», in der Hackordnung endlich etwas Macht zu haben, zur «Elite» zu gehören, auf furchtbare Weise ausnützten. Das hat man in Auschwitz ganz deutlich gespürt, und Auschwitz funktionierte nur so: mit Proleten, Deklassierten und kleinen Leuten, ehemals Unterprivilegierten und unter den Häftlingen vor allem mit Kriminellen, die die Kapos abgaben. Es war ein Regiment der Dummheit und Unkultur, der nackten Brutalität. Ich war eine Zeit lang auch «Läufer» und brachte Nachrichten zur Lagergestapo. Ich erinnere mich noch ge-

nau: Im Dienstzimmer des Leiters jener gefürchteten Abteilung II (Politische Abteilung) der Kommandantur waren alle Sachbearbeiter und Schreiber versammelt. Der Chef, SS-Untersturmführer Max Grabner, hielt eine Dienstbesprechung ab. Wichtiguerisch schwadronierte der mittelgrosse Mann hinter seinem Schreibtisch. Seine zusammenhangslosen Sätze und sein falsches Deutsch liessen erkennen, – dass man trotz seiner silbernen Schulterstücke vor einem völlig ungebildeten Menschen stand. Eingeweihte wussten, dass er im Zivilberuf auf irgendeiner Alm Kühe hütete. Jetzt trug er stolz die Uniform des SD und war seines Zeichens Kriminalsekretär der Geheimen Staatspolizei.

Es war ja so, dass diese Unmenschen und Menschentiere in Uniform nichts mehr fühlten, ausser «Dienstpflicht» mit einer, gar, «historischen» Aufgabe.

An der einen Steinmauer im Hof des Blocks II stand die Schwarze Wand. Dort wurden die Unglücklichen erschossen, nackt, einer nach dem andern mit dem Kleinkalibergewehr.

Ich musste es mit ansehen. Und eine tiefe Scham überfiel mich.

Ich hatte fast ein schlechtes Gewissen, weil es mir relativ gut ging in «Kanada», wo ich zuerst war, bevor ich zum «Sonderkommando» abkommandiert wurde, zur Strafe wohl, ich weiss es nicht, vielleicht war's auch die «Kampfgruppe», die mich als Verbindungsmann dort brauchte.

Ja, ich habe mit zur «Kampfgruppe Auschwitz» gehört, und hatte so die Möglichkeit, in sehr verschiedenen Kommandos als Verbindungsmann zu arbeiten; so kam ich zuerst zur Effektenkammer «Kanada» zusammen mit Dr. Berner, dann ins Frauenlager / Birkenau, das ja gleich daneben lag, Kielar hatte mich zur «Installations-equipe» mitgenommen, und wir konnten uns dort frei bewegen, dann wurde ich «Leichenträger», kam in den HKB, schliesslich aber zum «Sonderkommando» zum Krematorium I; weisst du, das Erstaunliche war, dass mich die Österreicher als altösterreichischen Kakanier akzeptierten, ich hatte einige Jahre auch in Wien gelebt, habe ja einen

leichten Wiener Akzent. Du musst wissen, Österreicher und Polen trugen unsere Organisation. Vor allem mit dem enthusiastischen Burger, dem Leiter der «Kampfgruppe» verband mich eine tiefe Sympathie; er war etwas jünger als ich, einer der Jüngsten und hatte doch den ganzen Laden fest in der Hand, alle achteten ihn. Er war eine Autorität. Am meisten fürchteten wir die Spitzel der Lagergestapo. Verhöre. Folter und Bunker.

5

Roland, der sonst über «das Grässliche» schweigen wollte, berichtete dann doch über seine Erfahrungen: «Der Gestapo-Chef des Lagers, Grabner, pflegte, wie er sich zynisch ausdrückt, jedes Wochenende zu benutzen, ‚um den Bunker auszustauben‘, nicht wahr. Einmal musste ich das alles mit ansehen, weil Grabner mich andauernd weg-schob, er habe jetzt keine Zeit, ich solle mitkommen, es ging um eine Dienstbesprechung; Jakob, der Blockälteste von Bunker 11, der ungeheuer viel wusste, und dann auch eine der Dolmetscherinnen der Gestapo, nichtwahr, haben es mir bestätigt, dass es jedes Mal so sei, dass sich die gesamte Abteilung nach der Besprechung ins Lager zu begeben hat ... Im Block 11 erwartet man dann im Geschäftszimmer das Erscheinen des Lagerführers, SS-Hauptsturmführer Aumeier ... Dienstefrig folgt ihm sein Rapportführer, SS-Unterscharführer Stiewitz. Dann erscheint noch ein SS-Arzt, interessanterweise nicht selten auch unser Landsmann der Dr. Fritz Klein. Interessanterweise. Die Aufseher des Zellenbaues und einige Blockführer vervollständigen die Kommission, die sich nun in den Keller begibt, um mit dem ‚Ausstauben‘ zu beginnen. Ein Dienstaufseher öffnet mit einem umfangreichen Schlüsselbund die erste Zellentür. Ausserdem müssen noch zwei Eisenriegel zurückgeschoben werden. Eine Flucht ist aus diesem Gefängnis, das sich überdies noch innerhalb der das Lager umgebenden Starkstromhindernisse befindet, ausgeschlossen. Aus

der überfüllten, engen Zelle strömt einem ein würgender Gestank entgegen. Ein Gefangener ruft «Achtung!», nichtwahr, und mit teilnahmsloser Miene nehmen die ausgemergelten Gestalten in ihren schmutzigen blauweissen Lumpen in einer Reihe in der Zelle Aufstellung. Einigen sieht man an, dass sie sich nur mit Mühe aufrecht halten. Mit der Gleichmütigkeit von Menschen, deren Lebenswille bereits gebrochen ist, lassen sie die folgende Prozedur über sich ergehen, die sie vielleicht schon einige Male glücklich überstanden haben und die über Leben und Tod entscheidet. Aumeier hält eine Liste aller Arrestanten gegen die Türe, über die er nun mit Grabner zusammen hier unten Gericht halten will. Der erste nennt seinen Namen und gibt an, wie lange er schon im Zellenbau sitzt. Der Lagerführer fragt kurz den Rapportführer nach dem Einlieferungsgrund. Falls der Häftling von der Abteilung II (Politische Abteilung) eingesperrt wurde, was namentlich bei Fluchtversuchen der Fall war, ist Grabner zuständig. Die beiden Lagergewaltigen entscheiden dann: Strafmeldung 1 oder Strafmeldung 2. Die Häftlinge, die zu diesen beiden Kategorien bestimmt werden, verlassen die Zelle und müssen in zwei Gruppen auf dem Mittelgang antreten. Die übrigen bleiben in «Untersuchungshaft» zurück. Die «Straftaten» derjenigen Häftlinge, für die Strafmeldung 1 verfügt wird, haben das Glück, mit einer Prügelstrafe oder einer gewissen Zeit Strafkompagnie, das bedeutet besonders schwere Arbeit, davonzukommen. Anders ergeht es den Unglücklichen, deren weiteres Schicksal durch den Tarnausdruck «Strafmeldung 2» bestimmt wird. Für alle deutlich sichtbar malt Aumeier hinter den betreffenden Namen mit Blaustift ein dickes Kreuz und begrenzt die Ecken sorgfältig mit kleinen Querstrichen. Es war niemandem mehr ein Geheimnis, was «Strafmeldung 2» bedeutete. Die Gruppe der leichteren Fälle, denen für diesmal noch das Leben geschenkt wird, bringt man nun ins Lager, um die ihnen zugeordneten Strafen zu vollstrecken. Die grossen Gemeinschaftszellen, die sich im Erdgeschoss und im ersten Stock des Blockes befinden und in denen oftmals über hundert Menschen in einem Raum zusammen ge-

pfercht wurden, entleert man, soweit sie Aussicht auf den Hof gestatten, und führt die Insassen, Häftlinge und voneinander getrennt männliche und weibliche Zivilgefangene in Zellen auf der anderen Seite. Die Todeskandidaten werden in einen im Erdgeschoss liegenden Waschraum geführt. Häftlinge, die im Block 11 als Reiniger und Schreiber tätig sind, verhängen mit einer Decke das Fenster und sorgen dafür, dass sich ihre unglücklichen Leidensgenossen ausziehen. Mit Kopierstift malen sie diesen Menschen, die sichtlich mit dem Leben abgeschlossen haben und vielleicht mit einer gewissen Erleichterung wissen, dass sie in wenigen Minuten für immer von ihren Peinigern befreit und von den erduldeten Leiden erlöst sein werden, mit grossen Zahlen ihre Häftlingsnummer auf den Oberkörper, um die Registrierung der Leichen in der Leichenhalle oder im Krematorium zu ermöglichen.

Häftlings-Erschiessungen gab es zuerst in der Kiesgrube. Doch die Salven störten, machten Lärm. Eines Tages brachte Rapportführer Palitzsch aus dem Kattowitzer Schlachthof ein Kleinkalibergewehr. Schalldämpfer wurde in der Lagerschlosserei hergestellt. Lautlos war dann seither die Tötung von Tausenden im Fließbandverfahren vor der Schwarzen Wand, im Hof von Block 11. Palitzsch, dann die Leute von der Lager-Gestapo, Dylewsky, Stark, Lachmann gaben den Genickschuss. Und es war auch Hans Draser aus Hermannstadt dabei, sicher! Die Leichenträger Obojski und Teofil waren bei den Erschiessungen immer anwesend. Ich gehörte manchmal zum Kommando, war beim Beladen der Rollwagen und Abtransport der Erschossenen zum Krematorium mit dabei.»

6

Adam hatte seinen Bunkerarrest auf seinen Papierröllchen beschrieben; und er schrieb auch nachher aus der Erinnerung viel auf: *Im Block, August 1944. Am nächsten Tag: Die Zelle ist voll. Wieder die Kommission. Dieselbe Prozedur. Nur drei bleiben in der Zelle zu-*

rück. Plötzlich wird's dunkel. Sie haben eine Decke über den Luftschacht gehängt.

Schritte, ein Knall, immer wieder immer wieder.

Heute sind es viele.

Hastiger laufen sie, bevor der dumpfe Knall ertönt.

Sie müssen sich im Waschraum nackt ausziehen, dann wird einer nach dem anderen von Jakob und dem fieschen Polen zur schwarzen Wand geführt.

Schritte, ein Knall. Kein Wort. Kein Schrei.

Unheimlich ist es in der dunklen Zelle. Als ob uns die Decke überm Fenster auch noch die Luft genommen hätte. Vor einer Viertelstunde waren wir hier noch neun beisammen.

Das viele Blut. Es fließt in Strömen über den Zementboden.

Einen Tag geht's irgendwie zu dritt in der Steh zelle, der nächste Tag aber wird schlimm: ein Neuer wird reingeschoben. Dann wieder einer. Bald zehn in diesem Loch. Die Luft kaum zu atmen. Erstikungsgefühle. Dumpf. Das Hirn blöd. Das Fenster winzig. Der Kübel hat keinen Deckel. Und doch Gespräche, wie viele Spitzel sind darunter, dieser mit dem Arschgesicht vielleicht, ein Krimineller. Leh sage nichts. Kein Grund. Grundlos. Er soll in Birkenau gesoffen und randaliert haben. Wer's glaubt wird selig.

«Alles sauber machen, die Kommission kommt.» Jakob sagt's. Er ist hier Blockältester. Mit Papier und Pappdeckel machen wir den Betonboden sauber.

Dann kommen sie. Wir leben mit den Ohren. Wir, eine Reihe mit dem Gesicht zur Tür. Der Schlüssel kreischt. :Ich spüre den Atem im Herzen. Grabner, Leiter der Politischen Abteilung vorn, dazu als Adjutant der siebenbürgische Unterscharführer Draser, Hofmann, SS-Obersturmführer, zweiter Lagerführer, dann Rapportführer Lachmann. Und Jakob auch. Ich melde.

Mich stellen sie abseits. «Der kommt zum Verhör!» Jakob zerrt mich raus. «Passiert dir nichts», flüstert er und gibt mir eine Ohrfeige. Lachmann fährt hinter mir her auf dem Rad. Am SS-Revier Blumen. Dann das Gebäude der Politischen Abteilung, der Lagergestapo. Ich muss in einem Nebenzimmer warten. Stundenlang. Dann end-

lich das Verhör. Es wird aber durch einen Telefonanruf unterbrochen. Ein Sturmmann führt mich zurück in die Zelle. Vordem Tor, das in den Hof führt, ein Lastauto mit einer Plane bedeckt. Jakob führt mich in die Zelle. Sie ist leer. Sie liegen alle steif und blass und blutend unter der Plane; auch der deutsche Kriminelle? Der polnische Junge, der heut früh geweint und nach seiner Mutter gerufen hat?

Angeklagter Boger im Prozess: «Es ist richtig, dass in Auschwitz oft Erschiessungen von Häftlingen und anderen Personen, die noch vor der Exekution als Häftling eingeliefert worden waren, stattfanden. Diese Erschiessungen wurden, soweit mir bekannt ist, ausnahmslos an der so genannten «Schwarzen Wand» zwischen Block 10 und 11 durchgeführt. Dass auch ausserhalb der Kleinen Postenkette in Kiesgruben Erschiessungen durchgeführt worden wären, weiss ich nicht. Ich kann diese Frage weder bejahen noch verneinen. Ich habe lediglich gehört, dass vor meiner Ankunft in Auschwitz eine Menge russischer Kommissare ausserhalb erschossen worden seien. Den Exekutionsplatz weiss ich aber nicht, und ich weiss auch nicht, wer diese Erschiessungen durchgeführt hat.

Wenn Erschiessungen durchgeführt wurden, so lagen in der Regel Todesurteile von Standgerichten, mindestens aber ein höherer Befehl vor. Ich weiss nicht einen Fall, in dem ein Angehöriger der Politischen Abteilung oder ein sonstiger SS-Angehöriger auf eigene Faust einen Häftling erschossen hätte. Ausgenommen hiervon sind selbstverständlich die Fälle, die auf der Flucht von Wachposten erschossen wurden. Ich selbst hatte niemals Grund zum Waffengebrauch in Auschwitz und habe keinen einzigen Menschen erschossen. Für die Erschiessung standen zwei Mauserkleinkalibergewehre zur Verfügung, die im Block 11 aufbewahrt wurden. Es handelte sich um ganz normale Gewehre, die allerdings mit einem von unten einschiebbaren Magazin von 10-12 Schuss versehen waren.»

Adams Leidensgefährte im Sonderkommando, Filip Müller sagte im Prozess: «Doch in den Vernichtungsanlagen wurde nicht nur mit Zyklon B gemordet. Die SS hielt es für unnötig, die Gaskammern für Opfergruppen von weniger als 200 Personen in Betrieb zu setzen. In den Krematorien I und II führte man Erschiessungen durch. Männer, Frauen und Kinder mussten sich in dem Waschraum neben der Halle mit den Verbrennungsöfen ausziehen, dann sich zu fünft mit dem Gesicht zur Wand aufstellen. Wir wurden gezwungen, bei diesen Erschiessungen dabei zu sein und die Todeskandidaten an den Ohren festzuhalten, SS-Männer standen mit Kleinkalibergewehren hinter ihnen und hielten den Lauf in ihr Genick, der Schuss krachte unzählige Male, und die Frauen, Kinder, sogar Kleinkinder und die Männer, manchmal ganz alte, sanken ins Blut auf den Zementboden. Viele beteten und sangen unzählige Male.

Manchmal gelang es den SS-Männern trotz des massiven Einsatzes von Gewalt nicht, alle zum Tode bestimmten Menschen aus einem RSHA-Transport in die Gaskammern zu pressen. Einige Männer, Frauen oder Kinder blieben dann ‚übrig‘ und kamen ebenfalls nackt an diese Wand, die sie zum letzten Mal sahen. Die Läufe liefen sich heiss ... Schuss um Schuss.»

CAPESIUS: «Es gab aber Fälle, wo auch die SS-Männer die Nerven verloren. Mehrere mussten von ihren Posten entfernt werden, weil sie Nervenzusammenbrüche hatten, und einer blieb sogar freiwillig in der Gaskammer zurück und starb mit den Armen, Nackten.»

Adam: Nackt so vor der Wand stehend, viele waren still, doch viele schrieten und weinten, vor allem die Kinder Oft hielten sie sich noch an der Hand, eine ganze Familie, Vater, Mutter und die Kinder.

Adams Tagebuch: David Nencel, einer meiner Leidensgenossen im Kommando, quälte die Erinnerung an eine Exekution. Es war das einzige Mal, dass ihn die SS dazu zwang, die Opfer während der Erschiessung festzuhalten.

Nencel, hatte sich im Laufe der Zeit einige Privilegien erworben, da er ein geschickter Uhrmacher war. Die SS-Leute ,organisierten' sich wertvolle Uhren aus dem Besitz der Opfer, die in den Krematorien ermordet wurden. Um diese zu reparieren, erhielt Nencel das nötige Werkzeug und eine Werkbank im Raum des Kapos von Krematorium I. Dort arbeitete er gerade, als ihm ein SS-Mann befahl, bei einer Erschiessung zu ,assistieren'. Für David Nencel ein traumatisches Erlebnis, über das er nur mit grosser Mühe und nach Worten ringend erzählte:

David Nencel: «Manchmal kam es vor, dass sich Einzelne mit ihren Kindern versteckt hatten und dann später entdeckt wurden. Die SS liess einzelne Menschen nicht auf die nächste Vergasung warten – sie töteten diese Menschen mit einem Sportgewehr. Damals war ich in meinem Raum und arbeitete an einer Taschenuhr, und sie brachten eine Frau und ein Kind herein, sie hielt das Kind an der Hand. Sie brauchten jemanden, der ihnen half. Die Frau musste sich ausziehen und sie brachten sie in einen anderen Raum – ich weiss nicht mehr welchen. Sie nahmen ein ganz gewöhnliches Gewehr – ich denke so eines, wie man es auch im Sport benutzt, sie setzten das Gewehr auf ihren Nacken und die Kugel kam aus dem Hirn heraus. Ich erinnere mich, sie erschossen zuerst das Kind. Wenn irgendjemand auf dieser Welt die Qual dieser Mutter beschreiben kann – was für ein Unglück diese Mutter empfand. So machten sie es also, wenn sie irgendwo noch einzelne Juden fanden.»

7

Roland: «Ja, Polen, Frankreich, der Anschluss, die Besetzung von halb Europa. Doch dann kam der Ostfeldzug. Und der Bombenterror.»

Kann man das: Nicht nur den Bombenterror, sondern auch die Flüchtlingstrecks wider Auschwitz setzen? So höre ich seine Stimme entrüstet in meinem Ohr:

«Ja, weisst du denn nicht, wie viele deutsche Frauen und Kinder, Greise in Ostpreussen, in Polen, in Jugoslawien umgebracht worden sind. Millionen. Die Flüchtlingstrecks und dann der Bombenterror. Die Judenverfolgung war vielleicht fürchterlicher als der Mord an den Deutschen, aber sie waren präzise organisiert, so dass nur wenige dabei beteiligt waren.» (Und es klingt so, als ob er, der zu diesen wenigen gehört hat, die Schuld vom deutschen Volk nehmen könne.) «Doch diese Massenvernichtung der Deutschen, nicht wahr», sagt Roland, «die ja wohl gehütet wird in den Archiven, nicht wahr, von der man wenig spricht, das ist für mich Mord, das ist Völkermord, das andere aber ... Nach Polen oder in die Tschechei, da wollt ich nicht hinfahren ...»

« Und doch ... es gab auch bei uns Antisemitismus ...»

«Judenverfolgung durch Siebenbürger Sachsen ist undenkbar und uns Siebenbürger hat das ja fürchterlich geschockt!»

«Und trotzdem sind sie dazu abkommandiert worden.»

«Das auch noch, das auch noch! Nicht nur das, sie mussten ihre eigenen Landsleute umbringen, nämlich die Siebenbürger Juden. Es waren doch viele Siebenbürger Juden in Auschwitz. Und Zigeuner, die Untersten der Hierarchie! Die Juden hat ja der Capesius versucht zu retten. Zum grossen Teil.»

«Mein Gott, es waren ja 400.000 in den ‚Ungarntransporten‘. Wie hätte er die alle *retten* können!»

«Aber er hat es zumindest versucht...»

«Ah ja, wie viele konnte er schon retten.»

«Auf der anderen Seite gibt es mir heute wieder zu denken, dass die Juden beispielsweise über alle Staatsgrenzen hinweg ein Volk sein dürfen!

Doch ich möchte noch einmal betonen: Mit der direkten Vernichtung ... die Leute, die damit befasst waren, die kannst du an den Fingern abzählen. Es sind sehr wenige gewesen ... Dem ganzen deutschen Volk von 80 Millionen eine Schuld an diesen Dingen anzulasten, ich meine, es ist ein glatter Unsinn ...»

Von Roland ging eine Sanftheit und zugleich Rastlosigkeit aus, sein Gesicht hatte etwas Irritierendes, das auf die Anwesenden übergreift, die nicht wissen, was sie so unruhig macht.

«Du willst also ein Buch schreiben», erkundigte sich Roland neugierig: «Was beschäftigt dich?»

«Die Ursachen unseres Verschwindens.»

«Aha, aha, du bist also kritiksüchtig! Nietzsche hat da ein schönes Wort: Menschliche Tugenden, Güte, Hilfsbereitschaft, Edelmüt usw. sind nichts als eine Art Luxusgüter, die wir uns nicht immer leisten können. Das habe ich irgendwo bei Nietzsche gefunden, und das möchte ich unterschreiben.»

«Es sind nicht die obersten und höchsten Werte?»

«Ich möchte sagen, es gibt keine obersten Werte. Weltanschauung ist immer biologisch: Ich will leben und überleben.»

Rolands Gesicht war wie verweht, ein grosses verschwommenes Ei.

«Aber auch ich meine», fuhr er plötzlich ungewohnt leise fort: «Gewissensfreiheit ist das Höchste.»

«Warum bist du dann nicht aus Auschwitz geflohen wie andere auch? Stand die Todesstrafe darauf?»

Roland sah mich mit den blässlichen Fischaugen amüsiert an: «Freilich stand die Todesstrafe darauf. Desertion. Aber nein, das war es nicht, an Mut hat es mir nicht gefehlt. Aber ich war für Ordnung, für bedingungslose Disziplin. Wohin hätte ich auch fliehen sollen, es waren ja *meine* Leute, die dort das Sagen hatten, die mich brauchten...»

Er zitierte dazu das Gedicht seines Grossvaters Michael: «Deiner Sprache, Deiner Sitte / Deinen Toten bleibe treu! / Steh'in Deines Volkes Mitte, / Was sein Schicksal immer sei!»

Und dann sagte er etwas, was mich sehr irritierte, verwirrte, was ja den Schöngeist gut mit dem Grauen zusammenbrachte: «Weisst du, ich dachte dort alles nur zu träumen, als wäre nicht ich, sondern ein anderer, ein Gespenst dort gewesen. Alles hätte ich nur geträumt...»

Das andere», stotterte er, «das andere ist von sssssshh», und ver-

hinter seine Erinnerungen. «Von der Sache her genauso schrecklich, aber das deutsche Volk ist kein Mördervolk ... Es ist zwar teuflisch gewesen, nicht wahr, aber ...»

«Zum Beispiel das Ordnungsbewusstsein», höre ich mich sagen.

Aber Roland windet sich wieder in leisen unartikulierten Lauten, nicht ganz ein Seufzer, noch kein Wort, unentschlossene Laute:

«Ich hatte nicht den Schneid, von Auschwitz weg zu desertieren, wie es einige gemacht haben. Aus Ordnungsliebe nicht und ... bin ich, bin ich, bin ich dortgeblieben.

Nachher bin ich dann Religionslehrer geworden.»

IV

ES WAR DOCH NUR ORDNUNGS-LIEBE UND PFLICHTBEWUSSTSEIN

1

CAPESIUS in Göppingen: «Mich hat man im Prozess oft gefragt: Na, Sie hätten sich doch einfach an die Front melden können!

Ich konnte mich nicht an die Front melden, ich war zu alt. Denn an der Front waren junge Ärzte, die Leutnants waren, die Obersturmführer waren, die wollten nicht einen Apotheker, der Sturmbannführer oder auch nur Hauptsturmführer war, und dadurch nach SS-Manier das Kommando hat.»

«Haben Sie mal versucht...»

CAPESIUS: «Nein, das hat man gesagt, dass man nicht kann, dass man uns nicht braucht dort, man kann nur im Hinterland beschäftigt werden.»

«Wie war das mit dem Roland, der hat sich doch, glaube ich, freiwillig dann an die Front gemeldet, der ist ja dann auch abkommandiert worden ...»

CAPESIUS: «Wie die Sache vorüber war... so hiess das bei uns, naja, sicher ... Wenn man im November 44 ihn also abkommandiert hat, dann war das alles schon vorüber. Man hat um die Zeit alle abkommandiert, die man irgendwie verschwinden lassen wollte ... dass man nicht viel merkt. November 44. Da war dort alles schon vorüber, denn die Ungarn sind im Mai / Juni / Juli gekommen, und es sind noch im August ein paar Leute gekommen, und dann war es ja vorbei mit der Vernichtung ... Doch der absolute Gehorsam galt immer.»

Aus dem Plädoyer des Nebenklagevertreters Henry Ormond im Auschwitz-Prozess am 24.5.1965: «Das führt mich zu einigen wenigen ergänzenden Ausführungen zu einem anderen Mythos – dem vom ‚Befehlsnotstand‘, der sich im Verlauf der letzten Jahre zu einer eindeutigen Geschichtsfälschung entwickelt hat. Als dann im Jahre 1958 die Zentrale Stelle der Landesjustizverwaltungen in Ludwigsburg spät, aber nicht zu spät, eingerichtet wurde, begann sie der Sache auf den Grund zu gehen und sich insbesondere diejenigen Zeugen, die von einem Verfahren zum anderen weitergereicht wurden,

einmal etwas näher anzusehen und ihre Angaben etwas eingehender nachzuprüfen. Und siehe da: Es stellte sich heraus, dass nicht ein einziger Fall zu belegen war – ich wiederhole, nicht ein einziger Fall –, in dem jemand vor das SS- und Polizeigericht gestellt oder ins KZ gebracht worden wäre, geschweige denn – wie man es gern darstellte – kurzerhand erschossen, aufgehängt oder vergast worden wäre, jemand also, der sein Unvermögen erklärte, an den verbrecherischen Tötungen teilzunehmen, hatte keine Strafe zu erwarten!»

«Die meisten Belastungen waren doch im Zusammenhang mit dem Transport aus Klausenburg für sie ...»

CAPESIUS: «Ja, sicher ... das kam alles damals in der Pfingstwoche.»

«Schöne Pfingstwoche ...»

Karl Wilhelm Keul, Ali genannt, der jüngste Bruder meiner Mutter, war 26 Jahre alt, als er sich meldete ... Scharführer in der Baracke, 1942 kam er ins KZ Neuengamme. «Sag, weisst du etwas von Ali?», fragte ich Roland.

«Ich hab ihn zum letzten Mal 42 in Stralsund gesehen. Wir waren in derselben Kaserne. Er war dort Rekrut. Er war dort als Freiwilliger. Er hatte sein Studium unterbrochen und kam nachher zur SS-Wehrgeologen-Kompanie. Aber in Stralsund machte er seine Rekrutenzeit mit. Es ging ihm gar nicht gut. Es machte ihm gar keinen Spass. Nein. Es machte ihm keinen Spass.»

*Heute wollen wir marschieren,
einen neuen Marsch probieren,
übern schönen Westerwald
ja da pfeift der Wind so kalt...*

Oh, du schöööner...

Weeesterwald tirititititi...

Und die Stimme Rolands war immer noch zu hören: «Deiner Mutter Lieblingsbruder wurde damals 1945 für jenen Todesmarsch Richtung Dachau nicht abkommandiert, als Ingenieur war er der Wehrgeologenkompanie zugeteilt worden; er sollte zuerst in Nordhausen

bei Dora II Stollen überwachen, die nach dem schweren alliierten Luftangriff beschädigt worden waren, dann unter dem Kyffhäuser Tunnels sprengen für Geheimdokumente des Reiches, aufzubewahren nochmals tausend Jahre.»

2

Ali sass im Revier oder in der SS-Kaserne und schrieb nach Hause, er schrieb ungerne, doch linderte es sein Heimweh, sein starkes *Himwih*. Er sah alle vor sich, wenn er schrieb: Sie sassen im grossen Herrenzimmer im Kreis und Mama las seinen Brief vor. Mama entzifferte mit Mühe die grossen ungelenken Schriftzüge, und alle waren aufgeregt, hatten gerötete Wangen, schliesslich kam der Brief *von oben*. «AO, 2. August. Ihr Lieben! Habe den Familienbrief über Hansonkels 50. Geburtstag erhalten und die 5 ‚Grosskokler Boten‘. Ich habe mich so sehr gefreut darüber und im stillen Gedenken an den Baumgarten die Familie und die bei den Festen aufgefahrenen ‚Genüsse‘ vermisst. – Meine Arbeit hier ist sehr interessant und macht mir viel Spass, nur leider muss man auch viel Wache schieben und zwar in ähnlicher Art wie unser Roland, und das gehört so ziemlich zu den ermüdendsten Angelegenheiten. Und so gilt ein entsprechend erhöhtes Schlafbedürfnis, nur so, dass ihr nicht zu sehr über meine ‚Schreibfaulheit‘ klagen sollt! – Roland schrieb mir vor kurzem um Auskunft. Er will sich Studienurlaub geben lassen und da musste ich mich hier erkundigen, weil sie dort, wo er ist, nichts davon wissen wollen. Ich habe mir dann hier von einem Führungsoffizier des Batt, die genauen Bestimmungen geben lassen, auf die er sich berufen kann und auf Grund derer es ihm als Kriegsversehrtem unbedingt zusteht. Hoffentlich klappt es, dass er endlich von Auschwitz loskommt...»

Soldaten sind Soldaten in Worten und in Taten, und kennen keine Lumperei, Valleri, valleri juch heissassa, Roosemarie!

In der Baiergasse oder im Holzmarkthaus also sassen sie im grossen Herrenzimmer im Kreis und Mama las den Brief vor.

Als ich den Eltern und Friederike diese Briefe zeigte, worin so oft das Wort Auschwitz vorkommt, sagte Vater: «Schau, Eri, das stimmt, sieh, hier steht es ja, und ich dachte, wir hätten von Auschwitz nichts gewusst...»

Mutter aber sagte schnell, und ohne nachzudenken: «Aber Kurt, das war ja ein *anderes* Auschwitz damals!»

«Ja», sagte Grossvater, «von Auschwitz schon gehört, da waren wir auch, Grossherzogtum Krakau und Herzogtümer Auschwitz und Zator. Ach, Galizien 1915. Wie viele Fleischwunden, brandige Stellen nach der Schlacht, das Schreien der Pferde und der Verwundeten. Das wusste aber Ali, der Karl Wilhelm hiess, nicht mehr, er war ein Kriegskind, der Arme, und anfällig, und schrieb aus dem KL Neuen-gamme nach Hause:

«AO. 5. August. – Endlich komme ich wieder dazu, den Brief zu Ende zu bringen. Gleichzeitig schicke ich die ‚Grosskokler‘ an Hermann weiter. Inzwischen hat sich leider herausgestellt, dass alle Hoffnungen bezüglich des Wetters vergeblich waren, denn es ist auch am nächsten Tag das alte Sauwetter ausgebrochen und heute sogar empfindlich kühl. Der Sommer kann überhaupt keine Stunde sein. Wegen des Wetters hatte ich Schnupfen, doch das neue Mittel hat genützt, meine Nase funktioniert wieder anstandslos und vor allem der riesige Schnupfen ist nun endlich weg. Wenn ich auch noch nicht so tadellos durch die Nase schnüffeln kann, wie ich es mir wünsche. Ist der Roland tatsächlich schon Untersturmführer geworden. Der hat Glück gehabt. Übrigens der Tommy war einige Male hier. Es ist aber bei weitem nicht so schlimm, wie ihr es Euch vorstellt. – Mama soll sich jedenfalls, was meine wertvolle Wenigkeit betrifft, keine unnützen Sorgen machen, hier sind wir ungefährdet und haben auch gute Luftschutzkeller. Richtet bitte all den unterschriebenen Onkeln, Tanten, Vettern, Cousinsen, Nichten und Neffen usw. meine herzlichen Grüsse aus. Es grüsst Euch alle vielmals Euer Ali.»

*Kommt ein Vogel geflogen,
setzt sich nieder auf mein ' Fuss.
Hat ein Brieflein im Schnabel,
von der Mutter einen Gruss.*

SCHÄSSBURG. Als ich bei meinem Besuch «zu Hause» in Adams Wohnung gewesen war, kam die Rede auch auf Roland und den Victor Capesius, und als ich sagte, ich kenne ja den Capesius gut, noch aus der Kindheit kenne ich ihn ja. Und meine Mutter war sogar befreundet mit ihm, sagte Adam lachend, *ihr Siebenbürger Sachsen kennt euch ja auch alle so, als wärt ihr verschwistert und verschwägert.* «Meine Mutter kannte ihn seit der ‚Studenten‘ – und Kränzchenzeit, ich fand Fotos von ihr und ihm aus Schässburg, aufgenommen im Garten der befreundeten Familie Mild, du weisst, in der Gartengasse, nicht weit vom ehemaligen Diphteriespital...» *Jaja, ich weiss, dem ehemaligen Oberstuhlrichter ...* «Ja. Und die drei Mädchen knien im Gras, Capesius, den sie nur Vik nannten, massig hinter ihnen, und macht da ein segnendes Zeichen über ihren Köpfen, Mutter sagt, er habe etwas ‚Brutales‘ an sich gehabt, etwas Eiskaltes, Sachliches, der Vik. Aber er habe immer mitgesungen: Ich tanze mit dir in den Himmel hinein, in den siebenten Himmel der Liebe, «...und er hat mir ja den Hof gemacht», erzählte sie, «aber ich liess ihn abblitzen, er war mir zu massig. Immer wirkte er so gross und schwer, und auch sein Gesicht, ich dachte, ja, der hat zigeunerische Vorfahren, da hat einer wider das Blut gesündigt. Doch tanzen konnte er, wir haben schön Walzer miteinander getanzt. Und er hat uns ja auch im Baumgarten besucht. Kam mit den Kränzchenfreundinnen, den Mildschwestern und auch der Paula zu unseren Festen. Und das war ja meist am Sonntag: Die Gartenwege sind dann immer schön gekehrt und geharkt. Auf dem Verandatisch liegt die blau gepunktete Decke, und auf dem alten blauen ‚Glaskasten‘ von Ami, meiner Mutter, steht im dicken Tonkrug ein grosser Feldblumenstraus. Ami hat die Riesenportion *gefüllte Ardei* eben fertig und schickt Marischka, das ungarische Dienstmädchen, mit der *Bremer Speise-Creme* in den Keller. Harry, der Schäferhund, liegt schläfrig

vom jenseitigen Bachufer Tante Cäcilies melodisches *Hopp hopp*, der Familienbegrüßungsruf. Und bald gibt es eine stürmische, lautstarke Begrüßungsszene. Ja, das ist die geliebte Tante Cäcilie, wie immer in ihrem weissen Kleid, den Florentinerhut mit dem schwarzen Samtband auf dem Kopf, ein Wortschwall in unnachahmbarer Schnelligkeit ergiesst sich zur Begrüßung über alle. Ruhig, still daneben Onkel Daniel mit seinen gütigen blauen Augen. Dann ihre zwei Söhne, Roland und Reinhard. Der Roland hatte es ja immer mit den Braunen, der *Erneuerungsbewegung* bei uns. Der Vik ist diesmal auch dabei, der hatte aber mit dem Politischen nichts am Hut. Doch Roland hatte schon früh mitgemacht. Und ich erinnere mich, einmal zu so einem Fest brachte er sogar eine Soldatenkappe oder SA-Kappe mit. Ich seh' noch wie er vorher zärtlich über den Totenkopf streicht, als hätte er da eine Sehnsucht, die ihn nicht zur Ruhe kommen lässt, redet er in einem fort...

Nach der Begrüßung im Baumgarten werden die Badesachen hervorgeholt, und schon geht's hinunter zum Schaaser Bach zum Baden. Unter dem Wehr, am ‚Dusch‘ erfrischen wir uns. Und der Vik hatte so einen unschönen grossen Knochenkörper, schwer. Und war auch behaart. Er erzählte von Wien, wo er eben gewesen ist, ich glaub er war sehr habgierig, machte auch Geschäfte, und war sehr auf Wertsachen aus und aufs Geld. Dann glänzten seine Augen, sonst hatte er keine besonderen Interessen, war auch nicht so gebildet wie der Roland, der Reinhard oder gar die Tante Cäcilie und der Onkel Daniel. Er fühlte sich auch nicht gut bei uns, glaub ich. Er redete immer von seiner Wiener Braut, einer «feinen Wienerin», wollte mich eifersüchtig machen, das fand ich abgeschmackt. Und er ging immer neben mir, und umfasste mich einmal. Vater kannte ich ja damals noch nicht. Auf einem Gebirgsausflug in die Hargitha hab ich Vater dann kennen gelernt. Und der Vik war auch da dabei. Es gibt ein Foto vom Silvester unseres Kränzchens im Speisezimmer, man sieht die grosse Tafel und den Weihnachtsbaum, alle Freunde waren da, und der Vik schaut mich auf dem Foto so an, er hat ein Weinglas

in der Hand, ich sitze, er steht, wie ein schwarzer Berg sieht er aus, und er beugt sich zu mir herab, und wir sind ja maschkuriert, Neujahrsnacht eben, er als Schornsteinfeger, hat einen Zylinderhut auf und das Gesicht geschwärzt, er war mir unheimlich, aber auch ohne Maschkura unheimlich, er hatte etwas Lauerndes und Gewaltttätiges. Und manchmal auch was Absentes, dann starrte er ins Leere. Also damals an jenem Familienfest im Baumgarten, das war so: Nach dem Bad essen wir Himbeeren im Gemüsegarten und schütteln den Sommerreisapfelbaum. Auf der Terrasse, unter den alten Eichen ist dann die lange Familientafel gedeckt. Jeder nimmt seinen Platz ein, mein Vater begrüsst die Gäste, und Tante Cäcilie sagt ein Gedicht auf: Immer hat sie ein Goethezitat parat. Alle sind ergriffen und gerührt. Aber bald gibt man sich den leiblichen Genüssen hin. Die *gefüllten Ardei* werden aufgetragen.

Ergriffen und gerührt. Soo schön. Aber dann hebt das ‚Tschawalles‘ an: Alle reden durcheinander. Tante Cäcilie am schnellsten, zungenfertigsten. Man kann sein eignes Wort nicht verstehn, brummt mein Vater.»

Diese schlechte Familienangewohnheit. Warum schreien sie alle? Unbeherrscht. Keiner hört dem andern zu. Wie ein grosses wabberndes Wesen umgibt die Grossfamilie alle, zieht sie zu sich rein, diese Atmosphäre der Nähe auf der Eichterrasse an den reichlich gedeckten Tischen – ist dick zum Schneiden, mit den Händen fassbar, und man bewegt sich sicher in dieser Umgebung, im kühlen Schatten, in diesem Element des glücklich Vertrauten: Alles ist so einfach und schön geordnet wie die Schüsseln auf dem Tisch. Und doch – warum schreien sie alle durcheinander. Als wären sie gefährdet, als müssten sie ertrinken oder sich gegen irgendetwas selbst behaupten? Es ist so, als wären sie alle mehr, als stände ihnen mehr Selbstbewusstsein zu, als sie bekommen, als sie hier jedenfalls brauchen können. Oder ist’s ein Rausch, dieses Zusammensein, in dem man das tägliche leise ziehende Unbehagen, diese leise Angst vor dem Kommenden vergessen kann?

«Die Männer sind ruhiger», sagt Mutter, «als hätten sie sich an eine Ahnung von etwas Unvermeidlichem längst gewöhnt; man ist hier schön geborgen, und doch ist's so, als wäre dies alles nicht mehr ganz wirklich; der Nussbaum, die Terrasse, der Blick auf die vertrauten Konturen der Burg, die Buner Berge, die Nähe hier: die Tannen, der Huflattich zwischen den Steinen – alles ist schon wie längst vergangen, wie stehen geblieben, auf einer kleinen Insel. Mein Vater trinkt einen grossen Schluck Nadescher Wein und sagt dann zu Rolands Vater, dem Organisten Daniel, der neben ihm sitzt und aufmerksam durch die runde Omabrinne auf ihn blickt: «Seit dem verlorenen Krieg vom Achtzehner und dem Zusammenbruch der Monarchie ist nichts mehr so, wie es war. Und alles nur ein schwankender Boden und Unsicherheit, seit wir nun zur Walachei gehören?

Der Himmel bedeckt sich plötzlich mit dunklen Wolken, es ist drückend schwül, konnte nicht regnen. Dann endlich sausen dunkle Schatten lautlos über die Erde. Ozonduft, Frische. Erste grosse Gewittertropfen. Schnell die Stühle reintragen. Und als wir dann gemütlich im Sommerhaus auf der Veranda sitzen, meinen wir zu träumen. Krachend schlägt der Blitz in der Nähe ein. ‚O Jessus, Urahne, Grossmutter, Mutter und Kind‘, ruft die Ami erschrocken, als könnten sie die Worte schützen wie ein Zauberspruch. Harry jault erschrocken. «Ja, es sind ferne Heimaten in uns, Wolkenstreifen, wir denken immer, es könnte jeden Augenblick etwas Schlimmes passieren», sagt Roland. Roland sitzt mit Vik am Fenster und sieht auf die Silhouette der Burg, die zwischen den tiefhängenden Regenwolken und den Regenstreifen gerade noch zu erkennen ist: Es schüttet. Es trietscht; durch den Hohlweg schiesst schon gelbes Lehmwasser, die Wege sind kleine Bäche. «Schade», sagt Vik, «dass wir jetzt nicht hinauf zum Tanzplatz können, ich hatte mich schon sehr gefreut, und jetzt hab ich das Grammophon ganz umsonst mitgebracht.» «Wieso, komm, wir setzen uns oben in die Mansarde, zum Tanzen ist wenig Platz, doch, vielleicht zwei Paare, und du spielst deine Tanzplatten

ab, hast du nicht auch was Klassisches, Schubert oder Beethoven?’
„Nein, ich mag Charleston und Strausswalzer lieber, entgegnet Vik.
„Banause“, murmelt Roland.

Und dann hören die Alten, die auf der Veranda sitzen und weiter dischkurieren: *Ob, Donna Clara, ich hab dich tanzen gesehen ... Und Oh Mädle ruckruckruck an meine grüne Seeite, i hab di gar so gern, i mag di leideee.* Und natürlich auch: *Ich tanze mit dir in den Himmel hinein, in den siebenten Himmel der Liebe ... Oder Kornblumenblau sind die Augen der Frauen beim Lieben ... Und: Wo die Nordseewellen schlagen an den Strand ...*

Und die Ami singt dann auch gleich mit: *Wir gehören zusammen / wie der Wind und das Meer, / Von dir mich zu trennen, / Ja das fällt mir so schwer...* Und man hört den Vik falsch singen, er ist aus allen herauszuhören am lautesten ... Roland aber sagt: „An unseren Liedern erkennt man genau diesen Wesensunterschied zwischen uns und den Juden. Kannst du dir vorstellen, dass sie unsere Lieder nachfühlen können ... Das Verjazzte, diese Asphaltmusik, ja, mit der sie die Welt heute vergiften ... in Berlin oder New York. Auch Paris, dies Vernegete, diese Negermusik.«‘

Roland, der Feinsinnige, sitzt in INNSBRUCK vor mir am runden Tisch und sieht mich aus seinen in Milch gekochten Veilchenaugen prüfend an, als ich sage:

«Und du hast beim Verwaltungsamt...»

«SS-Verwaltungsamt, ja, hab ich mich erkundigt, ob ich freierwerden kann von Auschwitz zu Studienzwecken. Jaja, ich hab da eingereicht, es ist aber nicht genehmigt worden. Das habe ich versucht. Und das beste Heilmittel war dann, dass ich heiratete. Meine Frau kam nach. Und mein Sohn wurde in Auschwitz geboren, wie du ja weisst. Ich war dort nebenbei auch Religionslehrer, wenn mir der Wachdienst Zeit liess. Meine Frau unterrichtete Musik in der Hauptschule, der deutschen Schule, die es ja dort gab. Es war ein Leben wie überall. Wir legten Gemüseärten an, züchteten Bienen und pflanzten Blumen, wir gingen Jagen und Fischen, es gab Kaffeenach-

mittage, Geburtstage und Weihnachtsfeste mit dem Kommandanten Höss. *Kling Glöckchen, klingelingeling, Kling Glöckchen kling.* Und die Kinder sagten ihre Weihnachtsverse auf: *Von draus vom Walde komm ich her...»*

Aus dem Plädoyer des Nebenklagevertreters Henry Ormond im Auschwitz-Prozess am 24.5.1965: «Es ergab sich, dass diejenigen, die nicht bereit waren, sich an Einsatzgruppen oder KZ-Morden zu beteiligen, allenfalls strafweise zu einer Fronteinheit versetzt wurden.

Damit komme ich zur Fabel von der vergeblichen Frontmeldung, die uns in den verschiedensten Variationen von nahezu allen Angeklagten aufgetischt wurde.

Folgt man den Erzählungen der Angeklagten, dann gab es für sie nichts Erstrebenswerteres und nichts sehnlicher Gewünschtes, als dem KZ den Rücken kehren zu können und an die Front versetzt zu werden. Dabei ist es schon einmal merkwürdig, dass in keiner der erhalten gebliebenen Personalakten der Angeklagten sich solche Frontversetzungsgesuche befinden. Alles Mögliche steht darin, nur das gerade nicht.»

Roland kam aus Auschwitz also nicht frei, wollte es vielleicht gar nicht! Doch blieb er am Leben, und seine Geschichte ging kurze Zeit noch weiter, Ali aber kam aus dem Krieg nicht mehr heim.

3

Innsbruck. Mai 1978. «Denn ihr seid doch mehr oder weniger ausserhalb des Bereiches kaserniert gewesen? Soweit ich von den Wachmannschaften weiss», fragte ich Roland. Er brummelte nur: «Jaja ...»

Heute weiss ich es besser. Capesius hat die Wachtruppen aufgelistet und beschrieben: «1940 SS-Totenkopfsturmbann, bis Ende 1942 vier Kompanien. 1944 waren 14 Kompanien der Waffen-SS für Auschwitz I. II. III. zuständig. Zusätzlich gab es eine Hundestaffel

mit 150 Hunden.» Auch Roland kommt als SS-Ustuf. vor. Sie waren die *esesmani* des Lagers und schoben nicht nur Wache auf den Türmen oder in der kleinen und grossen Postenkette, wie ich anfangs dachte, und wie es mich Roland auch glauben liess.

Erhaltene Dokumente von Auschwitz belegen, dass bereits im Juli 1940 die 4. SS-Wachkompanie bestand. Kompanieführer der 4. Wachkompanie waren u.a.: SS-Obersturmführer Josef Köllmer (Mai 1941 bis Dezember 1942), SS-Obersturmführer Franz Halbleib (Dezember 1942) und SS-Untersturmführer Roland (September 1943).

Der Unterscharführer Richard Böck, der zur 4. Kompanie gehört hat, berichtet von einer Vergasung.¹³ Und von einer Exekution: «Als ich noch bei der 4. Wachkompanie war, fragte der damalige Kompanieführer Köllmer eines Tages, wer sich freiwillig für eine Exekution melde. Es haben sich genügend gemeldet, so dass ich nicht mitzumachen brauchte. Ich habe dann die Erschiessung beobachtet. Der Obersturmführer Köllmer hat kommandiert. Vor der Erschiessung wurde irgendetwas auf Polnisch verlesen. Die Häftlinge, es waren Polen, wurden in der Kiesgrube in eine Reihe gestellt und erschossen. Wer noch nicht tot war, wurde von einem jungen blonden Mann, der später Untersturmführer geworden ist, durch Genickschuss mit der Pistole getötet.»

Sogar der Schreckensmann von Auschwitz, Kaduk, war in der 4. Kompanie.

Es gibt eine Liste von_K Hermann Langbein, mit vielen Angehörigen der SS-Wachtruppe, die in Polen verurteilt und einige auch hingerichtet worden waren. So Bülow Alexander, 15 Jahre, Gaisberger Johann, lebenslänglich, Götz Paul, Todesurteil vollstreckt, 22.12.1947; Haubold Gerhard (Hundestaffel), 20 Jahre; Kirchner Kurt, und Klaar Johann, Mossner Hans, Todesurteil vollstreckt; Mehrbach Erich, Leiter der Hundestaffel, 14.1.1949 hingerichtet, und viele andere.

¹³ Auf Seite 71 in diesem Buch.

Roland hatte sich entzogen. Er war mit seiner Familie zuerst in die Berge geflohen, seine Kinder fuhren auf Schiern zur Schule. Seine Frau ging zugrunde, starb. Er hatte auf seine Schlawinerart in Wien bei den zuständigen Stellen jemanden gefunden, der seine Akte verschwinden liess. «In Wien, ja, da gibt es noch Menschen!» sagte er.

CAPESIUS: «Sein Vetter oder wer aus Innsbruck, der hat ja dann die Sache doch noch geschmissen ... er war dort Staatsanwalt oder so etwas in Innsbruck. Oder ein guter Bekannter. Sie können ihn ja fragen, er wird es Ihnen erzählen. Und der hat alle Papiere verschwinden lassen. Es haben keine Papiere mehr existiert, es konnten keine Belastungen gebracht werden, und die Leute, die da eine Belastung gemacht haben, waren zum Teil schon tot.»

Roland: «Zur Beruhigung der Nerven am Ende dort ... Es war das Beste, dass unser Sohn dort geboren wurde. Aber das musste verheimlicht werden. Wir haben die Dokumente gefälscht. Er ist...»

«Wieso musste das verheimlicht werden?»



Bild 15: Wilhelm Friedrich Boger (1. Reihe), Victor Capesius (2. r.), Oswald Kaduk (3. r.), Emil Hantl (4. r.).
Prozesseröffnung im Plenarsaal des Frankfurter Rathauses (Römer). 1. Verhandlungstag des Auschwitzprozesses, Frankfurt am Main, 20.12.1963

«Das durfte doch nicht aufkommen! Auch wegen meiner eigenen Sicherheit nicht. Dass ich in Auschwitz war, das ist erst im Jahr 1963 aufgekommen. Du weisst, der Prozess. (Lange Pause. Hm.) Amtlich, nicht wahr. Amtlich, von der anderen Seite her ist's aufgekommen. Denn die Geschichte mit dem Capesius, das wurde ja nicht publik. Nicht wahr.»

«Aber dein Name ist ja im Auschwitzbuch von Langbein drin.»
«Hast du ihn gesehen? Das ist doch sehr interessant. Aber nur der Name?» «Der Name und der Dienstgrad: Untersturmführer. Sonst nichts.» «Wie ein Wunder ist's, dass ich diese ganze Sache überstanden habe. Hab zwei Kriegsverbrecherprozesse überstanden, die gar nicht richtig zum Anlaufen gekommen sind, weil das Zeugenmaterial zu widersprüchlich war, auch in meinem Fall. Auschwitz ist ja für mich eine kleine Sache gewesen. Meine Hauptschuld liegt anderswo, die liegt in Flossenbürg, wo ich die ganze Verantwortung hatte. Wo ich die ganze Truppe unter mir hatte, bei der Räumung von Flossenbürg. Dort war ja das Schlimmste. Nicht wahr. Dass ich auch davon losgekommen bin, das ist Glückssache. Doch ich möchte dir noch einige Dinge erzählen von der amerikanischen Kriegsgefangenschaft. Und so. Ich war in einem amerikanischen Gefangenenlager bei Freiburg. Da ging der Jude Jakobson aus Hannover herum. Ein Emigrant, nicht wahr. Und suchte sich die SS-Leute heraus. Und einige, die so unvorsichtig gewesen waren und ihre Soldbücher nicht fortgeworfen hatten, darunter auch ein halbes Dutzend siebenbürgisch-sächsische Landsleute aus Alisch, ja, einfache Soldaten, denen man ja nun wirklich keine Schuld anlasten konnte, die zwang dieser Jude, dass sie Habtacht vor dem Lagereingang stehen mussten. Hinter ihnen standen ein paar Neger, nicht wahr, und den Landsleuten wurde mit den Bajonetten in die Beine gestochen ... bis sie umfielen und dann wurden sie erschossen. Nach drei Tagen waren sie alle hin. Das war an der Tagesordnung. Hunderte, Tausende von Unschuldigen sind umgekommen. Und ich musste mir diesen Jakobson warm-

halten, ich musste mit ihm freundlich reden, nicht wahr, ich war Lageradjutant. Ich konnte es mir erlauben, weil ich mit der amerikanischen Lagerleitung zusammenarbeitete. Das Lager organisierte. Ich konnte es mir erlauben, zu denen zu gehen und mit denen zu sprechen...»

«Sie wussten nicht, dass du SS-Offizier warst?»

«Die Uniformen waren ja gleich. Den Spiegel habe ich abgetrennt. Denn ich hatte ja ein Ziel: Ich muss nach Hause, ich muss zu meiner Familie. Und da sind mir die unglaublichsten Dinge eingefallen und auch gelungen. Weisst du?»

«Hermann ist ja auch auf die wunderbarste Weise freigekommen.»

«Ja, der Hermann hat auch tolle Sachen mitgemacht. Ich hatte in Freiburg zwei Kanzleien. Zwei. Eine amerikanische und eine amtliche. Und ich konnte Entlassungsscheine ausstellen. Und hoffte, dass ich nicht auch drangenommen werde wegen des Blutgruppenzeichens.»

«Das hattest du?»

«Jaja, das hatte ich.»

«Der Hermann hat es nicht gehabt.»

«Da hat er Glück gehabt. Und ich hatte eine Art private Kanzlei, wo ich Soldbücher fälschte und Leuten zur Freiheit verhalf. Wehrmachtssoldbücher. Gefälschte. Und ich hatte auch das Siegel der amerikanischen Verwaltung. Das war das Geheimste, das auf die Entlassungsscheine gestempelt wurde. Und so konnte ich auch Entlassungsscheine ausstellen. Ich hatte auch für mich so für alle Fälle einen Entlassungsschein ausgestellt. Wenn es nicht geklappt hätte mit meiner Entlassung. Mit dem Jakobson musste ich verhandeln, nicht wahr. Nach all dem, was ich gesehen und erlebt habe, ist es ein Wunder, dass ich jetzt hier vor dir sitze. Aber meine Frau hat es aus Angst um mich leider nicht überlebt.»

«War es Angst oder war es Gewissensangst?»

«Es war nur Angst», sagte Roland sanft: «Das war nur Angst, das war Angst», flüsterte er.

«Aber du sagst doch, du seiest psychisch sehr resistent.»

Das Ausmass der inneren Verheerungen ist von allen SS-Bekannt-ten und Verwandten bei ihm am besten zu beobachten? Als ich über meine Lehrerzeit sprach, sagte, dass ich mit achtzehn schon «Herr Räktr» gewesen war, stolz durch die Gassen schritt, mich wie der Herrgott gefühlt hatte, links und rechts von den sich achtungsvoll erhebenden Bauern gegrüsst wurde, da sagte er: «Siehst du, genau so war's auch *dort*, den jungen Leuten von den Wachmannschaften, diesen zwanzigjährigen Burschen, ging's doch genau so: Wenn die einen oder zwei Streifen erhielten, dachten sie, sie seien jemand, strafften sich und begannen sich als etwas Besonderes zu fühlen, und fingen an zu kommandieren. Kannten nur eines: Befehlsempfänger und Befehlende zu sein. So machten sie sich Häftlingsgruppen zu Helfern, die für Ordnung sorgten. Befehlen und Gehorchen, das hatten sie ja von zu Hause mitgebracht. Und es gab für sie, du kennst es ja auch, *keine Widerrede*'.»

5

ALLES NUR GETRÄUMT?

Der Vik – ein Toter? Lebt er genau wie viele der Opfer auch das Leben eines Toten, und weiss es nicht einmal, schien es der Frau Doktor, die ihn so sanft und gut behandelt, als wäre er nicht jener, der auch Verwandte von ihr ins Gas geschickt hatte ...?

Als könnte ich in GÖPPINGEN des Rätsels Lösung finden ... Mit dem Ehepaar Capesius in einem kleinen Nebenraum der Apotheke, doch ich konnte die Regale sehen, den Ladentisch, und meinte zu halluzinieren. Als wäre alles genau wie zu Hause in der Apotheke «Zur Krone», auch der scharfe reine Geruch nach Medikamenten.

Auch er vergass sich einen Moment, als wäre er wieder dort, der Blick stier: «Herr Vorsitzender ... Ach, Herr S., jetzt erkenne ich Sie doch, der Junge meiner guten Freundin Eri.»

Und FRAU FRITZI CAPESIUS mit ihrer feinen Stimme verteidigt ihn wieder: «Sie müssen ja verstehen, Victor ist seither oft verwirrt, wie

er es ja auch damals im Prozess war; vier Jahre Einzelhaft, so war er durch die vielen Menschen und das viele Licht irritiert, und gab dann auch meist unkonzentrierte Antworten im Prozess. Einmal soll er sogar bei den schrecklichen Schilderungen mit den Kindern, die mit Phenol ‚abgespritzt‘ worden waren, abwesend gelächelt haben ...»

Man dürfe eines nicht vergessen, Victor habe schwere Depressionen seither. Er habe es sogar aufgezeichnet.

Er habe ja nur reines Phenol in der Offizin gehabt, zur Bereitung von Ohrentropfen etwa.

«Sie können auch Karbolsäure sagen», warf ihr Mann ein.

Was fühlt der Apotheker jetzt, wenn er «zurückdenkt»; ich fragte und fragte und bekam keine Antwort. Frau Doktor Fritzi Capesius sagte, es könnte sein, dass er «dort» alles nur geträumt habe!

FRAU FRITZI CAPESIUS: «Dieses Furchtbare, ja, der Victor hat das manchmal gesagt, es war alles nur ein böser Traum. Den aber nicht er geträumt habe, sondern ein anderer.»

«Und den Prozess dort auf der Anklagebank hat er auch den nur geträumt?»

CAPESIUS: «Ja, es war dann im Prozess doch alles anders als in Auschwitz.»

«Was war anders?»

CAPESIUS: «Schon das, was mein Häftlingsapotheker Sikorski erzählt hat ... Und der wusste so viel, mehr als ich ... Er war ja vor mir da gewesen in Auschwitz.»

«Sie haben auch viele gekannt, die nach Auschwitz kamen mit den furchtbaren Transporten ... Sie haben die jüdischen Häftlinge zum Teil gekannt...»

FRAU FRITZI CAPESIUS: «Ja, die jüdischen Ärzte ...»

CAPESIUS: «Aber die sind nur zum Teil in Auschwitz geblieben, die Leute, die man aussortiert hat für die Arbeit, sind mit dem nächsten Transport weitergegangen nach Deutschland herein.»

Wir sprachen über den Zeugen Josef Glück aus Haifa, früher Klausenburg / Siebenbürgen. Der habe beim Prozess gelogen, sagte Capesius: «Die Juden wollten gerne einmal nach Deutschland kommen,

gratis, nach Frankfurt zum grossen Prozess in den sechziger Jahren.»

Er, Capesius, sei dem späteren Zeugen Glück und seiner Familie nicht erst in Frankfurt, sondern vorher schon, nämlich «dort» begegnet.

Roland: «Ich war *dort* Lehrer, ich hab *dort* auch unterrichtet in der Hauptschule. Der deutschen Schule. Das war ein Vergnügen. Das Unterrichten damals. Diese Kinder werde ich nie vergessen. Die Schüler nicht wahr.»

«Waren das die Schüler von ...»

«Wachmannschaften und Offizieren und so weiter.»

«Dort habt ihr ja quasi ein ziviles Leben geführt.»

«Ja, auch das. Wir haben musiziert. Wir haben ...»

«Bis zum Weihnachten-Feiern und so?»

«Ja. Man hat sich irgendwie ablenken müssen. Auch meine Frau war Lehrerin dort. Lehrerin für Musik. Auch.»

Roland hat eine aus Sanftheit und Rastlosigkeit gemischte Art, die nervt.

Ich habe seine Stimme im Ohr, sie verfolgt mich seither, sie macht mich in ihrer salbungsvollen Diktion rasend, weil sie mir so nahe geht, so familiär ist, wie meine eigene, als spräche ich selbst, so kommt es mir oft vor, wobei der vertraute siebenbürgische, etwas breite und scharfe Akzent, gar der Dialekt, der manchmal einfließt, wenig mit dem zu tun hat, was mir dabei auf die Nerven geht.

«Und Gewissensangst hast du keine gehabt?»

Roland: «Nein»

Er bildet da keine Ausnahme. Im Ausschwitzprozess gab es ausser Dr. Lucas keinen einzigen Angeklagten, der sich schuldig fühlte.

Der Staatsanwalt: «... die Angeklagten (schwiegen) vor dem Frankfurter Schwurgericht beharrlich, sie wollten sich an nichts erinnern, fanden nichts zu bedauern, und also tat ihnen auch nichts Leid. Sie wurden nicht müde zu versichern, dass sie immer nur ihre Pflicht getan und im Befehlsnotstand gehandelt hätten. Gesetz sei

Gesetz und Befehl sei Befehl. Voller Selbstmitleid bekräftigten sie am Ende des Prozesses ihre Schuldlosigkeit. Der angeklagte Adjutant des Lagerkommandanten, Robert Mulka, berief sich auf die wahrhaft schicksalhaften Umstände, der Sanitätsdienstgrad Josef Klehr, der Tausende mit Phenolinjektionen ins Herz getötet hatte, behauptete sogar, er habe tiefes Mitleid mit den Opfern gehabt, der Folterknecht Wilhelm Boger hatte eben nur – natürlich ‚ohne Einschränkung‘ (!) – die Befehle der Vorgesetzten ausgeführt. Und so war es eine gleichsam negative Wahrheit, als der einzige angeklagte Funktionshäftling im Auschwitz-Prozess, Emil Bednarek, in seinem Schlusswort erklärte: ‚Ich konnte nicht anders. – Ich fühle mich vor Gott und den Menschen nicht schuldig.›«

«Wo keine Verantwortung, da ist auch keine Schuld»: Mit diesem Hinweis, dass er immer nur gehorsam seine Pflicht und Schuldigkeit getan habe – wie SS-Obersturmbannführer Adolf Eichmann, den Fritz Bauer vier Jahre zuvor ausfindig gemacht und der allen Ernstes geglaubt hatte, sich vor Gericht freisprechen zu können – tat es auch der Auschwitzapotheker:

Capesius: «Ich bin nicht schuldig geworden in Auschwitz, ich bitte Sie, mich freizusprechen.»

Wie Capesius, sagte auch Roland, er fühle sich keineswegs schuldig. Nein! Roland zeigte mir seine Bücher, er schwärmte von seinen Schülern. Seine Frau sei gestorben vor Angst, sagte er mit einer leise und zärtlich tönenden Stimme: «Aus Angst um meine Freiheit, nicht wahr. Denn ich war ja drei Jahre in Auschwitz. Und bin immer wieder verhaftet worden. Von den Deutschen, von den Engländern, den Franzosen, den Österreichern. Ich musste mich ständig losschwindeln.

Ich wurde mitten in der Nacht geholt, plötzlich, nicht wahr. Wer stand da unten auf der Strasse? Ein ehemaliger Kapo, nicht wahr, der mit mir in Österreich herumsuchen sollte, um Entlastungszeugen für den Dr. Capesius zu finden, für unseren Apotheker Capesius, der ja völlig unschuldig verurteilt wurde. Der war doch ein Menschenfreund.

Kennst du das Gefühl? Der Krieg, das Lager ... ein endloser Alptraum.»

«Hast du auch Menschen erschossen?»

«Glaub mir's, ich war jener nicht, der schoss. Aber jetzt weiss ich es, wie es ist, wenn jemand, der angeblich ich sein soll, in einen anderen Menschen reinschiessen muss, der fast erschrocken hochfährt vom Knall, und jener andere Mensch fällt um, ist auf der Stelle tot, du aber nicht, du bist weiter am Leben, musst weiterleben, nicht er. Das merkst du ja erst später, dass es so ist. Und glaubst es nicht. Du drückst ab, aber du bist immer noch da. Es ist wie mit dem Sprechen, das sich ja auch hier und jetzt auflöst. Du sagst dir, das ist ein Feind, ein späterer Rächer vielleicht oder so, doch es nützt dir nichts.»

Adam sagte, dass es für das Lager überhaupt keine Erklärungen gebe, dass einfach alles abfalle, wie im Alptraum eben; Moral sei nur lachhaft; es gebe nur das *nackte Leben* und die Lagermaschine, die jene eigenen Gesetze habe, ein total anderer Planet, die Hölle eben. Und das gelte für Opfer *und* Henker, die Grenzen verwischten sich total zur *Grauzone*, wo es nur noch *Schuldige* in unserem Sinne gebe, was aber *dort* keinen Sinn mache, *völlig unmöglich, das im normalen Leben zu verstehen*. Jede Entrüstung, jede Empörung sei nur kindisch, ja, absurd, ein Zeichen dafür, nichts begriffen zu haben.

Roland: «Nein, normales Verhalten, sich so wie zu Hause oder sonst zu benehmen, das fällt ja auf, auch bei unseren Leuten. Weissst du, das lernst du bald. Als Dr. Klein nach Auschwitz kam, da sah er sich die Baracke, wo er zugeteilt war an, redete freundlich mit der Häftlingsärztin, den Häftlingen, so wie das ein Arzt eben tut, trank Kaffee mit ihnen, war leutselig und loyal, er empfand das ‚unmöglich‘, wie die Häftlinge im Krankenbau untergebracht waren und versprach Abhilfe. Am nächsten Tag war es aus, da hatte er wohl einen Rüffel erhalten. Und er verhielt sich distant und SS-gerecht.»

Adam: *Und dann erst der Zustand bei den Häftlingen, wehe sie meinten, eine Wahlmöglichkeit zu haben, sieb für etwas entscheiden.*»

eine Person sein zu können. Das war ihr Untergang.

Es stimmt also nicht, dass Roland verrückt ist, er hat aber den «Bazillus» Auschwitz immer noch in sich. Borowski, Améry, Primo Levi haben Selbstmord begangen. Ja, sogar eine ganze Reihe von SS-Offizieren und Auschwitzärzten brachten sich um, Capesius berichtet darüber seinem Apothekerkollegen Gerber. Sogar sein Widersacher Dr. Wirths hat sich erhängt!

Entspricht der Tod allein «jenem Zustand»?

Die blonde Helga, Rolands Freundin, ging ständig aus dem Zimmer, war furchtbar erregt. Er quatschte andauernd laut und enervierend und unkontrolliert drauflos, aus seinem Greisenbabygesicht flossen die Worte wie Unrat.

Rolands Frau, eine feingliedrige Banater Schwäbin, war nach dem Krieg gestorben. Es gibt ein Foto von ihr und Tante Cäcilie in Innsbruck.

Zuerst zeigte sich bei ihr ein Magenleiden, dann griff es aufs Herz über, und zuletzt war es Krebs. Seelenkrebs.

UMKEHR DER MORAL

SS-Arzt Dr. Münch im Auschwitzprozess: «Menschlich reagieren konnte man in Auschwitz nur in den ersten Stunden. Wenn man erst eine Zeitlang dort war, war es unmöglich, noch normal zu reagieren. Infolge des Dienstplanes hatte dann jeder Dreck am Stecken. Er war gefangen und musste mitmachen.»

Augenzeuge SS-Mann Ruprecht: «Ich kannte in Birkenau den Blockführer Weiss. Er hat gern getrunken. Als er einmal angetrunken war, sagte er: «Mutter, wenn du wüsstest, dass dein Sohn ein Mörder geworden ist.»»

Vorsitzender: «Das haben Sie gehört?»

Ruprecht: «Ja, das habe ich selber gehört.»

Ganz eigenartige Situationen entstanden durch Einwirken des Kriegsgeschehens, aber auch durch das Zusammensein in der Mordmaschine. Roland meinte bei meinem Besuch in Innsbruck, er werde einmal etwas darüber schreiben, «wie schön Menschlichkeit dort geblüht hatte.»

Holluj, ein ehemaliger Häftling, sagte beim Prozess: «Am 13. September 1944 haben englische oder amerikanische Flugzeuge die Bekleidungswerkstätte bombardiert. Etwa hundert Menschen wurden dabei getötet, Häftlinge und SS-Männer, und etwa ebenso viele wurden verwundet. Freiwillige aus dem Krankenbau eilten mit Tragbahren hinaus, ich war auch dabei. Wir haben Verwundete in den Krankenbau gebracht, auch SS-Leute. Es wurden Verbände angelegt und chirurgische Eingriffe vorgenommen. Am nächsten Tag schickte die Lagerleitung den verwundeten Häftlingen Alpenveilchen und Schokolade aus Rote-Kreuz-Paketen. Wir sahen darin eine gewisse Anerkennung, weil wir auch den SS-Männern geholfen hatten. Später aber wurden alle schwer verletzten Häftlinge vergast.»

Ein anderer polnischer Zeuge bestätigt diesen Bericht. Kowalczyk: «Im September 1944 wurden durch einen Bombenangriff viele Häftlinge und SS-Angehörige verwundet. Einige SSler kamen zu uns in den Operationssaal, sie wurden verbunden und es wurden auch Amputationen vorgenommen. Nach der Operation haben sie uns die Hände geküsst.»

Adam: Menschlichkeit war in Auschwitz verboten. Alles was geschah, geschah genau verkehrt, wider jede Moral, aber auch wider jede normale Erwartung. Wer das nicht begriff, ging unter. Unter ging auch, wer sich offen dagegen wehrte. Sich-Wehren ging nur heimlich, mit Taktik, mit Lüge, man musste immer so tun, als befolge man alles untertänigst, auch das Absurdeste. Es war ein riesiges Verbrechens-Verheimlichungssystem. Eigentlich alles kriminell und verlogen, auch was die SS tat. Man überlebte nur, wenn man log und stahl, betrog und gegen das, was dort erlaubt war, und das war fast gar nichts, vorging. Am Extremsten war unser Widerstand in der Todesgefahr unserer «Kampfgruppe». Doch auch die SS verheimlichte, vertuschte alles. Es gab kein Vergasen, es gab nur Sonderbehandlung (SB), Todesursachen wurden gefälscht. Es war dem kleinsten SS-Mann klar, dass all dies eigentlich nicht sein durfte, alle Täter

ahnten, dass sie an einem furchtbaren Verbrechen beteiligt waren. Wehe, jemand verriet etwas, erzählte draussen, was wirklich geschah. Der SS-Unterscharführer von der Politischen Abteilung Pery Broad schildert in seinem berühmt gewordenen Bericht für das Schwurgericht in Frankfurt, dass Auschwitz immer geheim war, dass sich jedoch diese Geheimhaltung 1944 langsam lockerte. Lockern musste:

Broad: «Nachts sah man meilenweit den über Auschwitz rot gefärbten Himmel. Ohne die riesigen Scheiterhaufen wäre es ja undenkbar gewesen, die Unzahl von Toten, die im Lager verstorben waren, und die Leichen aus den Gaskammern zu beseitigen. Der Schornstein des Auschwitzer Krematoriums hatte durch Überhitzung gefährliche Risse bekommen. Obwohl man geschwätzigste Posten drakonisch bestrafte und ihnen die Schuld dann zuschrieb, dass der Schleier des Geheimnisses nicht mehr dicht war, konnte man doch nicht verhindern, dass der eindeutige, süssliche Geruch und der nächtliche Flammenschein die Kunde von den Vorgängen in dem Todeslager Auschwitz zumindest der näheren Umgebung zutrug. Eisenbahner erzählten der Zivilbevölkerung, dass täglich Tausende nach Auschwitz transportiert würden, das Lager doch nicht dementsprechend vergrößert werde. Die Transportbegleiter der Polizei bestätigten diese Berichte. Der Erfolg war, dass ein Gauredner in der Stadt Auschwitz vor einem zum grössten Teil renitenten Publikum die Segel streichen musste. Im Lager selbst empfanden viele SS-Leute die Empörung der deutschen Presse über Katyn und die Gegenüberstellung mit der eigenen Ethik, Moral und sittlich hoch stehenden Art der Kriegführung als eine ausgesprochene Belustigung, über die man ehrlich amüsiert lachte. Die Wachtruppe hatte einen zu tiefen Einblick in die Vernichtungsaktionen erhalten, von denen ja eigentlich nur das Sonderkommando hätte wissen dürfen. Der Leiter der Abteilung VI, SS-Oberscharführer Knittel, der für Truppenbetreuung und weltanschauliche Erziehung verantwortlich war und wegen seiner theatralischen Art

von der Wachmannschaft als Truppenheiland bezeichnet wurde, musste in Vorträgen mit aller Kraft gegen eine um sich greifende üble Stimmung anrennen.»

LIEBE IM TODESLAGER

1

Adams Tagebuch: Eines Tages brachte die SS auf Lastwagen kranke Muselmaninnen, sie waren eigentlich Untote und nicht mehr am Leben. Nur ein Mädchen hielt sich noch aufrecht, konnte auf ihren eigenen Füßen stehen. Sie wandte sich an einen kräftigen jungen Burschen, Jankiel hiess er, und sagte zu ihm, sie sei erst achtzehn und sie habe noch nie mit einem Mann geschlafen, «ich möchte es noch vor meinem Tod erleben, tust du mir diesen Gefallen?» fankiel war entsetzt, wandte sich ab und versteckte sich.

Als sie in der Gaskammer war und er es uns gleich erzählte, machten wir ihm eine Art Prozess. Es kam zu einer heftigen Debatte. Doch Jankiel sagte zu uns: «Es war doch völlig unmöglich! Seid ihr denn ganz verrückt geworden. Es war eine nackte stinkende Muselmanin, verdeckt, über und über mit Kot besudelt. Und dann mit diesem Todesgedanken, dass sie gleich in die Gaskammer geholt wird ... wie stellt ihr euch das vor, dass man überhaupt noch solche Gedanken haben kann ... nein, ich konnte nicht, ich hätte nicht gekonnt, auch wenn es der letzte Willen einer Sterbenden gewesen war...»

DRASER UND DIE JÜDIN

Dr. Ella Lingens-Reiner war in Auschwitz die einzige deutsche (österreichische) Häftlingsärztin. Sie hatte polnischen Juden zur Flucht in die Schweiz verhelfen und wurde 1942 verhaftet, ohne Gerichtsurteil nach Auschwitz gebracht. Als sie Flecktyphus bekam, rettete sie ihr Studienkollege Dr. Rohde: «Ich kann dich in diesem Dreck nicht verkommen lassen.» 4 Wochen lang lag sie auf Block 10. Und meinte, dass alle Erlebnisse in Birkenau nichts als Alpträume im Fieber gewesen seien. Ella Lingens-Reiner, die Wiener «arische» Ärztin des Blocks, wusste von Dr. Fritz Klein, dem siebenbürgischen Lagerarzt, der ein «wütender Antisemit war und sich oft zum Dienst an der Schwarzen Wand und zur Selektion gemeldet hatte», dass sie sich nie

bei ihm für eine Jüdin, die «aufgeschrieben», also für den Gastod bestimmt war, hätte verwenden können. Es gab da einen Fall in ihrem Block, bei dem sie sich an Klein hätte wenden können, doch dann unterliess sie es. Eine junge Jüdin, Frau Lejmann, die «von Angst und Verzweiflung» geschüttelt wurde, einen Weinkampf bekam, weil ihre Nummer «aufgeschrieben» worden war, bat sie: «Helfen Sie mir, bitte, bitte». Die Ärztin wusste, dass Lejmann mit einem Siebenbürger von der Politischen Abteilung, einem gewissen Draser, ein Verhältnis hatte, und sie versuchte zu helfen: «Ich ging zur Politischen Abteilung des Frauenkonzentrationslagers, meldete mich beim diensthabenden Unterscharführer und brachte vor, dass eine Häftlingsfrau heute zum Abtransport aufgeschrieben worden sei, ich jedoch wisse, dass der Unterscharführer Draser von der Politischen Abteilung des Gesamtlagers grössten Wert auf ihre Genesung lege, und dass er mich ersucht habe, für sie zu sorgen. Ich wolle zu bedenken geben, ob eine Einteilung zu diesem Transport mit dem Wunsch des Unterscharführers Draser im Einklang stehen könne, und ersuchte, vielleicht doch anders disponieren zu wollen. Die Antwort war für mich so verblüffend wie deprimierend. Der Mann sagte: ‚Es ist gut, dass Sie darauf aufmerksam machen. Sie hätten sich strafbar gemacht, wenn Sie uns diesen Wunsch des Unterscharführers Draser nicht mitgeteilt hätten. Wenn der Mann die Frau braucht, kommt sie natürlich für solch eine Aktion nicht in Frage. Dann muss eine andere für sie gehen. Melden Sie den Fall sofort beim diensthabenden SDG.‘ Nun wusste ich es also, es war genau das Gegenteil von dem strafbar, was ich zu tun befürchtet hatte, und was eigentlich moralisch gewesen und ganz normal war.»

Wer aber war dieser Hans-Andreas Draser, der die Liebesbeziehung mit der jungen Jüdin hatte? Aus den Akten von Capesius entnehme ich: Draser stammt aus der Hermannstädter Gegend, 1944 war er 29 Jahre alt! Unterscharführer und Untergebener des gefürchteten Gestapo-Chefs Grabner und Komplize des Stuttgarter Folterers, des

Unteroffiziers Boger, der sich sowohl im Bunker als auch an den Erschiessungen an der Schwarzen Wand «betätigte», dann die gefürchtete Bogerschaukel oder *bogeroŭka* erfunden hatte. Adam erzählte, dass er einmal mit ansehen musste, wie Funktionshäftlinge ein Gestell in die Politische Abteilung getragen hatten, unter Aufsicht von Dylewski und Broad, die ebenfalls zur Lagergestapo gehörten:

Du weisst, dass auch ein Siebenbürger, ein Unterscharführer, dort Dienst getan hat! Also dort wurde der «verschärft zu Vernehmende» wie ein Stehaufmännchen ins Gestell montiert, in diese Schaukel, und da hat der Arme sich auf den Boden des Gestells setzen müssen, die Knie angezogen, die Hände gefesselt über die Knie geschoben, ein Stock wurde ihm unter Kniekehlen und Armen durchgezogen, dass er rund wurde, so ins Gestell gehängt, schlugen Broad und Dylewsky mit Ochsenziemern auf ihn ein, dass er sich wie ein Kreisel drehte. Nach zwei drei Stunden wurde er herausgenommen und hinausgetragen; er war nicht mehr wiederzuerkennen. Die meisten starben kurz nach dieser Tortur.»

Die Folter- und Henkersarbeit war bis Ende 1944 Alltag. Über den Hermannstädter Draser, Sachbearbeiter der SS in der Politischen Abteilung von Boger, berichtete die *Zeugin Dunja Wasserström*. Sie erzählte vor dem Frankfurter Schwurgericht einen Vorfall an einem Tag im November 1944:

«An jenem Tage hat man jüdische Kinder nach Auschwitz gebracht. Ein Lastwagen kam und hielt einen Moment vor der Politischen Abteilung. Da ist ein kleiner Junge heruntergesprungen. Er hat einen Apfel in der Hand gehabt. In der Tür der Politischen Abteilung standen Boger und Draser. Das Kind stand neben dem Wagen mit seinem Apfel und amüsierte sich. Da ist Boger zu dem Kind gegangen, hat es bei den Füßen gepackt und mit dem Kopf gegen die Baracke geschmettert. Dann hat er ruhig den Apfel aufgenommen. Und Draser hat mir gesagt, ich solle ‚das da‘ abwischen von der Wand. Etwa eine Stunde später bin ich als Dolmetscherin bei einem Verhör

zu Boger gerufen worden und habe gesehen, wie er diesen Apfel des Kindes seelenruhig verzehrte.»

DIE GELIEBTE DES KOMMANDANTEN

Zeuge Gerhard Wiebeck: «Der verheiratete Standartenführer Höss, er lebte mit seiner Familie, Frau und Kindern in der «Villa», hatte ein Liebesverhältnis mit einer tschechischen Häftlingsfrau namens Hodys begonnen, der weibliche Häftling war schwanger geworden. Damit die Sache nicht rauskam, hat Höss seine Geliebte in den Block 11 bringen lassen, in den Bunker. Und zwar in den Stehbunker. Das waren Gelasse, so etwa einen bis anderthalb Quadratmeter gross. Und unten war ein kleines Loch, in das man nur reinkriechen konnte, und dort musste der betreffende Häftling stehen, so lange es der Lagerleitung gefiel. Und im Falle Hodys hatte er Anweisung gegeben, dieser Frau, die schwanger war, nichts mehr zu essen zu geben. Sie sollte da verhungern. Aber selbst Teile dieser entmenschten Wachen haben diesen Befehl nicht ausführen können. Sondern es fand sich ab und zu einer, der ihr etwas zu essen gab. So hat sie ihr kümmerliches Leben weiter fristen können. Und aus dieser Marter befreite ich diese Frau. [Pause] Ich brachte sie in eine Münchner Klinik. Und dann hat diese Frau lückenlos ausgesagt, und wir haben Protokolle aufgenommen und mit den anderen Beweismitteln das unterschreiben lassen. Nun, der Standartenführer Höss wurde dann von dem Lager abgelöst. Es kam ein menschlicherer Kommandant, der Liebehenschel, dorthin. Unsere Untersuchung ging weiter.»

DAS BORDELL. PAUL UND LOTTE

Adam: *Und es existierte auch ein Bordell in Auschwitz. Bei guter Führung gab es «Scheine» dafür. Doch die liessen sich auch kaufen und tauschen.*

Dr. Fritz Klein: «Für die Häftlinge waren im Januar 44 in Auschwitz Bordelle eingerichtet worden. Die Mädchen, die in diese Bordelle gingen, taten dies freiwillig. Es war eine meiner Aufgaben, Mädchen für diese Beschäftigung auszusuchen. Ungefähr 35 wurden

mir vorgeführt und ich wählte unter ihnen die nach meiner Meinung 10 Besten aus. Die Mädchen in den Bordellen wurden zweimal wöchentlich von einem polnischen Arzt untersucht, der selbst Häftling war.» *Klein* im Belsen-Prozess kurz vor seiner Hinrichtung.

Adam: Das war im Block 24. Und schliesslich gab es 11 Deutsche und 9 Polinnen. Eine Mark kostete ein «Ticket» für einen Liebesdienst von 20 Minuten. Sechs Freier musste jede Prostituierte pro Abend empfangen. Es gab keine Rassenscbande, denn auch Juden durften ...

Und um den Kapo Paul sehen zu können, hatte sich Lotte, die siebenbürgische Jüdin, auch zu diesem Kommando gemeldet. Konzertsaal und Puff waren im gleichen Gebäude, wo auch die Musiker am Abend übten. Und neben der Bibliothek dieses «Kulturblocks» war auch die Politische Abteilung. Folter und Kunst, Vögeln und Schmerzschreie, alles zusammen. Im ersten Stock also der Puff. Fenster halb offen. Und Frauenköpfe tauchten auf. Unten drängelte sich die Lagerprominenz. Sogar Häftlingsärzte. Und auch Paul kam regelmässig. Er gab sein ganzes Brot, er organisierte, um zu den Scheinen zu kommen. Über die Schreibstube kam er dann zu «Madame», und wurde jedes Mal «hygienisch» behandelt. Raste dann die Treppe hinauf. Im Gang waren die Huren, alle in verschiedenfarbige Schlafrocke, meist rosa, gehüllt, Rüschen dazu, schwarze Strümpfe, raffinierte Unterwäsche auch, aus der Effektenkammer. Hier gab es ja alles. Auschwitz war der reichste Ort der Welt. Und sie «verdienten» gut, konnten alles haben, die Kapos, die Blockältesten usw. versuchten sie zu becircen. Sie haben sich untereinander abgesprochen, Paul bekam immer Nr. 10, wo Lotte schon wartete.

Lotte, die Hure: «Doch Block 10 ist der Versuchsblock für Frauen. Manchmal gab es Freudentage. Für manche sogar herrliche Tage. Kräuter im Wald suchen. Freude in jedem Stengelchen, in jeder Blüte der Frühling ... Glück, zu solchem Kommando zu gehören. Doch sie wollen uns nur zu ihren Versuchen ins Gleichgewicht bringen, wir wissen es.

Im Lager war noch alles dürr und tot, der Wald lebte schon: singende Vögel, spriessende Zweige. Wie ein Stich ins Herz alles, dieser Kontrast. Mittags kehrten wir zurück. Todmüde. Wir wissen es:

Nachmittags das Standgericht. Abends die Exekution. Wir konnten alles hören, es war der Platz zwischen unserem Block und Block 11. Nach dieser Seite hin sind unsere Fenster mit Brettern vernagelt, die Blockälteste passte auf, dass wir nicht durch die Ritzen schauten.

Um sieben begann das Schiessen. Alle sehr nervös. Jeder Schuss ging durch Mark und Bein. Pause dazwischen. Warten. Wer fällt zwischen diese Sekunden ...

Es war so, als ob man selbst jetzt und wieder jetzt an die Reihe käme. Zittert mit. Kein Wort. Kommando, Salve, dann das Wegschleppen der Leichen. Immer weiter und weiter.

Wieder Schreie der Opfer. Eine, die um Gnade schrie, weil sie noch so jung war und noch so gern leben wollte?

Das viele Blut. Die schönen Frauen erschossen. Nackt.»

LIEBESGESCHICHTEN

Paul: «Es gab Liebespaare, die diesen Puff für sich nutzten. So Lotte und ich. Glück im Auschwitz-Puff, wenn Lotte und ich zusammenliegen. Paradies in der Hölle. Zusammenliegen für eine Mark: Dann erzählen wir uns aus unserem Leben vor dem Lager. Flüstern, küssen, sich umarmen, lieben. Sehr. So sehr. Ich genieße ihren schönen Eingang. Und wir dürfen auch schreien. Vor Glück, nicht vor Schmerz schreien, das ist hier so selten! Ja, fast unpassend.

Die anderen Mädchen und Frauen, Lotte geht nie mit, klettern oft als Männer verkleidet nachts aus den Fenstern zu Orgien und Trinkgelagen, vor allem mit der SS.

Doch wenn ich nicht kommen kann, keinen Schein ergattere, dann schicke ich über ‚die Post‘ meine Liebesbriefe. Ein polnischer Installateur, der überall Zutritt hat, ist der versierte Postbote. In den Schuhen hat er die Post. Und er tut es gratis, er ist ein Politischer mit hoher Moral, der sein Gewissen so erleichtert, sonst keinen Wider-

stand leisten zu können. Dies, die Liebe, die Freundschaft, die guten Worte auch, waren ja der einzige mögliche Widerstand in Auschwitz. Und freilich die Unterstützung der Flucht.

Dass es solch ein ‚normales‘ Verhalten ohne Strafe geben konnte, war ein Wunder, denn wäre der Installateur erwischt worden, hätte das Wochen oder gar Jahre Strafkompagnie gegeben, zumindest aber die fünfundzwanzig mit der *pejcz* auf dem *bok*, die jeder Häftling laut mitzählen musste.»

2

Adam: Doch neben dem Tod war die Liebe, der Sex, die Fortpflanzung ein Mittel – nicht nur zur totalen Kontrolle des Einzelnen, sondern zur Durchführung des Wahns einer Rassenkontrolle und Völkervernichtung. Himmler dachte es sich sogar als Pendant zur Gaskammer. Nicht nur die Geborenen, auch die Ungeborenen sollten schon vor der Geburt vernichtet werden. Einer der dafür abkommandierten «Experten» war Dr. Horst Schumann.

CAPESIUS: «Dr. Schumann, das war ein Sadist, nicht einmal SS-Mann, er lief in einer Luftwaffenuniform im Lager herum; ich ass ja manchmal im Offizierskasino mit ihm zu Mittag, das war allerdings vor meinem Krach mit Dr. Wirths, und da machte er sich gross und brüstete sich mit seinen Versuchen. Ich konnte das nicht mehr mit anhören, schwieg aber, denn er hatte ja seinen Auftrag, wie Clauberg oder Wirths auch, direkt vom RFSS Himmler, ich weiss, mal sassen wir da mit Professor Clauberg zusammen, und der sagte, er habe eben dem Reichsführer berichtet, dass er seine Sterilisationsmethode unter Dach und Fach habe.»

Adam: Ich hatte Zugang auch zu Baracke 30 und zu diesem Versuchszentrum, ich war ja so etwas wie ein Verbindungsmann der «Kampfgruppe Auschwitz» und kam dann auch zum Widerstand im «Sonderkommando»; wie ein Wunder, dass Langbein, der im Revier arbeitete und vor allem zu Dr. Wirths Beziehungen hatte, so wie Nyis-

zli zu Mengele, mir zum Teil Sonderausweise verschaffte oder mich andauernd versetzen liess von einem Kommando zum andern; doch darüber werde ich dir sicher noch einiges erzählen, es ist wichtig; weil immer wieder vergessen wird, dass es diesen Widerstand gegeben hat, der unsere Moral hoch hielt, uns als Menschen überleben liess. Es gab diesen Untergrund der Hilfe, nicht nur den Untergrund des Bösen und der Korruption; oder sagen wir: Es gab auch die «positive Korruption» ... Sogar dein Roland schwafelt ja von der «Menschlichkeit, die dort geblüht» haben soll!

Weisst du, dort hatte ich natürlich kaum einen Überblick, solange ich Häftling war, im Ganzen batte ich dort wenig gewusst, auch wenn ich viel mehr wusste als die meisten, doch nachher erfuhr man mehr; ich sah diesen Mörderarzt zwar dort in der Versuchsbaracke, diesen Schumann, doch blickte ich damals nicht durch; er war ein «arischer» Schönling, noch jung, und dachte wohl an eine Habilitation, womöglich bei dem Gynäkologen Professor Clauberg, mit dem man ihn oft zusammen sah; Clauberg war ebenfalls ein Menschenfeind, oft heftig und herrisch, wenn auch eine Karikatur im Jägeranzug, der auch im Klüngel der SS-Ärzte lebte und einen Lehrstuhl für Erbbiologie erhoffte. Schumann war eiskalt, hatte keine menschlichen Regungen, obwohl kein SS-Mann, doch mehr als andere ein «korrekter» Schlächter; von Berner, aber auch von Langbein und den Häftlingsärzten erfuhr ich Dinge, dass mir die Haare zu Berge standen.

Von Clauberg hatte Schumann die Idee, doch mal auf «natürlichem» Weg seine Massensterilisationsmethode zu testen. So kam dies Experiment zustande; allerdings nicht in Schumanns Röntgenraum mit zwei riesigen Röntgengeräten im Block 30 des Frauenkrankenhauses, wo arme jüdische Griechinnen lagen, die er aus seinem Zimmerchen durch ein mit Bleieinlage strahlengeschütztes Fenstereben beobachtete – seine kalten Blicke ungerührt auf die Schreienden gerichtet, deren Eierstöcke verbrannt wurden –, sondern in einer dafür «luxuriös» mit Teppichen ausgelegten und mit anderen Annehmlich-

keiten eingerichteten Zelle, sollte dieses «Experiment», auf das er wohl seine Habilitation aufbauen wollte, stattfinden.

Dr. Berner war als Häftlingsarzt ebenfalls herangezogen worden, und ich sah ihn ratlos dabeistehen. Er flüsterte mir mit bitterem Lachen auf Ungarisch zu: «Forschung kennt so keine Grenzen.» Die Versuchspersonen hatte man sorgfältig ausgesucht, es waren die vorher der Sterilisation unterworfenen Liebenden ... es waren Paul und Lotte dafür ausgesucht worden. Man hatte sie im Puff beobachtet. Spitzel gab's dafür überall ... Und Lotte wurde der furchtbaren Strahlenbehandlung ausgesetzt. Sie schrie und wimmerte dabei und nachher erst recht ... Clauberg hatte ihr auch noch zusätzlich die «Reizflüssigkeit» gespritzt. Paul wurde ebenfalls «behandelt». Schumann hatte die beiden ausgewählt, weil er annahm, dass sie, die in den letzten Wochen nicht zueinander kommen konnten, sie wurden aus «taktischen Gründen» nicht mehr zueinander gelassen, aufeinander zustoßen würden, wenn sie jetzt zusammenkommen konnten; Paul durfte plötzlich nicht mehr mit dem Installationskommando ins Frauenlager, doch musste er von seinem Fenster aus täglich die Geliebte sehen, sie ihn; und diese Monsterärzte dachten wohl an Pawlowsche Hunde, Speichel und Säfte fließen ...so heiss also durch Trennung, wie sie eingeschätzt wurden, sollten die beiden nun in einem Liebesakt den Ärzten als Versuchskaninchen dienen. Diese menschlichen Ungeheuer vergassen dabei, dass Liebe ein Himmels Geschenk ist und der Liebesakt ein sakrales Ereignis, das ohne einen göttlichen Funken undenkbar ist.

Die Erwartung der SS-Ärzte aber wurde natürlich in dieser Liebes-Untersuchung gründlich enttäuscht; Liebe lässt sich nicht auf Hormon- und Säftebasis und durch Hirnströme erklären, oder die Wirkung von Sterilisation und Liebe verbinden. Es kam also ganz anders als gedacht, und auch dieses sehe ich als einen unglaublichen und zutiefst intimen Widerstand an: Nachdem die Liebenden von zwei SDGs in das Liebeszimmer geführt worden waren, kauerten beide in

einer Ecke, wirkten apathisch und so, als ob sie schliefen. Keine Regung zueinander hin, ja, sie sprachen nicht einmal miteinander, sie wirkten wie betäubt, wie krank, so, als wären sie gestorben.

Ein einziger Arzt, Dr. Fischer, der mit Wirths zusammenwohnte, protestierte gegen dieses «Experiment». Er war ja ein Querkopf. Und Wirths beklagte sich über ihn bei seiner Frau.

Auch Alexander Kluge berichtet über diesen Versuch, er setzte dazu zwei Augenzeugen ein, deren Aussagen er subtil kombiniert, ich weiss, wer es war, es war mein Leidensgenosse und Freund Dr. Berner, doch vor allem das Tagebuch und die Briefe eines der mitagierenden Ärzte, und zwar die des Dr. Wirths, Aufzeichnungen von Schumann selbst, sowie Kluges eigene Einfühlung in den Fall.

Alexander Kluge. Dr. Schumann: «Diese Passivität war deshalb besonders unangenehm, weil hochgestellte Gäste sich zur Beobachtung des Versuchs angesagt hatten; um den Fortgang des Experiments zu beschleunigen, befahl der Standortarzt Wirths und Leiter des Versuchs, den beiden Gefangenen die Kleider fortzunehmen.

Schämten sich die Versuchspersonen?

Man kann nicht sagen, dass die Versuchspersonen sich schämten. Sie blieben im Wesentlichen auch ohne ihre Kleidung in den bis dahin eingenommenen Positionen, sie schienen zu schlafen. Wir wollen sie ein bisschen aufwecken, sagte der Leiter des Versuchs. Es wurden Schallplatten herbeigeht. Durch das Bullauge war zu sehen, dass beide Gefangenen auf die Musik zunächst reagierten. Wenig später verfielen sie aber wieder in ihren apathischen Zustand. Für den Versuch war es wichtig, dass die Versuchspersonen endlich mit dem Versuch begannen, da nur so mit Sicherheit festgestellt werden konnte, ob die erzeugte Unfruchtbarkeit bei den behandelten Personen auch über längere Zeitabschnitte hin wirksam blieb. Die am Versuch beteiligten Mannschaften warteten in den Gängen einige Meter von der Zellentür entfernt. Sie verhielten sich im wesentlichen ruhig. Sie hat-

ten Weisung, sich nur flüsternd miteinander zu verständigen. Ein Beobachter verfolgte den Verlauf des Geschehens im Innenraum. So sollten die beiden Gefangenen in dem Glauben gewiegt werden, sie seien jetzt allein.

Trotzdem kam in der Zelle keine erotische Spannung auf. Fast glaubten die Verantwortlichen, man hätte einen kleineren Raum wählen sollen. Die Versuchspersonen selbst waren sorgfältig ausgesucht. Nach den Akten mussten die beiden Versuchspersonen erhebliches erotisches Interesse aneinander empfinden.»

Wer waren sie:

Dr. Schumann: «Lotte, Tochter eines siebenbürgischen jüdischen Rechtsanwaltes, Jahrgang 1917, also etwa 30 Jahre alt, mit arischem Ehemann, Abitur, Studium der Kunstgeschichte, galt in der Kleinstadt Bistritz als unzertrennlich von der männlichen Versuchsperson, einem gewissen Paul, Jahrgang 1900, ohne Beruf. Wegen Paul gab Lotte den rettenden Ehemann auf. Sie folgte ihrem Liebhaber 1944 nach Prag, später nach Paris. Dort wurden sie als Juden verhaftet. Mit einem Transport aus Drancy kamen beide nach Auschwitz. Im Lager versuchten sie zueinander zu kommen. Nach unserer Beobachtung trafen sie sich mehrfach im Bordell. Lotte hatte sich freiwillig als Hure gemeldet. Insofern unsere Enttäuschung: Jetzt durften sie endlich, und jetzt wollten sie nicht.»

Alexander Kluge: Dr. Schumann: «Waren die Versuchspersonen nicht willig?

Grundsätzlich waren sie gehorsam. Ich möchte also sagen: willig.

Waren die Gefangenen gut ernährt?

Schon längere Zeit vor Beginn des Versuchs waren die in Aussicht genommenen Versuchspersonen besonders gut ernährt worden. Nun lagen sie bereits zwei Tage im gleichen Raum, ohne dass Annäherungsversuche festzustellen waren. Wir gaben ihnen Eiweissgallert aus Eiern zu trinken, die Gefangenen nahmen das Eiweiss gierig auf. Oberscharführer Wilhelm liess die beiden aus Gartenschläuchen an-

spritzen, anschliessend wurden sie wieder, frierend, in das Dielenzimmer geführt, aber auch das Wärmebedürfnis führte sie nicht zu einander.

Fürchteten sie die Freigeisterei, der sie sich ausgesetzt sahen? Glaubten sie, dies wäre eine Prüfung, bei der sie ihre Moralität zu erweisen hätten? Lag das Unglück des Lagers wie eine hohe Wand zwischen ihnen?

Wussten sie, dass im Falle einer Schwängerung beide Körper sezerniert und untersucht würden? Dass die Versuchspersonen das wussten oder auch nur ahnten, ist unwahrscheinlich. Von der Lagerleitung wurden ihnen wiederholt positive Zusicherungen für den Überlebensfall gemacht. Ich glaube, sie wollten nicht. Zur Enttäuschung des eigens herangereisten Obergruppenführers A. Zerbst und seiner Begleitung liess sich das Experiment nicht durchführen, da alle Mittel, auch die gewaltsamen, nicht zu einem positiven Versuchsausgang führten. Wir pressten ihre Leiber aneinander, hielten sie unter langsamer Erwärmung in Hautnähe aneinander, bestrichen sie mit Alkohol und gaben den Personen Alkohol, Rotwein mit Ei, auch Fleisch zu essen und Champus zu trinken, wir korrigierten die Beleuchtung, nichts davon führte jedoch zur Erregung. Hat man denn alles versucht? Ich kann garantieren, dass alles versucht worden ist. Wir hatten einen Oberscharführer unter uns, der etwas davon verstand. Er versuchte nach und nach alles, was sonst todsicher wirkt. Wir konnten schliesslich nicht selbst hineingehen und unser Glück versuchen, weil das Rassenschande gewesen wäre. Nichts von den Mitteln, die versucht wurden, führte zur Erregung.

Wurden wir selbst erregt?

Jedenfalls eher als die beiden im Raum; wenigstens sah es so aus.

Andererseits wäre uns das verboten gewesen. Infolgedessen glaube ich nicht, dass wir erregt waren. Vielleicht aufgeregt, da die Sache nicht klappte.

Will ich liebend Dir gehören, kommst Du zu mir heute Nacht?

Es gab keine Möglichkeit, die Versuchspersonen zu einer eindeutigen Reaktion zu gewinnen, und so wurde der Versuch ergebnislos abgebrochen. Später wurde er mit anderen Personen wieder aufgenommen.

Was geschah mit den Versuchspersonen?

Die widerspenstigen Versuchspersonen wurden hinausgeführt und mit dem Kleinkalibergewehr einzeln, nicht gemeinsam, erschossen.

Beide standen nackt nebeneinander, durften sich aber weder ansehen noch berühren.

Soll das besagen, dass an einem bestimmten Punkt des Unglücks Liebe nicht mehr zu bewerkstelligen ist?»

MEIN GOTT, WISSENSCHAFT

1

CAPESIUS: «Bei Dr. Nyszli holte sich auch Dr. Münch lebendfrische menschliche Leber für die Nährböden im Hygiene-Institut. Ausserdem gab es im ‚Kanada‘-Komplex zwei grosse Baracken eines Anatomico-Pathologischen Instituts, das weder von Nyszli noch sonst von jemandem erwähnt wird, wo aber viele Präparate von Föten und Abnormitäten aufbewahrt wurden, laut Aussage eines, der es wissen musste.»

Wer war das, nicht Capesius selbst? Und woher weiss er es? Tadeusz, der ja zu «Kanada» gehörte, ebenso Adam Salmen, erzählen davon.

Adam: Ja, ich sah 's auch, du kannst es nur automatisch und wie ein Zombie, nicht wie ein fühlender Mensch mitmachen, das hatten die Nazis geschafft, dass es wirklich so aussah, als wäre der Mensch nichts als eine Fleischmaschine, ein höheres Tier, «Rasse», nichts als der Körper einer «Blutzugehörigkeit». Nur das Sichtbare, sonst nichts, der Wahnsinn des zwanzigsten Jahrhunderts, der sich weiter fortsetzt als «Zivilisation» heute, ohne dass dies sichtbar wird, was wir dort sehen mussten: Nur ein einziges Beispiel, das in mir jetzt wie ein Schreckensbild auftaucht, immer wieder kommen sie, diese Bilder, die Toten leben: Dreihundert Tote mit Lastwagen zum Verbrennen fahren. Um den Arm eine Schlinge, Schlinge am andern Ende dann um den Arm des Toten, durch den Sand zum Auto geschleift, sie schichten, «ordnen», auf den Weichteilen herumtreten.

Frau Dr. Lindgens: «Die Achse Dahlem-Auschwitz. Unter der Leitung Ottmar von Verschuers offenbarte sich die letzte tödliche Konsequenz der rassenhygienischen Wissenschaft und Forschung, der im Nationalsozialismus keine Grenzen gesetzt waren.

Verschuer, seit 1934 Herausgeber der Zeitschrift ‚Der Erbarzt‘ und seit 1936 Fachmann für Biologie in der ‚Forschungsabteilung Judenfrage‘ des ‚Reichsinstituts für Geschichte des Neuen Deutschlands«, galt als wissenschaftliche Koryphäe auf dem Gebiet der Zwi-

lingsforschung. Er kehrte 1942 nach Berlin zurück und wurde Nachfolger des pensionierten Eugen Fischer als Direktor des KWI (Kaiser Wilhelm Instituts), nachdem er von 1935-1942 das neu gegründete Institut für Erbbiologie und Rassenhygiene an der Uni Frankfurt / Main geleitet hatte. Der gute Kontakt zu seinem ehemaligen Doktoranden und Assistenten in Frankfurt, Dr. Mengele, sollte sich für die Forschungen Verschuers als äusserst günstig erweisen, denn nach Mengeles Amtsantritt in Auschwitz (Mai 1943) wurde das grösste NS-Vernichtungslager zum «weltweit einmaligen Forschungslabor des KWI für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik» (der ehemalige Student des Institutes, der Siebenbürger Nyiszli, wurde dann in Auschwitz Assistent von Dr. Mengele!).

Verschuers unbändiger Forscherdrang wurde massiv unterstützt von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG). An einigen der Forschungsprojekte Verschuers war Mengele, der ‚vor Ort‘ über eine unbegrenzte Quelle an «Forschungsmaterial» verfügte, direkt beteiligt, wovon Verschuer die DFG in seinen Forschungsberichten auch ordnungsgemäss in Kenntnis setzte: «Mit Genehmigung des Reichsführers SS Himmler werden anthropologische Untersuchungen an den verschiedensten Rassegruppen dieses Konzentrationslagers Auschwitz durchgeführt und die Blutproben zur Bearbeitung an mein Laboratorium verschickt.» Auschwitz, das «grösste Genetiklabor der Welt», wird zum wahren Paradies der erbbiologischen Forschung. Bevorzugte Forschungsobjekte waren dabei Juden, Zigeuner und Menschen mit «Missbildungen», wie «Zwerge» oder «Verwachsene» – vor allem jedoch Zwillinge, denn Zwillingsforschung war das Steckenpferd von beiden, vom Lehrer (Verschuer) wie auch vom Schüler (Mengele).»

Mein einst von mir verehrter Naturkunde-Lehrer Eckhardt Hügel aus Schässburg wollte so gern dazugehören, so gern, wie Roland zur SS gehören wollte. So lese ich mit Erschrecken in Eckhard Hügel's «Rassenforschung und Volksgruppe» (S.107-114): «Die Rassen-

frage bildet den Angelpunkt der Weltenwende unserer Zeit; Rasse bedeutet heute schon eine Aufgabe für die Männer der Tat. Und die Rasse steht schon längst im Kern unserer Weltanschauung – als erster Wert und Mass aller Dinge.» Hügel war Leiter des «Sippenamtes» in Hermannstadt. Als Lehrer war er scharf auf alle hübschen Schülerinnen. Hügel: «Die Fruchtbarkeit ist rassenpolitisch gesehen von ausschlaggebender Bedeutung ... So ist auch die Frage nicht unwichtig, ob sich innerhalb der deutschen Volksgruppe Verschiebungen in der wertmässigen Zusammensetzung durch eine unterschiedliche Fruchtbarkeit abspielten und abspielen. Wie steht es auf der anderen Seite mit der Vermehrung von Minderwertigen. Wie weit hat neben der Behinderung in der Vermehrung eine AUSMERZE minderwertigen Erbgutes stattgefunden?»

2

Und dann hiess es in Siebenbürgen 1944: Jede deutsche Mutter schenkt dem Führer ein Kind. Bekannt ist der Spruch einer Bäuerin: «Kommt der Herr Fihrer zu uns oder missn mir zum Herrn Fihrer fahren?»

«Das stinkt nach Menschenstall und blonder Zeugung im Gewölle, volksrein, volksartig, volkhaft, völkisch», spottete Onkel Daniel: «Der Volksschoss ist fruchtbar, daraus kriecht es ... und die deutsche Mutter öffnet den Schoss für den Schlappschwanz des Führers; Millionen Kinder, Millionen Schafe für ihn. Kanonenfutter. Sieg Heil. Alles Kranke, Entwurzelte, Unblonde, Feuchte ausmerzen, weg mit den Meckerern.»

«Entnordung», sagte Roland, «ist Bastardisierung. Schlingpflanzen, Phallusse, Schlangen des Urwaldes. Lichtbringer Zeus, ordnen der Wille des Staates. Zucht, Zeus und Mann.»

Kein Wunder, dass die Gesundheit so wichtig war! Grossvater auf der blauen Veranda dachte es zum x-ten Mal: Tief drinnen im Herzen ist der Befehl.

Roland in seiner SS-Uniform mit Tellermütze und dem Totenkopf. Roland kam immer wieder auf Heimaturlaub, er war verdächtig oft zu Hause; diesmal war es ein Zigeunertransport, den er begleitet hatte, und er redete auf der Steilau im Sommerhaus beim Frühstück schon von der «Auslese», und dass wir stolz sein müssten, Siebenbürger Sachsen zu sein.

Roland. «Aber es darf keine Zersplitterung geben, nein, das wäre eine Sünde wider die Weltordnung; Einheit ist alles. Krankheit muss ausgemerzt, aus dem gesunden Körper herausgeschnitten werden. Eiserner Zusammenhalt, das ist alles ... der Rassenkampf, Blut und Geschlecht. Biologie und Rasse das Höchste, das Wunder!»

3

«*Staatsanwalt Kügler:* Ja. Sind in den Krematorien irgendwelche Experimente medizinischer Art durchgeführt worden, und wo war das?

Zeuge Filip Müller. Es wurden Experimente durchgeführt. 1944, bei den ungarischen Transporten befanden sich im Krematorium in einem Raum zwei ungarische Ärzte, Pathologen. Der eine, wenn ich mich recht erinnere, hiess Doktor Nyiszli, ein kräftiger Mann. Die hatten Experimente durchgeführt. Und zu ihnen kam auch sehr oft der Doktor Mengele. Diese beiden Häftlinge wurden dann in das Krematorium IV gebracht. Wo sie in dem Raum neben dem Kamin – das war der Raum, der den Verbrennungsraum mit dem Auskleideraum verband ... seziierten. Dort, in diesem Raum, hat mit diesen beiden ungarischen Ärzten noch ein anderer Mann gearbeitet, der kein Arzt war. Und er stammte aus Theresienstadt. Ich habe selbst persönlich gesehen, dass sie einen Menschen, der bucklig war, in ein Fass reingegeben hatten. Sie haben verschiedene Salze und Säuren hineingetan, um sein Skelett zu gewinnen. Und dass sie von den Leuten, die dort erschossen worden sind, Fleisch genommen haben.»

Adam hat wie durch ein Wunder überlebt; er hatte mit zum Sonderkommando gehört, das ja meist alle drei Monate liquidiert wurde. Er kannte nicht nur Frau Dr. Böhm, sondern auch den Siebenbürgischen Arzt aus Grosswardein, Dr. Nyiszli gut, traf ihn oft; Nyiszli hatte seinen eigenen Schlaf- und Sezierraum, und als Sklavenarzt Dr. Mengeles und Dr. Wirths', des Standortsarztes, «wohnte» er in der Nähe des Krematoriums I, wo es genug Körper zum Sezieren gab. Adam sagte, Nyiszli habe einen grösseren Überblick gehabt, als er: *Nyiszli konnte sich mit einem Passierschein von Mengele frei im Lager bewegen, und sein Zimmer war nah an der Rampe, er hörte bei der Ankunft eines Transportes zuerst die Kommandos, das Brüllen der SS, dann den Lärm im Heizungsraum des Krematoriums, das Summen der Elektromotoren für die 15 Ventilatoren, die das Feuer der Öfen auf 1800° brachten.*

CAPESIUS: «Vom Frühjahr 1942 an rollten die Todeszüge mit Juden in das Vernichtungslager. Allein in diesem Jahr kamen 166 Transporte mit ungefähr 180.000 Deportierten dort an, 1943 waren es 174 mit etwa 220.000 Menschen, und 1944 beförderte die Reichsbahn ungefähr 300.000 Opfer in 300 Zügen. Es handelte sich um Viehwagons.»

Dr. Nyiszli'. «,Ich brauche ordentliche Arbeit», sagte Dr. Mengele, ,denn wir leiten die Protokolle von hier weiter zum Rassenbiologischen und Anthropologischen Institut in Berlin-Dahlem.»

So erfahre ich, dass die hier stattfindenden Untersuchungen von einem der berühmtesten wissenschaftlichen Institute der Welt geleitet werden.

Ich erhalte neue Zwillingseichen. Vier Paare aus der Zwillingssgruppe des Zigeunerlagers werden gebracht. Es sind die Leichen von Zigeunerkindern, die noch nicht einmal zehn Jahre alt waren.

Ich führe die Sektion des ersten Zwillingspaars durch. Jede Phase des Verlaufs protokolliere ich. Ich eröffne die Schädelhöhle, entnehme das Gehirn und die Hirnanhangdrüse. Alles überprüfe ich. Dann

erfolgt die Öffnung des Brustkorbes, das Heraustrennen von Rippen und Brustbein. Anschliessend entferne ich die Zunge durch einen Schnitt unter dem Kinn, zusammen mit der Speiseröhre, der Luft- röhre und den Lungen. Damit ich alles klar erkennen kann, säubere ich die Organe von Blut. Der anscheinend bedeutungsloseste kleine Fleck, die kleinste Verfärbung kann ein wichtiger Befund sein. Nun habe ich auch das Herz herauspräpariert. Ich halte es unter flies- sendes Wasser und wasche es ab. In meiner Hand drehe ich es hin und her. An der Aussenwand der linken Herzkammer bemerke ich einen winzigen, runden, blassroten Fleck, der kaum von der Umgebung ab- weicht. Er kann nur von einem Nadelstich stammen. Ich kann mich nicht täuschen! Es ist ein Einstich, der mit einer sehr feinen Nadel ausgeführt wurde. Natürlich mit einer Injektionsnadel. Das Kind be- kam also eine Injektion ins Herz. Doch warum? Dorthin erhält man Injektionen nur in ganz dringenden Fällen, etwa bei einem Herzstill- stand. Gleich werde ich es wissen. Ich öffne das Herz und lege seine linke Kammer frei. Das dort befindliche Blut wird bei einer Sektion mit einem Löffel entfernt und gewogen. Das ist hier nicht möglich, denn ...»

Frau Dr. Böhm: «Auch der Dr. Dering, aber vor allem der Dr. Max Samuel, der war ja mal ein bekannter Gynäkologe in Köln, dienten den SS-Ärzten bei ihrer schweren Arbeit». Sie assen freilich nicht mit uns, aber Wirths sagte mal, dass der Samuel so sehr mit grossem Eifer den Frauen für seine Krebsversuche Teile des Gebärmutterhal- ses herausschnitt, und das tat sehr weh, eine nach der andern, dass sogar er ihn bremsen musste. Der Samuel hatte ja einen Passierschein von Wirths, und konnte sogar das Lager verlassen. Da sieht man, wie schuldig sich auch die Häftlingsärzte in Auschwitz gemacht hatten. Immer nur aus Angst? Oder weil es die berühmte aschene Grauzone der gemeinsamen Verstrickung in diesem Lebenswelt-Monstrum vor allem für sie und die Kapos gab? Weil Korruption und «Beziehun- gen», bekannt vom Balkan her als Überlebensmittel, hier eigentlich

die einzige Möglichkeit waren, am Leben zu bleiben? So bei dem schuldig gewordenen Samuel. Denn Dr. Samuels Tochter war im Lager, er meinte, sie so zu ‚schützen‘. Und dann haben sie ihn 1944 doch als Mitwisser mit dem Kleinkalibergewehr hingerichtet, der Muhsfeldt machte das, er war Kommandant des Krematoriums I.

Und das Leben ging weiter, immer weiter. Auch in Auschwitz. Und das war eben so, dass durch nichts auch nur im Geringsten der Alltag gestört, gar eine Augenöffnung oder eine seelische Veränderung eintrat, obwohl die Geschehnisse so furchtbar waren, dass sie nicht zur normalen Wahrnehmung passen konnten. Tag und Nacht rauchten die Kamine. Spürte jeder den süßlichen Geruch verbrannter Menschenleiber, der durch alles drang, alles erfüllte, unsichtbar wie ein feiner Totenleib in jedem war.»

4

Adam: Es gab die Grauzone und die jüdische Mitschuld. Am schwersten aber ist die Mitschuld der jüdischen Führer und der «Judenräte» zu verkraften, ohne ihre Mithilfe wäre der Genozid gar nicht möglich gewesen. So lag die Festnahme der Juden etwa in Berlin ausschließlich in den Händen der jüdischen Polizei. Und auch lokal waren immer die anerkannten jüdischen Autoritäten Mitglieder des «Judenrates». Auch Hannah Arendt schrieb in ihrem Buch «Eichmann in Jerusalem», dass diese Rolle der jüdischen Führer bei der Zerstörung ihres eigenen Volkes für Juden zweifellos das dunkelste Kapitel in der ganzen dunklen Geschichte sei.

Eichmann selbst wunderte sich, dass von keiner Seite der normalen Beamten und Behörden in Deutschland irgendein Widerspruch, gar Sabotage kam. Alle machten willig und eifrig mit. Und alles funktionierte reibungslos, unter Mithilfe der jüdischen Organisationen und Autoritäten. Als ging es irgendwohin in die Ferien mit der gan-

zen Familie, nicht in den Tod, folgten die Juden brav diesen Aufforderungen und stellten sieb mit ihrem Gepäck.

Hannah Arendt: «Die Judenräte wurden von Eichmann oder seinen Leuten darüber informiert, wie viele Juden man für die jeweils bewilligten Transporte benötigte, und sie stellten danach die Listen der zu Deportierenden auf. Und die Juden liessen sich registrieren, sie füllten zahllose Formulare aus, beantworteten unendliche ausführliche Fragebögen über ihren Besitz, damit die Beschlagnahme ohne Komplikationen erfolgen konnte, und dann fanden sie sich pünktlich an den Sammelstellen ein und kletterten in die Güterwagen. Die wenigen, die sich zu verbergen oder zu fliehen versuchten, wurden von besonderen jüdischen Polizeitruppen ausfindig gemacht.»

Eichmann sah nur, dass keiner protestierte, dass alles klappte, weil alle «zusammenarbeiteten».

Adam: Es war der helle Wahnsinn bürokratischer «staatsbürgerlicher» Massen-Realität! Doch schlimm ist, dass die Judenräte es taten, um die Prominenten, also sich selbst zu retten. Und sie genossen ihre neue Macht. So fuhr der Judenälteste Chaim Rumkowski von Lodz in einer Art Karosse herum, druckte Geldscheine mit seiner Unterschrift und Briefmarken mit seinem Porträt, während die Frauen und Kinder, die Säuglinge und Alten seines Volkes zu Asche wurden.

5

Adam: Es gab auch die Grauzone der «Börse», eine Art Superflohmarkt. Ich ging mit Kielar und Borowski dorthin, und beide haben nachher diesen «Ausflug» dann auch beschrieben,¹⁴ ging also ein wenig angeekelt, zugleich aber auch neugierig dorthin, weil mich einer der sächsischen Scharführer gebeten hatte, ihm «etwas» zu besorgen,

¹⁴ Vgl. Kielar und Borowski (Bibliographie).

erfahre auf «Heimaturlaub» «hinunter» nach Siebenbürgen; der Sachse war plötzlich da aufgetaucht, der Blockälteste hatte mich gerufen, da der Scharführer in der Blockältestenstube wartete. Es war zur Zeit des Warschauer Aufstandes; ich war ziemlich aufsässig geworden, ich nahm die Mütze vor der SS nicht mehr ab, nahm keine Achtungsstellung mehr ein. In meinen Augen war schon Hass, keine Angst mehr. Der SS-Mann stand etwas unsicher da: «Ich fahre in den Urlaub, Sie müssen für mich etwas organisieren, am besten eine Brosche in Goldfassung.» «Sie»? Ja. Er griff in seine Tasche, die er mitgebracht hatte: zog zwei dicke SS-Würste, Zigaretten und zwei Flaschen Spiritus heraus. «Also ich komme morgen Nachmittag wieder.» Dann ging er schnell hinaus.

Ich ging zur «Börse» des «Sonderkommandos». Vielsprachiger Lärm. Babel. Lachen, Streit. Drängen. Singen. Gerüche nach gerösteten Zwiebeln, der Duft einer ORANGE; nur auf dem Ofen getrockneten Kleidungsstücke; es hatte geregnet, dumpfer Geruch, nein, Gestank, da dünsteten diese Kleider aus, es wurde mir übel davon. Ein Kapo stolzierte in eleganter Kleidung vorbei, und zog einen Schweif französischen Parfüms hinter sich her. In einer Ecke dicht unter dem Dach zwei gebeugte alte Juden, einer unrasiert mit gelbem Bartwuchs, der pickte aus Goldkronen mit einer Nadel Gips oder auch abgebrochene Zähne aus. Er schaute mich nur kurz mit einem schrägen Blick an und pickte weiter. Ein Toter auf Urlaub mit Resten anderer Toter. Kleine Gipsstückchen fielen zu Boden, manche prallten auf die Schalen einer kleinen Waage, die auf einem in den Balken geschlagenen Nagel hing, leise schwankte, metallisch singende Laute von sich gab; jemand hatte mit einem Stift auf ihren Arm «Gerechtigkeit» geschrieben. Auf einer Atlas-Daunendecke in einer Vertiefung, die durch die Schwere der kostbaren Goldlast entstanden war, lagen wild durcheinander Münzen, goldene Trauringe, Brillantringe, Goldzähne, Broschen, Goldkettchen, Golduhren; ein unheimlich verrunzelter, zum Skelett abgemagerter uralter jüdischer Juwelier aus Amsterdam starrte mich aus einem Auge an, das zweite Auge

war durch eine eingeklemmte Lupe, mit der er die Ware untersucht hatte, verdeckt. Halb jiddisch, halb in der lagerszpracha verständigte ich mich mit ihm. «Also zeig mal her, was du hast.» Ich zeigte auf den Fusel. Der Juweliergreis (Wie hatte der nur die Selektion passieren können, er muss übernatürliche Gaben haben! Gold also, Gold schon dort an der Rampe?, dachte ich,) griff mit seiner behaarten Pranke in die Vertiefung, griff eine ganze Handvoll Gold, und legte mir dann das Stück eines Kiefers mit Goldzähnen und einer Prothese in den Schoss. Es gibt kaum noch Transporte. «Kanada c'est fini», sagte er bedauernd. Angeekelt warf ich Zähne samt Prothese zurück auf den Haufen. Und begann dann zu feilschen wie auf dem Czernowitzer Markt. Für die SS-Wurst bekam ich schliesslich eine mit Steinen verzierte Platinuhr, und für den Fusel die vom sächsischen Scharführer begehrte Goldbrosche, sonst aber waren es wieder lauter Zähne ... Goldzähne, Gebisse. Aber auch kleine Brillanten. Und für den Scharführer gab es einen neuen Zivilanzug ...

6

Adam wusste einiges über diese Heuchelei und die «Grauzone» der Moral: Wenn die Deutschen auch immer vorgaben, in den KZs eine «kriegswichtige» Aufgabe «anständig» zu erfüllen, so wussten sie doch, dass ihr Tun verbrecherisch war, und darum bemühten sie sich um diese Tarnung. Beispielsweise war offiziell niemals von Tötung die Rede, denn dafür benutzte man andere Ausdrücke, zumeist noch in Abkürzungen: S(onder-) B(ehandlung), N(acht und) N(ebel), R(ückkehr) U(nerwünscht) etc. Auf Seiten der Häftlinge wurden Nachrichten und Informationen oftmals so kunstvoll getarnt, dass sie die Zensur ohne Beanstandung passierten. Beispielsweise schrieben Roma einen (scheinbar) ganz normalen Brief, der mit der Zeile endete: «Extragruss von Baro Nasslepin, Elenta und Marepin», und diese

Wörter hiessen «grosse Krankheit, Elend und Mord». Jüdische Häftlinge schrieben ihre Nachrichten in hebräischen Buchstaben auf Notenzeilen, so dass es wie ein Notenblatt aussah.

Dr. Nyiszli in einem Kassiber an seine Frau im Frauentagen. «Aber immer ist alles verkehrt hier, alles wird unweigerlich zum Schlimmen, ja, Furchtbaren, auch das angeblich Gute für uns: Und man munkelt, es sei einer Intervention von Churchill zu verdanken, der mit Repressalien, Bombenangriffen, gegen Deutschland gedroht habe, wenn das Vergasen nicht sofort aufhöre! So werden jetzt wenigstens die gesunden Juden ausgesucht und ins Lager geschickt. Doch du siehst ja das Resultat bei euch, du klagst, dass ihr überfüllt seid. Klar, jetzt kommen doch tausend anstatt wie bisher fünfhundert Menschen in jeden Block. Und in euren Frauenbaracken sind es jetzt sogar 2.000, so dass ihr nur ‚abwechselnd‘ schlafen könnt, so liegt eine über der andern. Doch sogar die neu angekommenen Männer müssen in den Gängen zwischen den Pritschen schlafen. Das war genau in jenen furchtbaren Pflingsttagen so. Doch keine Angst, du weisst. Wie viele Selektionen es im Lager gab, fast jeden Morgen nach dem Appell. Und da wurden gleich Hunderte, gar Tausende nackt ins Gas getrieben. Ich sehe sie noch vor mir, die schreienden und weinenden nackten Frauen ... Du musst dich unbedingt zu den neuen Transporten, die nach Deutschland zur Arbeit abgehen, melden, UNBEDINGT!»

Adam: Eine ungeheure Korruption gab's von Anfang an in allem, was diesen Wahnsinn des grössten Zivilisationsbruches der Menschheitsgeschichte betraf! Und vor allem an seinem Höhepunkt: der «Ungarnaktion»! Ab 19. März 44 schon, nachdem die Deutschen Ungarn besetzt hatten und Eichmann in Budapest in einem Luxushotel residierte, auf grossem Fuss lebte, einen eigenen Chauffeur hatte, von den reichen Juden hofiert wurde. Es gab ja zwei rivalisierende Gruppen, den von Eichmann selbst aufgestellten «Judenrat», und das unabhängige «Zionistische Rettungs- und Hilfskomitee» mit dem legendären Joel Brand an der Spitze, der über erhebliche Mittel verfügte.

Du darfst nicht vergessen, durch die Weigerung Horthys, der zwar einen antisemitischen Staat führte, mit Judengesetzen, doch keinen ungarischen Juden herausgab, ja, sogar 130.000 jüdische Soldaten als Hilfskräfte in ungarischer Uniform an die Front schickte, war Ungarn eine Insel der Seligen und ein Hort der Sicherheit für die fast 900.000 «magyarisierten» Juden – im Gegensatz zu den «Ostjuden». Eichmann selbst verwendete einen gerissenen Trick mit dem «Judenrat», wo sogar ein Hofrat, Samuel Stern aus Horthys Staatsrat Oberhaupt war, 11 Parlamentarier dazu; Eichmann tat so, als sei man bestechlich, so dass alles möglich sei, und überzeugte so die Juden Ungarns von der Notwendigkeit solch eines «Judenrats». Korruption anfangs Trick, es wurden Damenwäsche, Schreibmaschinen, kostbare Bilder, Klaviere und Geld verlangt, Korruption wurde schliesslich für die Nazis Routine, Eichmann besuchte die jüdische Bibliothek und das Museum, circa 250.000 Dollar wurden gefordert. Und Gerüchte wurden gestreut, dass Himmler bereit sei, bei Zahlung von 3 Millionen Dollar, die ungarischen Juden zu schonen, und nur die polnischen auszuuroten. Joel Brand überbrachte sogar Eichmanns Angebot den Alliierten, dass bei Lieferung von 100.000 Lastwagen eine Million Juden freizukaufen seien. Es wurde gezahlt und gezahlt, die Gegenleistung war gleich null. Brand traf sich allmorgendlich mit den Nazis, die den Genozid vorbereiteten, absurderweise im Kaffeehaus, «idealistischer Jude» mit «idealistischen Deutschen», Welch Komödie. Die Nazis verhandelten lieber mit ihnen, den Zionisten, auch mit dem Dr. Kastner, der frei reisen konnte, sogar nach Nazideutschland. Preise für Freikauf wurden verhandelt, einige Juden durften tatsächlich nach Palästina ausreisen. Bei Fälschung von Taufscheinen, Pässen etc. wurde ein Auge zgedrückt. Die Zionisten wurden vom American Joint Distribution Committee auch finanziell unterstützt. Lüge und Betrug, von fast einer Million ungarischer Juden blieben noch etwa 160.000 am Leben.

Capesius hat die an der «Ungarnaktion Beteiligten» genau aufgelistet und in seinen Aufzeichnungen analysiert. Über den Lebemann Dieter Wisliceny, der sich nur «Baron» betiteln liess und Geschäfte mit den Budapester Juden machte, schreibt er:

CAPESIUS: «Wisliceny, SS-Hstuf. Adjutant von Eichmann und Stellvertreter. Wurde 1947 in Pressburg gehenkt. Transportfachmann. Hat auch den Abtransport in Klausenburg organisiert. Er war gross, sehr dick. Rundes fettes Gesicht, wie ein Kinderpopo. 186 cm gross, 125 kg schwer.»

Adam: Er half dem Mitglied des Judenrates von Budapest, einem reichen «Baron» Philipp von Freudiger etwa nach Rumänien zu fliehen. Und kassierte «Abschlagszahlungen» vom Judenrat. Nur, um sich mit ihm treffen zu können, zahlte das zionistische Hilfskomitee 20.000 Dollar an den Dicken. Man fuhr reiten und jagen, lebte in Luxushotels, genoss das Leben. Zum Schluss trauten ihm nicht einmal mehr die Nazis. Alles war ein einziges Netz von mörderischer Ellenbogentechnik, Protektion und Korruption, die Verbindung zu Reichtum und «guter Gesellschaft» war alles, vor allem 1944 und am Schluss. Während die Ärmsten der Armen, Alte, Frauen und Kinder ins Gas geschickt wurden, vor allem von den eigenen Leuten des «Judenrates» in ganz Europa. Jener «Baron» Freudiger hat einmal vorgerechnet, dass sich etwa die Hälfte der Opfer hätte retten können, wenn sie nicht den Weisungen des Judenrates gefolgt, sondern geflohen wären! Aber die oberste Führungsschicht der Juden erzählte dem Volk selbst das Märchen von der «Umsiedlung», obwohl sie genau wusste, wohin es ging: ins Gas. Es ist die grösste jüdische Schande! Und auch hier kann nur Erschrecken und Scham sein.

Im Lager selbst gab es Hierarchien und Protektion, die Korruption war riesig, auch im «Kleinen». Dr. Nyiszli konnte sogar seine Frau besuchen, er bekam als Sklavenarzt und Gehilfe Mengeles von diesem «als Dank» einen Passierschein. Und andere Häftlingsärzte auch, sie konnten sich frei im Lager bewegen! «Die Häftlingsärzte

haben sich auch schuldig gemacht», sagte Frau Dr. Böhm ungehalten. Über die Korruption der SS und SS-Frauen, schrieb auch Frau Dr. Perl in ihrem Bericht. Sogar Höss beklagte sich über deren Disziplinlosigkeit, ja, Verkommenheit. So etwa der SS-Rapportführerin Irma Grese. Sie batte sexuelle Beziehungen mit einem jungen Häftling.

7

Über ihr korruptes Verhalten schreibt CAPESIUS: «Irma Grese, eine angeblich sehr schöne Oberaufseherin, die schwanger wird und sich von ihr (Dr. Perl) kürettieren lässt, und die dafür einen blinkenden Koffer mit allen Instrumenten erhielt ... Grese drohte mit der Waffe, falls sie jemandem erzähle, was sie gemacht habe. Grese hätte ihr auch Kleider versprochen, sei aber nie mehr vorbeigekommen. Ein perverses Mistvieh mag Grese gewesen sein, laut Literatur, ich kannte sie nicht, aber alle haben in solchen Fällen sicher grosszügige Geschenke gemacht, denn die SS-Ärzte halfen nicht, weil sie dabei selbst mit ihrem Leben spielten.»

MITSCHULD DER JÜDISCHEN ÄRZTE

Der siebenbürgische Arzt Dr. Nyiszli schreibt über seine ärztliche Sklavenarbeit im Dienste des Dr. Mengele:

Dr. Nyiszli: «... das Blut ist zu einem harten Klumpen erstarrt. Ich zerteile ihn mit einer Pinzette und rieche daran. Der typische starke Geruch von Chloroform wird spürbar.

Das Kind erhielt also eine Chloroform-Injektion ins Herz! Und dies aus keinem anderen Grunde, als durch das eingespritzte Chloroform das Blut gerinnen zu lassen und einen sofortigen Herztod herbeizurufen!

Meine Knie zittern vor Aufregung. Ich habe das dunkelste ärztliche Geheimnis des Dritten Reiches gelüftet. Hier wird also nicht nur mit Gas, sondern auch durch ins Herz injiziertes Chloroform gemordet! Schweiß steht auf meiner Stirn. Zum Glück bin ich allein. Es

wäre mir schwergefallen, meine Erschütterung vor anderen zu verbergen. Ich beende die Sektion, notiere die vom Normalen abweichenden Befunde und beschreibe sie detailliert. Doch weder den Chloroformgeruch noch das geronnene Blut in der linken Herzkammer oder den Nadelstich in der Herzwand, erwähne ich im Protokoll. Das ist eine lebensnotwendige Vorsichtsmassnahme.

Die Unterlagen Dr. Mengeles über diese Zwillinge liegen vor mir. Auch sie enthalten alle wichtigen Untersuchungsergebnisse, Röntgenaufnahmen sowie die schon erwähnten Zeichnungen, doch die Umstände des Todes, die Todesursache selbst, sind nicht angeführt. So fülle auch ich diese Rubrik im Sektionsprotokoll nicht aus. Es ist nicht gut, an diesem Platz die erlaubten Grenzen zu überschreiten und das Gesehene auszulaudern! Ich bin nicht feige. Meine Nerven sind stark. Jedoch ...

Schon viele Todesfälle habe ich in meinem Leben aufgeklärt. Nicht wenige Ermordete untersuchte ich, Menschen, die man aus Eifersucht, Rache oder materieller Vorteile wegen umgebracht hatte. Ich obduzierte Selbstmörder und ermittelte bei an Krankheiten Verstorbenen die genaue Todesursache. Ich bin an die Erforschung der oft verborgenen Rätsel des Todes gewöhnt. Oft habe ich atemberaubende Überraschungen erlebt. Doch jetzt jagt mir ein Schauer des Schreckens nach dem anderen über den Rücken. Wenn Dr. Mengele ahnen würde, dass ich das Geheimnis seiner Injektionen kenne, wären zehn Ärzte im Namen der Politischen Abteilung der SS zur Stelle, um meinen Tod durch ‚Herzstillstand‘ zu bestätigen.

Die Leichen muss ich nach der Sektion befehlsgemäss dem Verbrennungskommando übergeben, das sie sofort einäschert. Die wissenschaftlich interessanten Leichenteile werden aufbewahrt, damit Dr. Mengele sie sich ansehen kann. Was auch für das Dahierner Institut von Bedeutung sein kann, muss ich asservieren. Das geht schliesslich in einem Paket auf die Reise, und damit es schneller befördert wird, kommt ein Stempel darauf: ‚Eilig, kriegswichtiger In-

halt. Ungezählte solcher Pakete expedierte ich während meines Aufenthaltes im Krematorium nach Berlin-Dahlem, auf die ausführliche Antworten mit wissenschaftlichen Meinungen oder Anweisungen eingingen. Zwecks Bewahrung dieses Schriftwechsels erstellte ich ein gesondertes Dossier. Für die übersandten seltenen Materialien sprach das Institut Dr. Mengele fast immer seinen tiefsten Dank aus.

Ich führe auch die Sektionen der anderen drei Zwillingspaare durch. Die gefundenen Abnormitäten werte ich aus. Die Todesursache ist auch bei ihnen die gleiche: eine Chloroform-Injektion ins Herz.

Dabei mache ich noch eine interessante Entdeckung: Von den vier Zwillingspaaren sind bei dreien die Augen verschiedenfarbig. Das eine ist blau, das andere braun. Diese Erscheinung tritt auch bei Nichtzwillingen auf, doch im vorliegenden Fall war sie von acht Zwillingen bei sechs zu beobachten. Das war eine ausserordentliche Häufung dieser Abnormität. In der Medizin heisst sie Heterochromie, also Verschiedenfarbigkeit. Ich präpariere die Augen heraus und lege sie, jedes für sich, in Formalin, wobei ich alle Angaben dazu genau notiere, damit sie nicht durcheinandergeraten. Bei den vier Zwillingspaaren finde ich noch etwas. Als ich die Halshaut an beiden Seiten frei präpariere, liegt unter dem oberen Ende des Brustbeines ein runder walnussgrosser Gewebeknoten. Beim Eindrücken mit der Pinzette bricht zähflüssiger Eiter hervor. Ein sehr seltener, aber in der Medizin bekannter Befund. Man nennt ihn Dubois-Abszess, ein Symptom der angeborenen Syphilis. Bei allen acht Zwillingen ist er vorhanden. Zusammen mit dem umgebenden gesunden Gewebe entnehme ich die Knoten und lege sie in mit Formalin gefüllte Gläser.

Ich protokolliere alles. Nur die Rubrik ‚Todesursache‘ lasse ich auch hier frei.

In den Nachmittagsstunden macht Dr. Mengele seine Visite. Ich berichte über die ausgeführte Arbeit. Die Protokolle von zehn Zwillingen übergebe ich ihm. Er setzt sich und liest sie aufmerksam durch. Die Heterochromie der Augen interessiert ihn sehr, noch mehr

die Dubois-Abszesse. Sofort gibt er Anweisung, das gesamte Material zusammen mit den Protokollen zum Versand fertig zu machen, aber ich soll auch die Todesursachen angeben. Er überlässt mir, was ich schreibe, nur verschieden müssen die Todesursachen sein. Beinahe entschuldigend meint er, dass diese Kinder, wie ich ja selbst sehen konnte, an Syphilis oder Tuberkulose litten und sowieso nicht lebensfähig gewesen wären, also ... Mehr sagt er nicht. Aber damit ist alles klar: Er hat den gewaltsamen Tod von zehn Kindern begründet. Ich enthalte mich jeden Kommentars und nehme zur Kenntnis, dass in dieser ärztlichen Umgebung Lungentuberkulose nicht durch Ruhigstellung des erkrankten Lungenflügels und Syphilis nicht mit Neosalvarsan behandelt werden, sondern mit Injektionen ins Herz. Die Haare stehen mir schauernd zu Berge, wenn ich daran denke, was ich alles während meines kurzen Aufenthalts bereits erfahren musste und wie viel ich noch erfahren würde, bis auch mich der Tod trifft. Ich wusste es, als ich hier eintrat, doch jetzt, im Besitz so vieler Geheimnisse, gibt es keinen Zweifel mehr, dass ich ein Todeskandidat bin. Ist es vorstellbar, dass mich Dr. Mengele oder das Dahierner Institut am Leben lassen würden?

Es wird schon Abend. Mengele geht. Ich bleibe mit meinen schweren Gedanken allein zurück. Mit mechanischen Bewegungen lege ich die zur Sektion benutzten Instrumente auf ihren Platz, wasche die Hände und gehe hinüber in den Arbeitsraum. Ich zünde eine Zigarette an und setze mich, um mich ein wenig zu beruhigen. Da dringt mir ein markerschütternder Schrei bis ins Hirn. Danach folgen ein Knall und das Fallen eines Körpers. Ich sitze starr und wachsam, warte, was in den folgenden Minuten geschieht...»

8

Roland: «Es sollte etwas ganz Besonderes sein: Die Liliputaner bei Mengele, und alle Offiziere, auch unsere Frauen und Kinder waren

von Mengele zu einem Konzert der Mädchenkapelle, die Cellistin war mit dabei, eingeladen worden. Doch ist dieses vorstellbar? Dass interessanterweise fünfzig Liliputaner, aufgeputzt in buntesten und absurden Masken und Kleidern als Zuhörer und Hofstaat Mengeles die Kulisse bildeten? Zum Teil zirkusartistenartig, nichtwahr, halbnackt. Andere als Tiere verkleidet, auf allen Vieren, einer als langer Schwanz, fleischfarben. Viele in goldenem Schmuck aus dem ‚Kanada‘-Revier, behängt mit goldenen Uhren, Brillantohrringen, Geschmeide. Und Mengele auf einem geschmückten Thron inmitten. Eine Zigarettenspitze, nein, eine Havanna zwischen den Lippen? Die Fénelon erzählte es auch in ihrem Bericht, Fénelon, die Geige spielte und durch den Film ‚Das Mädchenorchester‘ bekannt geworden ist! Nichtwahr.

Zwei Stunden lang spielte die Kapelle, vor allem Leichtes wie «Zar und Zimmermann» oder aus der «Fledermaus», aber auch Volkslieder und Schlager. Wie verrückt gebärdeten sich die Liliputaner, wie Artisten im Zirkus tanzten sie, purzelbäumten, Applaus dazu, stiegen ein Seil hoch, Saltos, auch einen an der Decke, Mortale, ohne Netz. Interessanterweise. Und Mengele, der Geschniegelte, die Stiefel glänzten im starken Scheinwerferlicht, sagte, ironisch zur Kapelle gewandt: «Sie haben ein gutes, so kunstverständiges Publikum, es ist eure letzte, die Himmelsmusik.» Und dann führte er die ganze Narrenkolonne zu Fuss, vier Lieblinge in seinem ganz langsam fahrenden Wagen, zur Gaskammer. Denn er war ja von der «patriotischen Aufgabe» der Judenvernichtung überzeugt, und es durfte keine Ausnahme gemacht werden.»

CAPESIUS: «Was er sagt, na, was der Mengele gemacht hat, wusste der Klein besser. Doch ganz drin war ja auch die Frau Dr. Gisela Perl aus Sighet, war dort Frauenärztin, ebenso die Gynäkologin Anna Rosenfeld; und auch sie hab ich ja gekannt. Und die Schwangeren wurden nicht mehr direkt ins Gas geschickt. Mengele brauchte Embryos für Berlin-Dahlem, weltberühmt das Institut des Professor Ver-

schuer, ja. Und die Perl hat sehr viele Abtreibungen gemacht, bis der lebende gute Embryo da war. Und der Mengele soll ganz glücklich gewesen sein mit dem Glas in der Hand, als er mal zu Besuch ins Revier gekommen. Er war höflich und zuvorkommend, und immer bereit zu einem Spass, doch er war wie alle auch so: Er warf einmal die Perl zuerst auf den Boden und trat ihr mit dem Stiefel in den Rücken, dass sie monatelang krank war, weil sie auf dem Ofen für Sterilisation Kartoffeln gekocht hatte.

Besser aber kannte ich den Mikios Nyiszli aus unserer Heimat, der ja auch am 30. Mai 44 mit einem Transport aus Siebenbürgen gekommen war, zusammen mit der Frau Margareta und der ganz jungen Tochter Zsuzsa, die geweint hat. Der Doktor, ich kannte ihn ja, besucht von mir als Bayervertreter oft, war ja Gerichtsmediziner, entdeckt vom Dr. Mengele, und hatte es gut, na freilich, freilich, freilich, durfte sogar Frau und Tochter im Frauenlager besuchen. Aber aufgeschnitten hat er auch die Leichen, Sektion, für den Mengele. Manche wollten sich später grosstun und profitieren von der Fama des weltbekannten Mengele. So auch er. Die Kürbisse und das Grosstun blühten auch in Auschwitz. Jaja. Der Mengele hat oft selektiert an der Rampe und war am 30. Mai, nicht am 29. wie der Mikios lügt, dort. Ruft: Ärzte raus! Und 50 meldeten sich, auch der Nyiszli; Pflingsten, ich war beim Becker Pepi damals in Berlin, konnte also nicht dort auf der Rampe gewesen sein. Der Dr. Klein hat's mir erzählt, spazierte ja fast immer mit und hinter dem Mengele her auf der Rampe.

Und der Nyiszli, der Grosswardeiner siebenbürgische Arzt, hatte ja am Kaiser-Wilhelm Gerichtsmedizinischen Institut studiert, eine Kapazität, flunkert in seinem Buch, dass er gleich vom Mengele in sein Auto hereingebeten worden wäre, zusammen sei man losgefahren, und der Nyiszli durfte angeblich in Zivil sein, und Frau und Tochter wurden nicht ins Gas geschickt, und er bekam ein Sektionsgebäude bei den Krematorien, piccobello eingerichtet, meint der Mikios, dabei war's nur eine elende Baracke. Und auch das Autofahren war erlogen. Der Nyiszli war zuerst in Monowitz und erst Ende

Juni im Häftlingskrankenbau Birkenau und dann im Sonderkommando im Krematorium II. Ich kannte ihn ja gut... und ihm begegnet, wenn ich dorthin kam ... Obduzent und Mengeles Seziergehilfe war er. War aber seelisch stark belastet, obwohl gut gepflegt aus der SS-Küche.»

Adam: Nicht nur die Henker und Folterer, auch die Mediziner waren in Auschwitz sehr aktiv. Und nicht nur auf der Rampe. Sie sind und bleiben die Hauptverbrecher. Auschwitz eine Ausnahme im Menschenzoo, jaja, es musste genützt werden, wer weiss wie lang, als ein Riesenlaboratorium für ihre Menschenversuche.

Dr. Nyiszli (berichtete über eine Sektion «Verwachsener»): «Wir ätzten die Leichen der anormalen Personen mit Chlorkalk, stellten die sauberen Knochen in Paketen zusammen und schickten diese dem Anthropologischen Institut in Berlin-Dahlem. Auf diese Weise kam das KWI in Dahlem zu massenhaft erbpathologisch wertvollem ‚Material‘: An Skeletten, abgeschnittenen Kinderköpfen, abgetriebenen Föten, abgeschnittenen Hoden, Augenpaaren sowie unzähligen Blut- und Plasmaproben. So wurde für den Fortschritt einer Wissenschaft geforscht, die sich heute Humangenetik nennt.»

Adam: Wie edel, wiegross.

Dr. Nyiszli: «Eugen Fischer starb 1967. Ottmar von Verschuers akademische Karriere begann erst nach 1945: 1951 wurde er Professor für Genetik in Münster und später Dekan der medizinischen Fakultät. Von 1952 an war er Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie; 1954 wurde Verschuer in den Beirat der ‚Deutschen Gesellschaft für Bevölkerungspolitik‘ gewählt. Mengele aber, dem der Dokortitel aberkannt wurde, wanderte nach Südamerika aus und starb dort vermutlich 1978 bei einem *Badeunfall*.»

VII

MUSELMÄNNER, DIE UNTOTEN VON AUSCHWITZ

1

Aus dem Tagebuch von Professor Kremer: «6. September 1942: Heute ausgezeichnetes Mittagessen; Tomatensuppe, ½ Huhn mit Kartoffeln und Rotkohl (20 gr. Fett), Süßspeise und herrliches Vanilleeis ... 9-9.: Als Arzt bei der Ausführung der Prügelstrafe an 8 Häftlingen und bei einer Erschiessung durch Kleinkaliber zugegen. Seifenflocken und 2 Stück Seife erhalten ... Abends bei einer Sonderaktion zugegen (4. Mal). 3.10.: Heute lebendfrisches Material von menschlicher Leber und Milz, sowie von Pankreas fixiert, dazu in absolutem Alkohol fixierte Läuse von Fleckfieberkranken. 31.10.: Seit 14 Tagen wunderschönes Herbstwetter, welches tagaus tagein im Garten des Hauses der Waffen-SS zu Sonnenbädern Veranlassung gibt.»

Kremer war ausserordentlicher Professor für Anatomie an der Universität Münster und hatte sich mit einer Arbeit «Über die Veränderung des Muskelgewebes im Hungerzustand» habilitiert. Im August 1942 kam er nach Auschwitz, um dort seine «Forschungen zum Hungern» zu betreiben. Für diesen Zweck suchte er so genannte Muskelmänner aus, Frauen und Männer, die an der Hungerkrankheit litten und körperlich und seelisch bereits extrem geschwächt waren.

1946 sagte Professor Kremer in polnischer Haft darüber aus: «Wenn mich einer wegen eines weit fortgeschrittenen Aushungerungsprozesses interessierte, dann gab ich dem Sanitäter den Auftrag, den Kranken für mich zu reservieren und mich von dem Termin zu verständigen, zu welchem er mittels Injektion getötet werden sollte. Zu diesem Zeitpunkt wurden dann die von mir ausgewählten Kranken auf den Block geführt und noch zu Lebzeiten auf den Seziertisch gelegt. Ich trat zum Tisch und befragte den Kranken über Einzelheiten, die für meine Untersuchungen von Interesse waren: so zum Beispiel nach dem Gewicht vor der Verhaftung, nach dem Gewichtsverlust in der Haft, ob er in der letzten Zeit Medikamente genommen hat und ähnliches. Nachdem ich diese Informationen erhalten hatte, trat

der Sanitäter heran und tötete den Patienten mittels einer Injektion in die Herzgegend. Ich selbst habe nie tödliche Injektionen gegeben.»

«Weisst du», sagte *Roland* mit mitleidiger Stimme: «Ich ging ihnen immer aus dem Wege, ich konnte das nicht mit ansehen, als käme da dass, was hier wirklich ist und nicht sein darf, auf mich zu. So wie man einem Gespenst ausweicht, Angst vor ihm hat. Nichtwahr. Weil es ein ‚Jenseits‘ ist, das aufbricht, was wir vergessen wollen, den Tod, und dass der Körper vergänglich ist. Nichtwahr. Der Muselman war nicht mehr Herr seines Körpers. Er bekam Ödeme und Geschwüre, er war verdreckt und stank. Ein Nicht-Mensch, wie aus dem Alptraum und doch da. Ja, wirklich etwas, was nicht sein darf.»

So quatschte philosophierend *Roland*, der es nicht lassen konnte, ich dachte, jetzt kommt gar ein Gedicht als «Beleg» dazu; da er immer abheben musste, flüchtete er in den Himmel der Gedanken, so, damit es «reinlich» blieb? Ich hatte immer den Eindruck, dass *Roland* Auschwitz nur alpträumte, wie einen Höllen-Traum, er sich selbst träumte, wie einen andern, immer eben im «Jenseits» unter lauter Gespenstern, er selbst eines. Und das steckt doch in unserer Familie. ‚Gnade der späten Geburt‘ und so nicht schuldig geworden, nur deshalb nicht schuldig geworden, weil ich acht Jahre jünger war als die jüngsten Eingezogenen?? Sie aber erfuhren es: Der Muselman war die einzige wirklich sichtbar gewordene Realität dort, alles andere aber unwirklich, und nicht glaubhaft.

Adam kannte diese Leidensgenossen sehr gut aus dem Krankenaufbau und aus nächster Nähe:

Adanr. Kam der Hungerdurchfall dazu, beschleunigte sich der Verfall. Die Gesten wurden fahrig und unkoordiniert. Beim Sitzen schwankte der Rumpf hin und her. Er machte mechanische Bewegungen ohne Ziel. Beim Gehen konnte er die Beine nicht mehr anheben. Eines Tages sah ich folgende Szene im Hof wo einer dieser Untoten uns plötzlich entgegenwankte, direkt in Richtung eines SS-Rottenfüh-

ers, der da stand, sieb nur ganz langsam vorwärts bewegte und dann stehen blieb. Wir sahen das ganze mit Entsetzen. Der Arme, wankend, wie in Agonie schon, schleppte sich nur noch willenlos schwach wie ein Gespenst, ein Schatten vorwärts, zog die Holzpantinen hinter sich her, die klapperten, wenn sie auf einen Stein trafen, so landete er direkt in den Armen des SS-Mannes, der ihm etwas entgegenbrüllte, weil der Arme auch keine Mütze zog, versetzte der SS-Unmensch ihm mit seiner Knute einen Hieb über den Kopf. Der muzelman hielt kurz an, ohne das Bewusstsein zu erlangen, auch nicht, als der Rottenführer ihm einen zweiten und dritten Schlag über den Kopf versetzte, doch da sah man, dass der Körper noch im Schrecken reagiert, der Arme hatte wohl Ruhr oder Bauchtyphus, langsam rann eine dicke schwarze stinkende Flüssigkeit aus dem verdreckten zeretzten Häftlingsdrillich und tropfte auf die Holzpantinen, dass der SS-Mann voller Wut den Muselman mit den Stiefeln in den Bauch trat, und als der Kranke dann auf dem Boden lag auf seiner Brust herumtrampelte, bis er endlich seine Seele aushauchte und friedlich da lag, endlich erlöst. Und das SS-Schwein wischte seine Knute an einem Grasstück ab und ging gleichgültig weiter.

Der «Muselman» wurde im Prozess wie folgt beschrieben: «Extrem abgemagert, trüber Blick, gleichgültiger – trauriger Gesichtsausdruck, Augen verschleiert, Augäpfel tief eingefallen, blassgraue Hautfarbe, wobei die Haut ein dünnes, papierenes, hartes Aussehen bekam und sich schälte. Das Haar wurde struppig, matt, brach leicht. Der Kopf wirkte länglich, Jochbein und Augenhöhlen traten deutlich hervor. Aber auch die geistigen Aktivitäten und seelischen Regungen unterlagen einem radikalen Rückgang. Der Häftling verlor das Gedächtnis und die Fähigkeit zur Konzentration. Das Bewusstsein war nur mehr auf einen Punkt fixiert – Nahrung. Hungerphantasien überdeckten den quälenden Hunger. Er bemerkte nur noch, was man ihm direkt vor Augen hielt, und hörte nur mehr, wenn er angeschrien wurde. Schläge nahm er widerstandslos hin. Im letzten Stadium spür-

te der Häftling schliesslich auch keinen Hunger und keine Schmerzen mehr. Der Muselmann ging im Elend zugrunde, weil er nicht mehr weiterkonnte. Er war Leitfigur des Massensterbens, eines Todes durch Hunger, Seelenmord und Verlassenheit, ein Toter schon zu Lebzeiten.»

Capesius und Roland beschrieben die «Muselmänner» als am Lagerleben zerbrochene Menschen, zerstörte Menschen, Opfer der schrittweisen Vernichtung. Ein Häftling, der nur die Lagerkost erhielt und nicht die Möglichkeit des «Organisierens» hatte, verfiel schon nach wenigen Wochen. Der chronische Hunger führte zu einer allgemeinen Körperschwäche, sagte Capesius in Göppingen ungehört: «Die Vitalfunktionen gingen auf das Minimum zurück. Der Pulsschlag verlangsamte sich, Blutdruck und Temperatur sanken ab, der Körper zitterte vor Kälte. Die Atmung ging langsamer, die Stimme wurde leise, jede Bewegung kostete grösste Mühe.»

Adam sprach schauernd davon, dass Auschwitz eine Art Initiation durch Vernichtung und Grauen in der Menschheitsgeschichte gewesen sei.

«Ja, geradezu ein «biopolitisches Experimentü, sichtbar geworden im ‚Muselmann‘», hiess es bei Roland, und mich schauderte, er brachte mich durcheinander mit seinem Zynismus, als er sagte: «Und Goebbels’ Vorstellung, dass Politik die Kunst sei, das, was unmöglich erscheint, in die Wirklichkeit zu übersetzen, hat in Auschwitz stattgefunden, im «Muselmann» etwa die Katastrophe des Menschlichen, des Subjekts, seine Auslöschung als Ort, wo Alltag, Gegenwart, Kontingenz leben kann. Daher klammerten wir uns ja an den Alltag. Versuchten ihn mit aller Gewalt auch bei rauchenden Kaminen aufrechtzuerhalten. Feierten Weihnachten, sangen Lieder, feierten Geburtstage, gemütliche Abende ... Aber auch die Häftlinge versuchten einen normalen Alltag ... aufrechtzuerhalten!»

Ja, der ganz normale schöne SS-Alltag in Auschwitz:

Dr. Wirths an seine Frau: «Auschwitz, den 22.9.44. Michl (Möckl) ist von Berlin zurückgekommen, hat den ihm noch verbliebenen Rest

seiner Möbel in Sicherheit gebracht und ist glücklich, wieder hier zu sein, hat erklärt, nicht mehr von hier weggehen zu wollen. So was gibt es also auch!

Für Frau Fischer, die sich im Übrigen gut hier in alles eingefunden hat, ist das Schlimmste, dass wir alle so viel zu arbeiten hätten – als ob das nicht eine Selbstverständlichkeit ist. So leise hat sie mir Vorwürfe über Horsts Aussehen gemacht – was kann ich dafür?

Heute Abend war ich zum Essen geladen, bin aber nicht hingegangen, wollte Dir mein Glück und meinen ganzen Schmerz schreiben. Die Woche soll noch Besuch kommen, morgen beginnt es damit. Die Olga ist noch immer krank, hat hohes Fieber. Dr. Cäsar will im Dezember heiraten ...»

Dazu ein Häftlingsalltag ganz anderer Art:

«*Staatsanwalt Kügler*: Ja. Herr Zeuge, ich will Sie nun nur noch Folgendes fragen. Mir ist einmal erzählt worden, dass vor allem 1944 das Verbrennen in den offenen Gruben so vor sich gegangen sei, dass dort ein Kommando beschäftigt war, das das heruntertropfende Fett von den brennenden Leichen auf die neuen Leichen hat heraufschöpfen müssen. Ist das richtig? Haben Sie das selbst gesehen?

Zeuge Filip Müller: Es ist vollkommen richtig. Es wurde auf die Art gemacht: Ich war in den Verbrennungsgruben in Birkenau, und auch im Krematorium IV, wo es im rückwärtigen Teil des Hofes zwei dieser Gruben gab. In Birkenau waren drei Gruben: Die eine wurde dann später eingeebnet beziehungsweise zugeschüttet.

Diese Gruben waren 40 Meter lang, ungefähr. Sechs bis sieben oder acht Meter breit. Die Tiefe etwa zweieinhalb Meter. In dem unteren Teil der Gruben war so eine kleine Rinne. In diese Löcher, in diese Gruben, ist eben das Menschenfett hineingeflossen. Und mit diesem Menschenfett mussten dann die Häftlinge die Leichen übergiessen. Damit sie besser brennen. [...]

Staatsanwalt Kügler. Keine Fragen.»

Adam: Aber bis zum Alptraum als Alltag, tägliches Geschehen, das das Subjekt völlig umkrepelte, bis zu einem Grenzpunkt der Unumkehrbarkeit schützten wir uns ... doch hören wir auf damit ... weisst du, es ist wahr, und doch so unpassend wie nur möglich, es muss Sprache verschlagen, man darf so und in dieser Bruchform bisherigen Philosophierens gar nicht mehr darüber reden, es ist unpassend ... alles. Scham allein könnte damit umgehen. Und da hatte einer der Vergasteten, der Poet Fondane, Recht, in der Gaskammer, im gelebten Totsein des Muselmann-Vegetierens gibt es keinen Gott, keinen Trost mehr, nicht einmal mehr das Gebet, Nichts ...Es wiederholt sich aber freilich mit jedem alten Menschen, der sich selbst überlebt in der Intensivstation andauernd ... dieses Grauen!

Adams Tagebuch: So gab's einen von uns: Jan, der gefährlich geschwächt war, er musste gestern vor der Selektion bewahrt werden. So wurde er im rewir vor der selekcja in einem Bett versteckt. Das ging nur über ein Netz von Beziehungen, diese dekowanie, das Dekken. Sogar vor Blockältesten oder Kapos, gar vor der Lagergestapo gelang es uns, Kameraden zu verstecken, da wir schon zu den Alten gehören, den kleinen Nummern, so haben wir auch Boris verstecken können, er wurde in ein anderes Kommando und einen anderen Lagerabschnitt ferlegowaniet. Und so einfach nicht mehr gefunden. Freilich sind überall Spitzel, ein dichtes Netz der kapus, die alles denunzieren, gibt es in jedem Kommando.

Am armen Jan sieht man, wie ein muzulman aussieht; sein Unterhautgewebe ist gleich null, er wirkt so wie ein Skelett mit Haut behängt, sein Gewicht ist identisch mit dem seiner Knochen. Er stinkt fürchterlich, weil alles an ihm durchtränkt ist vom Durchfall, er verfault bei lebendigem Leib, und bewegt sich schwankend, in Zeitlupe, hat dreckige Decken um sich hängen und einen alten Zementsack auf dem Kopf. Und er bewegt sich wie betende Juden vor der Klagemauer, vor und zurück, vor und zurück. Und als wäre er ein Bekenner des

Islam mit blitzendem, eingefallenem Auge und hervorstechendem Blick, abwesend in die Ferne oder unruhig herumblickend, mit erweiterten fiebrigen Pupillen, und der Blick ist verzweifelt, vorwurfsvoll und trüb, das Gesicht langgezogen und maskenhaft, die deutlichen Konturen der Augenhöhlen und des Jochbeins wie bei Toten; die Haut pergamentartig, sich abschälend und mit Geschwüren bedeckt, riesige Ödeme an den Beinen. Er wird von allen wie ein stinkendes Ding herumgestossen und vor allem bei den SS-Leuten und Kapos erregt er Aggressionen, weil er ekelerregend stinkt und auch auf nichts mehr reagiert, als eine Art Schon-Toter die SS-Herrn nicht mehr respektiert, keine Mütze zieht, keine Achtungsstellung einnimmt, sich nicht meldet, auch die SS wie Luft behandelt, willenlos und abgestumpft, eine Art Untoter, wie aus dem Jenseits hier vergessen, ein gewesener Mensch, dem auch der Tod egal ist, und der vor niemandem und vor Nichts mehr Angst hat, sich also dem Lager entzogen hat, als sei hier eine Flucht gelungen. Alles, was ihre Macht ermöglicht, gilt im mwzoIm^n-Bereich nicht mehr, er ist ihnen entkommen! Weder seinen Namen, geschweige denn die Häftlings-Nummer kann er nennen. Und – fast achtzig Prozent aller Häftlinge sind solche Entflozene, Nichtmehrvorhandene: muzulmaner oder muzulfrauen. Und sie werden von Tag zu Tag immer kränker, nur noch Nahrung, egal was, Fauliges, Ekliges auch, Abfälle aus dem stinkenden Müll ist ihnen gut genug und vergiftet sie noch mehr. Ihnen ist 's egal, auch der Tod, ja, der Schmerz schmerzt sie nicht mehr in ihrem Jenseits. Dabei reiben sie sich die Hände, als wären sie vergnügt und hätten etwas erreicht und machen Arm- und Schulterbewegungen, als freuten sie sich an etwas, doch dieses Zirkusgebaren, dieses clowneske Grinsen ist nur da, um sich zu wärmen. Heute sah ich solch eine Gruppe nahe vom Puff hier am Puff stehen immer viele von ihnen, als suchten sie hier noch die letzte Lebensquelle; es ist gespenstisch, diese Halbtoten, die einen nicht beachten, wirken wie vom Himmel gefallen in ihrem monotonen Wiegen an ihrer unsichtbaren

Klagemauer, sie sind manchmal fast nackt auch im Winter, mit bunten Decken umhüllt, vom schwelenden Müll russverschmiert, und sehen manchmal wie eine Karawane von Beduinen in der Wüste aus, und der Eindruck schwankt zwischen Komik und Würde des schon nahen Todes im Gas, der sie zeichnet; sie sind ja längst hinüber, absent, ein Wunder fast, diese Geister und Gespenster noch als etwas Irdisches wahrnehmen zu können.

Heute beobachtete ich auch gerade hier am Puff wie solch eine Gruppe muselmanisierter griechischer Juden wartete; ja, sie warteten, dass die leeren Essenkessel mit dicken Milchsuppenresten von den Prostituierten über den Zaun geworfen würden. Ein wilder Kampf folgte, jeder wollte mit den Fingern von der Schmiere etwas rauslecken, aber da war einem von ihnen der Topf über den Kopf gerutscht, so floss diese schwere Schmiere an ihm herab und die andern leckten ihn wie eine Honigpuppe von oben bis unten mit allem an ihm klebenden Dreck ab, dann ging der ganze Zug zum Unterkapo wie ein betender Singsang: «essen zup» bettelten sie um Suppe. Sie frassen Lehm und Fichtenholz, Gras, Lumpen. Und schnitten sich einen Finger ab oder den der Leidensgenossen, einmal war's auch eine Nase. Und das Aufschlitzen von Armen, um das Blut zu trinken. Kannibalismus war üblich. Und sie warteten nicht, bis der Tod eintrat, Halbtote, Sterbende wurden aufgeschlitzt, ausgetrunken, angefressen in Konkurrenz mit den Ratten. Blut stockt bei noch Atmenden nicht so schnell wie bei Toten. Und manche kauten ewig das leichter erhältliche Saccharin. Mam glod, mam glod, murmelten sie. Und sahen sich gegenseitig als Objekte zum Essen an. Manche hatten Angst, einzuschlafen. Die Griechen waren besonders gefährdet, diese mörderische Kälte machte sie fertig. Das Fieber verbrannte sie. Der blutende Hungerdurchfall zehrte sie aus. Zum Schluss kam nur noch Blut beim Stuhlgang. Und dann war der Körper nur noch Knochen, sterbendes Nichts. Und um Gas zu sparen, wurden sie lebend ins Feuer geworfen. Ich hab es gesehen. Sie gaben keinen Schrei, keinen Laut von

sich, als wäre auch dieses Schreckliche eine Erlösung. Und wenn die Schornsteine nur schwarzen Rauch ohne Flammen ausspieen, wussten alle, dass abgekehrte muzulmanie verbrannt wurden. Nur bei frischen cugangi mit ihrem frischen Fett loderten die Flammen «gesund» hellauf.

Nicht einmal im Tod waren diese Untoten den andern gleich.

Am schlimmsten war neben der Steh zelle der Hungerbunker. Dort starb auch Pater Kolbe.

Ja, es war ungeheuer wichtig, das Essen, es war das Überleben selbst; eine Unmenge von Bezeichnungen gab es deshalb für alles, was mit ihm zusammenhing: Da kamen sie in der Früh mit dem rollwagi oder der tragi die essenholerzy mit dem ersackafe; und mittags sehnlich erwartet die lagerzupa, meist aus Rübenkraut, Steckrüben, stinkendes Zeug, widerliche Breikonsistenz eintopwy prcjony zugeteilt, naszlak eine zweite Kelle, wer's schaffte, oder schwerstarbeiterzulaga hatte. Wenn Transporte ankamen, wurden die Essensreste der inzwischen Toten auch reingerührt in eine cugankowka zupa. Diese stinkende lagerzupa aus Steckrüben wurde auch plyty gramfonowe (Gramophonplatten) genannt, avozupa auch des Knochen- und Fischmehllieferanten, oder das Beste die melzupa, und berühmt die brotzupa, alle Lebensmittel, vor allem verschimmeltes Brot der Vergasten kam da rein. Abends zum Brot und der culaga, Rübenkraut oder winziges Margarinestückchen, auch stinkenden Handkäse: bauernfusz und kwargla. Wurszt, blutwurszt aus Gemüse. Selten die Delikatesse Kartoffeln, pelki.

Die Qualen nehmen kein Ende. Nur die Muselmänner spüren nichts mehr. Auch sie werden der täglichen Strafprügel ausgesetzt, eine Exekution vor allen, wo dann auch die Scham vernichtet wird, Frauen und Männern das Hinterteil entblösst und dann zerfetzt wird unter schrecklichem Zählen und Danken, dazwischen das Brüllen und Schreien vor Schmerz. Und das Klatschen der pejtsch. Dupa nie szlanka, dass der Hintern nicht aus Glas ist, heisst es auf diese brutale

le Art zynisch bei den fünfundzwanzig auf arsch, die sztrafa auf dem bok.

26. Juni 1944. «Die Werkstätten der Deutschen Ausrüstungswerke lieferten der Verwaltung der Krematorien im KL Auschwitz die am 7. Juni bestellten vier Siebe zum Durchsieben der Menschenasche. Die Siebe sollten zum Durchsieben der aus den Verbrennungsgruben bei den Krematorien herausgeholt und in speziellen Mörsern zerschlagenen unvollständig verbrannten Menschenknochen verwendet werden. Der Preis der vier Siebe betrug 232,00 Reichsmark.»

Ich fragte Adam, ob er beim «Sonderkommando» in der Gaskammer manchmal auch Bekannten, gar Verwandten begegnet sei?!

Ja, sagte er, es ist der schlimmste Schock, wenn du ohne jede Vorwarnung die entseelten Körper von Freunden sehen musst. Vom Tode meiner Frau erfuhr ich Gottseidank nur durch einen Bekannten. Aber hier, lies, ich habe solch einen Moment dort im Krematorium aufgeschrieben:

Eines Tages wurden zwei Bekannte als «Muselmänner» ins Krematorium gebracht, Todgeweihte, sie wussten es. Ich: Wieso gerade ihr? Und sie ruhig, bald erlöst: Das ist unser Anteil am Leben, unser Schicksal, da kannst du nie fliehen.

Wir assen, rauchten zusammen, bis es Zeit war. Ein Deutscher sagte: So, jetzt müssen wir mit ihnen Schluss machen. Und ich zu ihnen: Kommt, ihr Lieben, ich muss euch etwas Schlimmes sagen. Und brachte sie in der Gaskammer dorthin, wo das Gas einströmt. Sitzt ihr hier, müsst ihr keine Sekunde leiden. Es ist der gute Todesplatz!

Doch damit nicht genug: Unter den an diesem Tag vergasten Opfern waren auch zehn Bekannte von uns und Familienangehörige. Die weissen Leichen in Reihen vor uns. Als wir mit dem Verbrennen der 390fremden Körper fertig waren, verbrannten wir unsere zehn Freunde und Bekannte jeden einzeln, nahmen die Asche eines jeden einzelnen und taten sie in eine Büchse, schrieben den Namen drauf, das Geburtsdatum und den Todestag. Dann begruben wir sie und

sagten sogar das Todesgebet Kaddisch; so hatte jeder Einzelne für sich seinen eigenen Tod.

Und wer wird für uns Kaddisch sagen?, fragten wir uns. Als die Russen kamen und das Lager befreiten, hörte ich, sie hätten die Büchsen gefunden. Das war ein glückliches Ende.

Doch wenn ich zum Anfang zurückdenke: Am ersten Tag meiner «Arbeit» im Sonderkommando kam nachmittags ein Transport aus Siebenbürgen. Der ganze Transport ging ins Feuer, ohne Ausnahme. Mitte Juli 1944 kam um drei Uhr morgens ein Transport mit über 1.500 Juden aus Siebenbürgen – Männer, Frauen und Kinder. Es waren jene, die Eichmann, trotz Horthys Verbot vom 2. Juli, noch zur Vernichtung rausgeschmuggelt hatte! Wir erwarteten sie im Entkleidungsraum. Zuerst kamen die Frauen, Mädchen und Kinder. Und da war eine schöne Ungarin mit zwei Kindern, und sie sagte zu uns: Wie kann ich mich vor euch ausziehen, Welch eine Schande?! Wir sagten zu ihr, wir seien daran schon gewöhnt, und bevor wir weitersprechen konnten, tauchte der deutsche Lagerführer auf und sagte zu der Frau: Leg die Kleider hierhin, auch von den Kindern, und merk dir die Nummer auf dem Bügel, damit du die Kleider wieder findest.

Sie ging mit ihren Kindern direkt ins Gas. Im August 1944 brachte man aus einigen Nebenlagern von Auschwitz noch 250 ‚Muselmänner‘ aus Polen. Die konnten sich schon nicht mehr rühren. Sofort kam der Kommandant des Krematoriums, SS-Hauptscharführer Moll, und sagte: Nicht ins Gas mit denen. Er wollte sie persönlich umbringen. Anfangs erschlug er einige von ihnen mit der Eisenstange, die wir benutzten, um die übrig gebliebenen Knochen zu zerschlagen. Dann ging er runter und wollte von einem Soldaten ein Gewehr und Kugeln haben. Er begann zu schießen. Nachdem er vier oder fünf erschossen hatte, rief einer der ‚Muselmänner‘: Kommandant! und Moll, der wirklich ein grausamer Sadist war, antwortete: Ja.

Ich habe eine Bitte.

Was willst du?

Während ihr meine Freunde erschießt, möchte ich den Walzer von der ‚Blauen Donau‘ singen.

Bitte sehr, noch besser. Schiessen mit Musikbegleitung ist noch besser, sagte Moll. Und er sang ‚Lalalalala‘, und Moll erschoss alle, bis die Reibe an den Sänger kam. Die letzte Kugel traf ihn. Schluss.

Ich erinnere mich auch, dass vierzig Kinder gebracht wurden, dreizehn-, vierzehnjährige Jungen, die arbeiten konnten. Ich sah einen Jungen, der war nach fünf Schüssen noch nicht tot. So brachte man alle vierzig um.

Nach zwei Wochen kamen 20 Partisanen, darunter vier Frauen, gut aussehende Frauen. Sie wussten, dass sie sterben mussten. Wir erwarteten, dass sie sich wehren und um sich schlagen würden – sie waren ja Partisanen –, aber nichts dergleichen. Sie waren folgsam wie Lämmer. Wir befahlen ihnen, sich auszuziehen, nur eine weigerte sich. Der Kapo Kaminski schlug sie und bat den Deutschen, sich zu beeilen. Sie schwiegen alle und gingen in die Gaskammer wie Lämmer.

Ich erinnere mich an einen Fall von 140-150 Mädchen, die zu uns herübergekommen waren. Sie sassen herum und fingen an zu spielen und zu lachen. Die dachten wohl, sie seien nach Birkenau gekommen, um ein lustiges Leben zu führen. Wir wunderten uns ziemlich – was war da los? Eine halbe Stunde, zwei Stunden waren bereits vergangen, und man hatte sie immer noch nicht verbrannt? Dann erging plötzlich der Befehl, man sollte sie wieder zurückbringen. Es kam ein Lastwagen und brachte sie neben der ‚Sauna‘ in irgendeinen Raum. Als die wieder heil und gesund aus dem Krematorium kamen, sagten wir ihnen: Zündet eine Kerze an, dass ihr hier wieder rausgekommen seid.

Als sie dann in diesem Zimmer waren, zwang man sie, Postkarten zu schreiben: Wir sind im Lager eingetroffen. Die Deutschen haben uns freundlich aufgenommen. Wir haben gutes Essen bekommen und sind gesund. Nach zwei Tagen brachte man sie wieder ins Kremato-

rium, und jetzt machten sie die totale Randalie. Sie wussten jetzt, dass sie zum Sterben gekommen waren. Man machte sie fertig.

Einmal brachte man ein ungarisches Mädchen mit einem Kind, zwei Tage alt, wirklich ein Neugeborenes. Sie wusste, dass sie sterben musste. In jener Nacht batten wir nichts zu tun. Wir sassen herum, gaben auch ihr einen Stuhl zum Sitzen, Essen und Zigaretten. Sie fing an, uns zu erzählen, sie sei Sängerin. So erzählte sie eine viertel, eine halbe Stunde. Vor den Öfen sassen wir. Neben uns sass ein holländischer SS-Mann, ziemlich nett, ein guter Kerl. Er hörte auch zu. Am Ende der Geschichte stand er auf und sagte: Gut, wir können hier nicht die ganze Zeit herumsitzen, jetzt ist der Tod an der Reihe. Wir fragten sie, was sie lieber wolle – ob wir erst das Kind töten sollten oder zuerst sie. Sie sagte: Zuerst mich. Ich will nicht mein totes Kind sehen. Da stand der Holländer auf, brachte das Gewehr, erschoss sie und warf sie in den Ofen. Danach nahm er den Säugling, Bum-Bum, das war's. Wir waren die einzigen, die die Tragödie der Juden mit eigenen Augen sahen. Jener Mann, der holländische SS-Mann, war anderthalb Jahre im Lager und hat alles gesehen, aber er hat die Tragödie der Menschen, des jüdischen Volkes, nicht aufgenommen. Wir sahen das, und erlebten es. Anfangs war die Arbeit furchtbar schwer, aber allmählich lebten auch wir damit. Der Mensch gewöhnt sich wie ein Hund an alles!

Kalendarium, 11. Juli 1944

«Der Reichsbevollmächtigte Gesandte Veesenmayer teilte in einem Telegramm an das Auswärtige Amt mit, die Konzentrierung und der Abtransport der Juden in der Zone V (den westlich der Donau gelegenen Vorstädten von Budapest) sei am 9. Juli planmässig mit 55.741 abgeschlossen worden. Die Gesamtziffer der aus den Zonen I bis V aus Ungarn abtransportierten Juden habe nunmehr 437.402 erreicht.»

[Zur Geschichte des Lagers: Der 1. Frankfurter Auschwitz-Prozess, S. 780]

Adam: Schon um den 2. Juli 44 kamen keine Ungarntransporte mehr. Wir von der «Kampfgruppe» hatten auch über Funk, ein Radio, das wir im Krematorium verstecken konnten, und über die Partisanen im Juli schon die Information, dass die Weltöffentlichkeit protestiert hatte. Die «Zionisten» in Budapest batten dafür gesorgt. Sogar der Vatikan protestierte heftig. Neutrale Länder wie Schweden vor allem, die Schweiz, dann sogar die faschistischen Länder Spanien und Portugal verteilten Ausweispapiere unter den Juden. Und etwa 35.000 lebten in besonders geschützten Häusern in Budapest. Ein schwerer Luftangriff am 2. Juli tat sein Übriges. Churchill hatte Horthy gedroht, dass Ungarns Schicksal nicht wie das «irgendeiner andern zivilisierten Nation» sein würde, wenn die Deportationen nicht sofort aufhören. Horthy gehorchte, stellte sie ein. Eichmann setzte sich darüber hinweg und deportierte am 6. Juli nochmals 1.500 Juden aus Ungarn nach Auschwitz.

Die grosse Offensive der Roten Armee war schon angelaufen. Es ist wenig bekannt, dass diese Schlacht an den Grenzen Rumäniens noch verheerender war als Stalingrad.

2

Roland kam 1943 zum letzten Mal von Auschwitz auf Heimaturlaub zu Muttern nach Siebenbürgen, zu Zwetschgenknödeln und Bienen-supp, noch nach «Mann» und starken Zigaretten, «ein schöner Mann», sagte meine Mutter über ihren Lieblingscousin, und der spielte bei uns im grossen Speisezimmer, wo das Klavier stand, mit seinen Stummelfingern. Und sang. Ich höre heute noch seine panierte, ach, so sanfte, aber hektische Stimme ... «Ich träumt in seinem Schatten so manchen sü-üssen Traum ...»

Und nun gab es seit dem 23. August 44 kein deutsches Siebenbürgen mehr. Aus. Vorbei. Und Roland Albert war mit schuld daran. Roland hätte solch eine Behauptung mit Vehemenz von sich gewie-

sen, «im Gegenteil», hätte er gesagt, «ich habe das Land mit Einsatz meines Lebens gegen die Bolschewiken auch im KL verteidigt.»

Seit August 1944 jener Sommer seit Mai auf der Rampe, als unsere jüdischen Landsleute zu Hunderttausenden von «unseren» SS-Leuten ins Gas getrieben wurden; Roland, Dr. Fritz Klein, Capesius, Draser waren mit dabei ... damals war ich zehn Jahre alt. Morgensonne blendete durch die Äste des Nussbaumes. Morgengeruch. Alles noch selbstverständlich nah wie der Geschmack eines Apfels, wie Wind, Regen, Schnee, Sonne: wie die angewärmte, wie die nasse Erde. August. Schaukel am Batullapfelbaum, dahinter geöffnet ein Schlafzimmerfenster. Durchs Laub und Geäst fielen dumpf die Äpfel. Es war ja Kinder-, also Paradieseszeit, letzte Sekunden. Mutter stand im geblühten Morgenrock unter dem Apfelbaum. Und in der Ferne eine Glocke. Baumlanger Milchmann, klapperndes Kannenblech. Steht neben uns, sagt: *Stifi doamnávin rusii*. Kuurt, schrie Mama erschrocken, die Russen kommen. Vater kam herausgelaufen, er hatte keine Pyjamajacke an, der Oberkörper nackt, sein Fleisch rosig und weiss. Sagte der Milchmann: «Im Radio kam es!» Und unter dem schwarzen Bart bewegten sich rote Lippen, kleine Ungeheuer; im Radio, nachts, der König ... seine Rede: An mein Völk.

Die Erwachsenen flüsterten dann den ganzen Tag. Sie hatten verwapelte, blasse Gesichter und gingen ins Grosselternschlafzimmer, um sich zu besprechen. Radio. König. Milchmann. Russen. *Umgeschwenkt*. Sie glaubten zu träumen. Ist es denn die Möglichkeit? Ein hohes Summen war im Kopf zu hören, wie ein Aussetzen der Zeit ... Als gäbe es – plötzlich eine hastige Ewigkeit. Alle Pläne fielen ins Wasser. Alles fiel ins Wasser, obwohl alles so geblieben war, wie vorhin auch.

Im September dann die kleinen Russenpanjewagen – fuhren hinüber, polternd, rumpelnd. Aber es waren nicht mehr dieselben Brücken; auch der Fluss – es war nicht mehr derselbe Fluss. Doch unser Kronen-Apotheker, der SS-Sturmbannführer und Auschwitzapotheker Dr. Victor Capesius hat mutig und tapfer mit einer Kompanie

Freiwilliger versucht, sich bis zu uns durchzuschlagen, hiess es im Mundfunk – flüsternd. Er – als «Befreier». Ja. Grossartig, alle Achtung. Aber es war dann doch nicht gelungen, die asiatischen Horden standen dazwischen, riesiges Menschenmaterial. – Alles aber schien schon wie aus der Welt gefallen, fremd und unheimlich, umgeben von Stille; so war es, als wäre ein heftiges Uhrenschiessen mitten in den schrillsten Tönen des Zeitfadens abgerissen: rasendes Pochen des Herzschlages – und dann nichts mehr. Nichts. Ein Unnennbares scheint durch uns durch, als wären unsere Augen geheimnisvolle Fenster ... Und in diesen Tagen die vielen Begräbnisse ... vor allem in der Corne^{ti} ... klagende Frauen, schwarze Kopftücher ... Kerzen ... Weihrauch ... ein Pope in mit Silber besticktem Messgewand sang, aber das Gesicht des Toten hochgestellt. *Doamne miluieste, milu-este, la căsufa ta cea noua, nu te ninge, nu te plouă*. In das neue Haus in das sie dich legen, fällt kein Schnee und fällt kein Regen. Sie sind mir so fremd, sagte Mutter. Und schon die Sprachen, unser Sächsisch und Deutsch, und ihre sanfte, fast mystische Sprache, die Klageschreie jetzt, waren so verschieden! Und doch, jener Tod, der für alle kommen sollte, hatte uns das gleiche Schicksal beschert. Doch der normale Tod war ja auch gestorben. Auf dem jüdischen Friedhof begruben sie eine grünliche Seife, auf der RJF stand.

SEPTEMBER 1944. DIE LETZTE HEIMFAHRT DES DR. CAPESIUS

«Die Internationale und die russische Hymne erklangen auf unserem Marktplatz», sagte Mutter: «Stell dir das vor – die Internationale! Und auf der Villa Franca stand russische Flak. Und Verwundete mit Mongolengesichtern auf dem Bahnhof in langen Reihen.»

Onkel Daniel sagte, es sei freilich Mangel an Gastfreundschaft, unsere friedlichen Jungs aus Russland so rauszuschmeissen, dann gar hier bei uns in unsere Heimat so ungebeten einzudringen, die Russen doch sonst ein so gastfreundliches Volk!

Vorher hatte unser Apotheker versucht, mit Frau Dr. Böhm, die im Generalgouvernement in *seinem* Lager arbeitete, seine Familie auszutauschen. Gemanagt worden sei es von der Frau Zielinski, hiess es, der Frau des besten Bäckers am Ort.

Roland: «Am 21. September hatte Capesius versucht, zumindest seine Familie «rauszuhauen.» (Was es da so alles gab! Interessanterweise! Auch der «Volksgruppenführen war ja hinter den russischen Linien heldenhaft abgesprungen, um eine Partisanenbewegung aufzubauen ...) Am 22. September 1944 traf Capesius wieder bei uns im KL ein; er war ‚unten‘, zu Hause gewesen, um zu sehen, was nach dem 23. August, als die Rumänen uns verrieten, zum Russen überliefen, was dort passiert war. Die Russen hatten in diesem schönen siebenbürgischen Herbst Siebenbürgen eingenommen, waren auch in Schässburg einmarschiert. Wir fielen ja aus allen Himmeln, nicht wahr! Und Frau Friederike, die zarte Wienerin, die Frau unseres Capesius, lebte mit den drei kleinen Töchtern ja noch zu Hause in Schässburg, interessanterweise, sie stand täglich in der Apotheke «Zur Krone» am Marktplatz und verkaufte Medizin. Doch die Front trennte sie von ihrem Mann, der oben seine Pflicht tat, 18 Kilometer von Schässburg verlief die Grenze zwischen Ungarn und Rumänien seit dem Wiener Schiedsspruch, und Rumänien war nun Feindesland, Land der Russen. Der Vik musste nach Auschwitz zurückkehren, denn es gab den Befehl, viele der Aussenkommandos nach einem Aufstand des Sonderkommandos zu vergasen; und er verwaltete ja das Zyklon B und musste nun seine Pflicht tun.»

Jahrzehnte später bei meinem Besuch in Göppingen hatte ich den Eindruck, dass Capesius im Ernst meinte, auch in Auschwitz gegen diese «Flut» gekämpft zu haben, etwas getan zu haben, um sie aufzuhalten! (Untermenschen «erledigen»?) Dass dieses aber unter strengster Geheimhaltung geschah und auch geschehen musste ... «war klar!» Nichtwahr?

CAPESIUS: «Es ist von den ersten Tagen immer wieder so: «Sprechen», das sagt dir der nächste Bekannte, wenn er Sturmbannführer

oder Obersturmbannführer ist, nicht über diese Sache sprechen ...! Dem entfliehen? Nein! Keine Desertion! Da hätte man Sie doch erwischt! Sie wären doch «am nächsten Pfahl aufgehängt worden.»

«Mir wären auch Selbstmordgedanken gekommen, ich weiss nicht.»

CAPESIUS: «Es konnte sich doch der Einzelne nicht auflehnen ... und wir konnten unser Vaterland nur retten, wenn die Russen nicht herüberkommen ... aber wir hätten das verhindern können, wenn man nicht alles verraten hätte ...» «Also dass die Russen kommen?»

CAPESIUS: «Ja, sicher ... wir wussten, wie es uns geschieht, wenn Stalin kommt. Und das mussten wir bekämpfen. Dagegen musste man dann eben so manches einstecken.»

Man kann diese letzte Reise nach Siebenbürgen aus den Aufzeichnungen des Apothekers schwer rekonstruieren. Es sind spätere Aufzeichnungen aus der Untersuchungshaft und während des Auschwitzprozesses, die aber kaum eine genaue Reisebeschreibung, sondern eher Verhaltensregeln für die Familie und den Rechtsanwalt enthalten, und wo es z.B. heisst: «Bitte haltet Euch doch streng an den Kalender 44, der mich am 25. August nach Wien – Tg. Mureş – Wien bringt.»

Die Daten, der ganze Kalender, die Realität, sollte für den Prozess «umgeschrieben» werden. Nach Schässburg, das schon «unter den Russen» war, fuhr Capesius freilich nicht. In seinen Aufzeichnungen steht nur: «Mit Lotte, traf ich am 21. September wieder in Auschwitz ein, mittags gegen 15-16 Uhr.»

Die «heldenhafte» Wirklichkeit, dass Capesius gar versucht haben soll, seine Familie «rauszuhauen», sah freilich ganz anders aus!

Über Stefan Lill und Frau Lotte. (Stefan, Offizier bei der SS-Division «Florian Geyer», Banater Schwabe, seine Ehefrau Lotte, Berlinerin, Krankenschwester) schreibt Capesius:

«Aus dem Bericht über meine Reise nach Marosvásárhely (Tg. Mure[^]), um meine Familie zu finden, geht hervor, dass ich beide dort

bei der Division «Florian Geyen kennen lernte und mit Stefan versuchte, Schässburg zu erreichen, bzw. Nachricht und Verbindung mit meiner Frau zu erhalten.

Nachdem alle Versuche fehlschlagen und die Russen mit Panzern in Schässburg einmarschiert waren, rumänische Me 109 in der Gegend des Bahnhofs Marosvásárhely Flüchtlingstrecks (mit Büffeln bespannt) beschossen, was ich noch miterlebte, wobei innerhalb einiger Minuten etwa 50 Bauernwagen zusammengeschossen wurden und die wild gewordenen Büffel die Überlebenden durch ihre panikartige Flucht noch gefährdeten.

Frau Lill, die Krankenschwester bei der Einheit ihres Mannes war, sollte ich, da ein scharfer Rückzug bevorstand, mit hinhaltendem Widerstand, auf Bitten von Herrn Lill mit nach Wien nehmen und ihr bei Dr. Melitta Bauer, meiner Schwägerin, eine erste Bleibe ermöglichen. So fuhren wir zu zweit nach Budapest, etwa zwei Tage lang, dort übernachteten wir am 17. in zwei verschiedenen Hotels. Ich als Offizier erhielt im Hotel Majestic eine Quartiersanweisung vom Bahnhof, und Frau Lill im Hotel für Mannschaften und Schwestern.

Am 18. fuhren wir nach Wien weiter, wo ich mich zurückmelden musste und die finnische Waffe mit Fronnellmagazin zurückgab, die ich für den Teil des Unruhegebietes hatte mitnehmen müssen. Am 21. fuhr ich dann nach Auschwitz und war am Nachmittag um 4 Uhr wieder in der Apotheke. Dort erwarteten mich die Apotheker und Eva recht verzweifelt und sagten, man wolle die Kommandos aus den Verwaltungen liquidieren, weil sie zu viel wüssten, das wäre verlässlich durchgesickert.

Noch am selben Abend schenkte ich in der Baracke meinen guten ungarischen Aprikosenschnaps aus und bewog und bat die bei Dr. Wirths besser angeschriebenen Dr. Fischer, Dr. Klein und Dr. Mengele gegen die Absicht, unsere Mitarbeiter umzubringen, etwas zu unternehmen; und es konnte dann auch abgewendet werden.

Strauch hat mir das immer besonders hoch angerechnet.

Der Betrieb wurde ruhiger und auch Gepäck kam von nun an selten an, da die Menschenmassen der Ungarntransporte nicht mehr ankamen, das Vergasen schon fast vorbei war, nur von «Kanada» kam noch öfters zurückgebliebenes Gepäck.

Frau Lill hat mich, als ich in Ludwigsburg interniert war, öfters besucht und mir Lebensmittel gebracht, und damals auch die Post von Apotheker Strauch gelesen, der mir vom Ebenisee in Österreich, wo er bei der CIC arbeitete und später in einer Apotheke, Briefe voll Dankbarkeit schrieb.»

Capesius schreibt über sich in der dritten Person, als würde er sich langsam auflösen, er ist «Dr. C.», der SS-Offizier, gar nicht mehr er selbst:

«Dr. C. ist am 25. August in Auschwitz abgefahren. Er ist zuerst in Berlin wegen Urlaubsfragen gewesen. Er musste bei einer SS-Frontleitstelle Südost über Protektion von Frau Dr. Mary Euler bei einem SS-General, den sie kannte, sich eine Erlaubnis zur Fahrt bis an die Front-Grenze Ungarn-Rumänien erwirken.

Lotte soll daraus einen guten Bericht machen, sie war ja früher gewöhnt, Berichte zu schreiben.»

Weitere Verhaltensmassregel: «Bitte merkt euch: Ich bin nicht nur 8 Tage, sondern 4 Wochen in der Heimat gewesen. Am 22. September jedenfalls war ich wieder in Auschwitz.»

SCHÄSSBURG

Und Vaters Hauptmann war da, die Rumänen zogen nun gegen die Deutschen, gen Westen, auch er, der kleine Hauptmann mit seiner Kompanie. Er wollte Vater etwas Gutes tun, sagte: *Te îmbraci în uniformă română si vH cu noi.* Ziehst eine rumänische Uniform an und kommst mit uns. Ja. Es sei besser, er kämpfe jetzt gegen die Deutschen. Das sei gut für alle Zukunft. Du kommst auf die andere Seite der Front. Aber Vater zuckte zusammen wie bei etwas Verbotenem. Nein, nein, sagte er. Danke. Ich bleibe jetzt bei meiner Familie, die braucht mich.

Etwas Schreckliches, wie ein Weltuntergang.

Angst war das beherrschende Gefühl. Nie Scham, nie Schuld. Auch nicht, nachdem man langsam wusste, was geschehen war. Der Panzer innerer Abwehr und der Rechtfertigung war eisern. Sollte man etwa auf Feinde hören?! Ihnen glauben? Ihnen folgen? Das Gewissen – eine Sache der Feinde?! Und es wurde ja weiter gegen diese Feinde gekämpft. Alle, die mit der Wehrmacht, mit der SS kämpften, blieben weiter an der Front. Für Führer und Reich. Auch wenn bei uns in Schässburg ein seltsamer Frieden herrschte. Unter den Russen.

VIII

DER AUFSTAND DES SONDERKOMMANDOS

*«Kalendarium» der Ereignisse
von Oktober 1944 bis Januar 1945*

Chronik des 7. Oktober 1944: «An diesem Sonnabend informierte die Widerstandsorganisation im KL Auschwitz den Führer der Kampfgruppe im Sonderkommando, ihr Nachrichtendienst habe die Nachricht erhalten, die Leitung des KL Auschwitz beabsichtige in allernächster Zeit, die noch lebenden Angehörigen des Sonderkommandos zu vernichten. Ebenso verbreitete sich zu diesem Zeitpunkt wahrscheinlich die Nachricht, die Reduzierung der Kommandos von Krematorien IV und V um 300 bereits namentlich festgelegte Häftlinge stehe kurz bevor. Die für den Abtransport vorgesehenen Häftlinge sagten, dass sie sich nicht einfach abschlachten, sondern sich zur Wehr setzen würden. Um 13:25 Uhr warf sich die unmittelbar gefährdete Gruppe mit Hämmern, Äxten und Steinen auf die SS-Posten, die sie abholen wollten. Nachdem das Krematorium IV in Brand gesetzt worden war, schlug sich ein Teil der Häftlinge des Kommandos 59-B in den nahegelegenen Wald durch. Gleichzeitig begannen auch die im Krematorium II eingesetzten Häftlinge des Kommandos 57-B mit der Revolte. Die Häftlinge der in den Krematorien III und V eingesetzten Kommandos 58-B und 60-B dagegen blieben ruhig, weil ein Teil von der Revolte nicht in Kenntnis gesetzt worden war. 250 Häftlinge des Sonderkommandos fielen im Kampf, darunter die Organisatoren des Aufstands Salmen Gradowski aus Suwalki, Josef Warszawski (tatsächlich: Josef Dorebus) aus Warschau, der aus dem Lager Drancy nach Auschwitz deportiert worden war, Jozef Deresinski aus Luna bei Grodno, Ajzyk Kalniak aus Iomaa, Lejb Langfus aus Warschau, der aus Maków Mazowiecki nach Auschwitz deportiert worden war, und Lejb Panusz (Herszko) aus Lomża.

Am Abend wurden alle getöteten Häftlinge auf das Gelände des Krematoriums IV gebracht, die übrigen Häftlinge des Sonderkommandos zusammengetrieben, 200 noch lebende Aufständische wurden im Hof erschossen. Es war ein Blutbad. Dann hielt der Stellvertreter des Lagerkommandanten eine Ansprache und kündigte an für den Fall, dass es noch einmal zu so einem Vorfall kommen sollte,

dass dann alle Häftlinge im Lager erschossen werden. Anschliessend setzte in den Krematorien II, III und V wieder die normale Arbeit ein.

Während des Aufstands des Sonderkommandos töteten die Häftlinge drei SS-Angehörige: SS-Unterscharführer Rudolf Erler, SS-Unterscharführer Willi Freese und SS-Unterscharführer Josef Purke.»

10. Oktober 1944. «Die drei in den Union-Werken eingesetzten jüdischen Frauen Ala Gertner, Estera Wajchblum und Regina Szafirsztajn wurden im Frauenlager KL Auschwitz I festgenommen. Sie wurden beschuldigt, aus dem Magazin der Union-Werke Sprengstoff entwendet und an Häftlinge des Sonderkommandos weitergegeben zu haben, die damit primitive Handgranaten herstellen und sie wahrscheinlich auch während des Aufstands verwenden konnten.»

Adam: 14 Häftlinge des Sonderkommandos, darunter Jankiel Handelsman aus Radom (einer der Organisatoren des Aufstands), der polnische Jude Wrobel, der von den jüdischen Frauen den Sprengstoff übernommen hatte, und fünf im April 1944 in das Sonderkommando eingewiesene sowjetische Kriegsgefangene, wurden festgenommen und in die Bunker von Block 11 eingeliefert. Das Sonderkommando umfasste nach der Festnahme dieser 14 Häftlinge und ihrer Einlieferung in Block 11 noch 198 Häftlinge, die in drei Kommandos zu jeweils 66 Mann aufgeteilt und den Krematorien II, III und V zugeteilt wurden. Die Kommandos arbeiteten weiter in zwei Schichten, einer Tagschicht und einer Nachtschicht. Jede Schicht umfasste 33 Häftlinge. Das während des Aufstands zerstörte Krematorium IV wurde seitdem in den Tagesmeldungen über den Arbeitseinsatz der Häftlinge im KL Auschwitz II nicht mehr aufgeführt.

Im Frauenlager des KL Auschwitz II wurden zwei weitere jüdische Frauen festgenommen und beschuldigt, mit dem Sonderkommando Kontakte unterhalten und Sprengstoff in das Lager geliefert zu haben. Eine der Festgenommenen, die polnische Jüdin Róża Robota, arbeitete in dem an das Gelände des Krematoriums IV angrenzenden Ef-

fektenlager BIIg. Róza Robota hatte von Verbindungsfrauen den durch Ala Gertner in den Union-Werken entwendeten Sprengstoff entgegengenommen und an den zum Sonderkommando gehörenden Häftling Wrobel übergeben.

Erst nach dem Verrat des Spitzels Koch wurden die Mädchen verhaftet. Diesmal hatte die SS Beweise. Ala Gertner, die junge Belgierin, und die zwei andern Mädchen wurden in den Bunker gebracht und aufs Schlimmste gefoltert, denn die Politische Abteilung wollte Einzelheiten über die illegale Bewegung und den Aufstand des Sonderkommandos erfahren. Wir waren uns der Gefährlichkeit der Lage bewusst. Zwei Tage danach erfuhren wir abends beim Einmarsch des Kommandos, dass auch Róza Robota in den Bunker gebracht worden war. Uns war klar, dass die Mädchen der Folter nicht standgehalten hatten.

Wir mussten damit rechnen, dass in den nächsten Stunden oder Tagen die SS auch auf unsere Spur kommen würde.

Das waren schwere Tage. Róza kannte unsere Namen und unsere Tätigkeit. Sie war 23 Jahre alt, Mitglied, der Haschomer Hazair. Wir hatten volles Vertrauen zu ihr. Aber wir wussten auch, wie die SS foltern konnte. Keiner von uns vermochte zu sagen, ob er solchen Foltern standhalten könnte. Wer will da jenen anklagen, der unter den furchtbaren Schmerzen schwach wird, wenn man ihn mit Schlägen überschüttet, mit Zigaretten brennt, ihm die Finger bricht und die Haare ausreisst? Kann ein Mensch aus Fleisch und Blut solche Foltern tage- und nächtelang aushalten, wenn er ganz allein im KZ seinen Peinigern ausgeliefert ist?

Lange Tage warteten wir auf unsere Verhaftung. Jeder SS-ler, der während der Arbeit auftauchte, schien in unseren Augen der zu sein, der uns holen würde. Es ist ein furchtbares Gefühl, eine so grosse Gefahr zu erkennen, ohne dagegen etwas tun zu können. Wir legten uns unsere Verteidigung vor der Politischen Abteilung zurecht. In der Einsamkeit unserer Herzen dachten wir an Selbstmord.

Nein, es war nicht so, dass wir den Tod so sehr fürchteten. Im Lauf der Jahre hatten wir uns damit abgefunden, sterben zu müssen. Der

Tod erschien uns als ein alter Bekannter. Wir fürchteten die Foltern, und ganz besonders fürchteten wir, dass wir – jüdische Häftlinge – die Widerstandsbewegung in Auschwitz ins Unglück stürzen könnten.

So vergingen einige Tage. Jeden Morgen brachte man Róza aus dem Bunker in die Politische Abteilung und führte sie abends zurück. Ihre Kleider waren zerrissen, sie blutete, ihr Gesicht war kaum zu erkennen. Wir standen auf der Lagerstrasse und bemühten uns, ihre Blicke auf uns zu lenken. Wir wollten ihr so unsere Sorge und unser Mitgefühl zeigen. Aber sie erkannte niemanden mehr. Sie schleppte sich zwischen zwei Wachen, die sie stützten. Ihre Kräfte schwanden zusehends.

In diesen Tagen ereignete sich etwas, das ganz unglaublich klingt. Jakob, der Kapo des Bunkers, wandte sich an uns und erklärte sich bereit, Noach bei Nacht heimlich in den Bunker einzulassen und ihm dort eine Aussprache mit Róza zu ermöglichen. Wir zögerten zuerst, denn wir fürchteten, es handle sich um eine Falle der SS. Aber schliesslich schien die Aussicht, Róza zu sprechen, so wichtig, dass wir alle Gefahren missachteten. Noach ging zu diesem nächtlichen Treffen.

Jakob hatte den SS-Aufseher des Bunkers betrunken gemacht und führte Noach ins Totenhaus. Er öffnete die schwere Eisentür, Noach trat in die Zelle und fand Róza auf dem kalten Betonboden liegend. Sie hat ihn anfangs nicht erkannt. Eine ganze lange Stunde waren diese beiden Jugendfreunde beisammen, ohne dass Róza zu Bewusstsein kam. Ganz langsam aber erholte sie sich so weit, dass sie Noach die Ereignisse der letzten Tage schildern konnte. Sie sagte, dass sie keinen Namen genannt, sondern die ganze Schuld auf jemanden geschoben habe, von dem sie wusste, dass er bereits tot war. Sie versicherte, dass wir nichts zu fürchten hätten. Dass sie sterben müsse, wisse sie. Bis zum Ende werde sie standhaft bleiben.

Noach brachte uns einen Zettel von Róza – ein letztes Abschiedswort. Sie schrieb uns, wie schwer es sei, sich vom Leben zu trennen;

*aber wir hätten nichts zu befürchten, sie würde niemanden verraten. Nur eine Bitte hatte sie: Falls doch jemand von uns eines Tages in Freiheit käme, sollte er Rache üben. Der Zettel war mit dem Gruss des Haschomer Hazair unterschrieben: Chasak we'emaz (seid stark und tapfer).*¹⁵

14. Oktober 1944. Das Sonderkommando begann, die Wände des beim Aufstand zerstörten Krematoriums IV abzubreachen.

Adanr. Doch Grässliches geschah nochmals Mitte Oktober, als die Nazis Horthy den «alten Trottel», wie ihn Eichmann nannte, stürzten, und der fanatische «Pfeilkreuzler» und Antisemit Ferenc Szälasi Staatsoberhaupt wurde. Die Vernichtungsanlagen in Auschwitz waren abgebaut. Doch das ausgeblutete «Reich» benötigte Arbeitskräfte; so machte der unsägliche «Reichsbevollmächtigte» Veesenmayer mit Szälasi aus, 50.000 Juden «zur Verfügung» zu stellen. Die Eisenbahn funktionierte nicht mehr, so kam es zu den wahnsinnigen Todesmärschen im November. Weder Altersgrenzen noch Schutzpässe halfen. Schlimm war aber auch diese Schande, dass die Ungarn selbst, bis das Land am 13. Februar 45 von der Roten Armee befreit wurde, noch viele Pogrome veranstalteten, und Zehntausende auch in der Provinz ermordet wurden. Doch wenigstens die ungarischen Hauptschuldigen, so László Endre, Staatssekretär für Jüdische Angelegenheiten, Laszlo Baky, ebenfalls Staatssekretär im Innenministerium, und der Polizeioffizier, Oberstleutnant Ferenczy, direkt verantwortlich für die Deportationen, wurden hingerichtet. Es waren die Helfershelfer Eichmanns, der konnte sich in der ganzen Organisation der Deportation von einer halben Million Opfern auf diese drei Verbrechernaturen und die ungarische Gendarmerie verlassen!

27. Oktober 1944. Eine Gruppe von aus dem KL Auschwitz I fliehenden Häftlingen, zu der die Mitglieder der Kampfgruppe Ausch-

¹⁵ Vgl. auch H. G. Adler et al.

witz und des Militärrats des Lagers Ernst Burger aus Österreich und die Polen Bernard Swierczyna, Czeslaw Duzel, Zbigniew Raynoch und Piotr Piaty gehörten, sowie der Verbindungsmann der Organisation Frank, ein SS-Angehöriger, wurden durch den Kraftfahrer SS-Rottenführer Johann Roth aus Hermannstadt / Siebenbürgen verraten. Als den Häftlingen ihre Situation klar wurde, nahmen sie noch in dem Auto, das sie bei der Flucht aus dem Lager bringen sollte, Gift; Zbigniew Raynoch und Czeslaw Duzel starben, die anderen aber wurden «gerettet». Auch die beiden österreichischen Häftlinge Rudolf Friemel und Ludwig Vesely, die zu den Organisatoren der Flucht gehörten, wurden festgenommen und in die Bunker von Block 11 eingeliefert. Verhaftet wurde ferner der SS-Angehörige Frank, der mit dem Kraftfahrer SS-Rottenführer Johann Roth verhandelt und ihm vertraut hatte.

Adam: Wenn du mich nach deinen Siebenbürgern im Lager fragst, spielte ausser dem berüchtigten Hans-Andreas Draser von der Politischen Abteilung auch ein anderer Hermannstädter, ein gewisser Johann Roth, SS-Rottenführer bei der Fahrbereitschaft, eine üble Rolle, er hat den Capesius oft genug zur Gaskammer gefahren. Für den 27. 10.44 war minutiös die Flucht von, ich glaube, acht Männern aus der Leitung der Kampfgruppe organisiert worden, sie sollten später mit polnischen Partisanengruppen das Lager befreien. Johann Roth, Rottenführer bei der Fahrbereitschaft, sollte deutsche Uniformen beschaffen und dann Ernst Burger und zwei Kameraden aus dem Lager fahren. Roth verriet die Aktion. Dieser Verrat hatte verheerende Folgen: Die Gruppe konnte nicht mehr fliehen. Die auf sie wartenden Partisanen in der Umgebung wurden von der SS angegriffen, und viele fielen in diesem Gefecht, darunter auch Kostek Jagielle, der schon früher aus Auschwitz geflüchtet war, um alles vorzubereiten. Die Gruppe wurde in der Nacht ihrer Flucht zur Politischen Abteilung gebracht, Boger und Draser folterten sie mit der Bogerschaukel, um noch mehr von ihnen zu erfahren; sie schwiegen nicht. (Draser

ist übrigens nach dem Krieg im Irrenhaus gelandet.) Die Gefolterten konnten den furchtbaren Torturen nicht widerstehen. Das ganze Netz wurde nicht verraten, das ja nur Burger kannte, doch gab er einige Namen preis, die anderen vier auch. Die Kampfgruppe wurde so sehr geschwächt, dass sie sich von diesem Schlag nie mehr erholen konnte und jeder Aufstand unterblieb.

31. Oktober 1944. Im Block 11 des KL Auschwitz I tagte das Polizei-Standgericht der Gestapo Kattowitz und verurteilte 59 Polen und 10 Polinnen zum Tode. Die Verurteilten wurden am 1. November im Krematorium vom KL Auschwitz II hingerichtet. Die Häftlinge des Sonderkommandos mussten die Todgeweihten, die mutig und tapfer waren, an den Ohren festhalten; sie rührten sich nicht, man hätte sie auch freistehen lassen können.

2. November 1944. In den Gaskammern im KL Auschwitz II wurden wahrscheinlich an diesem Tag die Tötungen durch das Gas Zyklon B eingestellt. Selektierte wurden seitdem in der Gaskammer oder auf dem Gelände des Krematoriums V erschossen.

DIE TESTAMENTE DES SONDERKOMMANDOS

25. November 1944. Es wurde begonnen, die technischen Anlagen im Krematorium II abzubauen. Zuerst wurde der Motor, mit dem die Luft aus den Gaskammern gepumpt wurde, ausgebaut; er sollte in das KZ Mauthausen abtransportiert werden. Dann wurden die Rohre demontiert, die für den Abtransport in das KZ Gross-Rosen vorgesehen waren.

25. November 1944. In dem bisher in den Krematorien in Birkenau eingesetzten Sonderkommando, dem noch 200 Häftlinge angehörten, wurde eine Selektion durchgeführt: 30 Häftlinge zur Bedienung des Krematoriums V; den anderen 170 Häftlingen wurde gesagt, dass sie zum Baden in die ‚Sauna‘ geführt werden.

Adam: Ein Freund, der Dr. Berner, ein Klausenburger Arzt, mit dem ich lange Zeit in der Effektenkammer zusammengearbeitet habe, hat mir das Leben gerettet, indem er zwei Oberscharführer, die in den

Krematorien Dienst leisteten, mit Diamanten bestach. Häftlinge wie Berner, die in der Sortierkammer, wo sich das Raubgut, das Gut der Vergasten häufte, waren die «Reichsten» und batten die grösste Macht im Lager. Es war knapp, die hatten einen genauen Zeitplan, Himmler hatte den Befehl am 2. November 44 ausgegeben, die Vergasungen einzustellen. Doch schon am 14. Oktober batten sie damit begonnen, die Mauern des Krematoriums III abzutragen, am 20. kamen zwei Sankas und ein Gefängniswagen, angefüllt mit Dokumenten über Häftlinge, Karteien, Sterbeurkunden, Anklageschriften aus dem «Standesamt». Die Dokumente sollten nun anstatt der armen Opfer im Krematorium I verbrannt werden. Am 25. November kam dann nochmals ein Sanka mit Dokumenten, zwei Oberscharführer forderten mich auf, abladen zu helfen. Sie nahmen mich dann mit, ich sollte in der Schreibstube, nochmals im «Standesamt» Akten ordnen helfen. Ich sah noch bei der Abfahrt, wie meine Häftlingskollegen vom Sonderkommando begannen, das Krematorium I abzureissen und zu sprengen.

Wir wussten alle, dass wir nur noch Tage zu leben batten. Mehrere Kollegen hatten abends und nachts im Schutz der letzten Leichen, im Leichenkeller also und bei Kerzenlicht, Testamente geschrieben, diese auch schon vergraben. Manche unterschrieben nicht einmal, blieben anonym, wie in folgendem Testament, doch ich kannte den Toten, wir haben zusammen Leichen zum Krematorium geschleift. Hier sein Testament:

«Ich bitte, alle meine seinerzeit vergrabenen Schilderungen und Notizen mit der Unterschrift I.A.R.A. zu ordnen und unter dem Titel ‚Im Abgrund des Verbrechens‘ zu veröffentlichen. Sie befinden sich in verschiedenen Schachteln und Gläsern im Hof des Krematoriums II. Ebenso zwei grössere Berichte, von denen einer, betitelt ‚Aussiedlung‘, im Grab mit Knochen im Krematorium I und der andere, betitelt ‚Auschwitz‘ in einem Knochenhaufen an der Südwestseite des gleichen Hofes liegt. Dann habe ich das noch einmal abgeschrieben,

vervollständigt und an einer anderen Stelle unter der Asche im Krematorium II eingegraben.

Jetzt gehen wir, die 170 übrig gebliebenen Männer, zu unseren Frauen. Wir sind überzeugt, dass man uns in den Tod schickt: heute, am 26. November 1944.»

Adam: Im November 1944 versuchte die SS, alle Spuren ihres ungeheuren Verbrechens zu tilgen: Krematorien, Akten, aber auch das Sonderkommando der Krematorien, die Augenzeugen der Vergasungen auszulöschen. Unter der Erde, unter der Asche aber blieben die Zeugnisse, bei den Krematorien II und III vergrabene Handschriften, Grabbeigaben, kein Gold, kein Schmuck, sondern Abfall, grob, banal, hässlich und stinkend: In einem deutschen Aluminiumgeschirr, in einer mit einem Gummi überzogenen Metallverschluss versiegelten Militärfeldflasche, einem Halbliterglas mit einem Drehverschluss aus Blech oder einem gesprungenen Einmachglas, Testamente der Ermordeten. Die Handschriften stammen von Salmen Gradowski, LejbLangfus und Salmen Lewenthals. Ein Augenzeugenbericht schildert zwei unvorstellbare Geschehnisse «Di 3.000 nakete» (Die 3.000 Nackten) und «Di 600 Jinglech» (Die 600 Knaben):

«Am hellen Tage wurden 600 jüdische Knaben im Alter von 12 bis 18 Jahren gebracht. Sie waren in lange, sehr dünne Zebraanzüge gekleidet; an den Füßen hatten sie zerrissene Schuhe oder Holzpantinen ... Als sie sich auf dem Platz befanden, befahl ihnen der Kommandoführer, sich auf dem Platz auszuziehen. Die Knaben bemerkten den Rauch, der aus dem Schornstein quoll, und erkannten sogleich, dass sie in den Tod geführt wurden. Sie begannen in wildem Entsetzen auf dem Platz herumzulaufen und sich die Haare zu rauhen, ohne zu wissen, wie sie sich retten sollten. Viele von ihnen brachen in schreckliches Weinen aus, es erscholl ein trostloses Wehklagen. Der Kommandoführer und sein Gehilfe schlugen diese wehrlosen Kinder entsetzlich, um sie zum Ausziehen zu zwingen ... Die Jungen entkleideten sich mit instinktiver Furcht vor dem Tode, nackt und barfuss drängten sie sich auf einem Haufen zusammen, um sich vor

den Schlägen zu schützen, und rührten sich nicht von der Stelle. Ein mutiger Junge ging auf den neben uns stehenden Kommandoführer zu und bat ihn, er möge ihm das Leben schenken, und versprach ihm, auch die schwerste Arbeit zu verrichten. Als Antwort versetzte ihm der SS-Mann einige Schläge mit dem dicken Knüppel über den Kopf. Viele liefen in wilder Hast zu den Juden des Sonderkommandos, warfen ihnen die Arme um den Hals und flehten sie um Rettung an. Andere liefen nackt auf dem grossen Platz auseinander (um dem Tode zu entkommen). Der Kommandoführer rief einen Unterscharführer mit einem (Gummi-) Knüppel zu Hilfe.

Die jungen, reinen Knabenstimmen stiegen von Minute zu Minute an, bis sie in bitteres Weinen übergingen. Ihr Wehklagen ertönte weithin. Wir standen vollkommen erstarrt und wie gelähmt von diesem kläglichen Weinen auf dem Platz. Mit einem Lächeln der Zufriedenheit, ohne die kleinste Regung von Mitleid, mit den stolzen Mienen von Siegern standen die SS-Männer da und trieben diese Kinder, auf sie einschlagend, in den Bunker ... Einige liefen noch durcheinander und irte auf dem Platz hin und her und suchten nach Rettung. Die SS-Männer liefen ihnen nach, schlugen sie und versetzten ihnen Hiebe, bis sie die Lage beherrschten und sie am Ende alle vor Angst zitternden Kinder in den Bunker getrieben hatten.»

Der Vierte, Chaim Hermann, beendete seinen Brief an die Nachwelt mit den Worten: «Mein Brief geht zu Ende, meine Stunden des gleichen, also richte ich mein unwiderruflich letztes Lebewohl an Euch für immer... ich befinde mich in der letzten Mannschaft von 204 Personen, man liquidiert gerade das Krematorium II, wo ich in höchster Anspannung warte, und man spricht von unserer eigenen Liquidierung im Verlaufe dieser Woche. Verzeiht mir meinen chaotischen Text... Wenn Ihr wüsstet, unter welchen Umständen ich schreibe.»

29. November 1944. Im Frauenlager KL Auschwitz-Birkenau wurde Barbara Dziejur geboren. Das Kind wurde mit der Häftlingsnummer 89325 (Frauen) registriert.

1. Dezember 1944. In Birkenau wurde das Abbruchkommando Krematorium III gebildet, in das 100 Häftlinge (Frauen) eingewiesen wurden. Das Kommando wurde beim Niederlegen des Krematoriums III eingesetzt.

3. Dezember 1944. Aus dem KZ Mauthausen wurden 1.120 Häftlinge (Facharbeiter) in das KL Auschwitz überstellt, darunter Belgier, Griechen, Jugoslawen, Italiener, Franzosen, Deutsche, Ungarn, Norweger, Litauer, Letten, Slowaken, Tschechen, Rumänen, Luxemburger und Holländer. In dem Häftlingstransport war kein Jude. Die aus dem KZ Mauthausen überstellten Häftlinge wurden mit den Häftlingsnummern 201.237 bis 202.356 (Männer) registriert.

4. Dezember 1944. 500 polnische Häftlinge (Männer) wurden vom KL Auschwitz zum KZ Buchenwald überstellt. Sie kamen am 7. Dezember in einem sehr schlechten körperlichen und seelischen Zustand im KZ Buchenwald an. Der Zug wurde wegen der alliierten Luftangriffe auf die Eisenbahnverbindungen mehrfach auf Bahnhöfen an der Strecke angehalten. Die Häftlinge erhielten unterwegs keine Verpflegung.

Adam: Am 12. Dezember ging ich in den Krankenbau. Zu Weihnachten wurde ich wieder entlassen. Während ich dort war, kam aus Berlin das Urteil gegen Rudi und seine Freunde. Wir erfuhren, dass man alle fünf zum Tode verurteilt hatte.

21. Dezember 1944. Die amerikanische Luftaufklärung machte drei Tage nach einem Luftangriff auf das Werk der IG Farbenindustrie AG Luftaufnahmen des Geländes, um die entstandenen Schäden festzustellen. Im Randbereich dieser Luftaufnahmen waren das KL Auschwitz und das KL Birkenau zu sehen. Auf Vergrößerungen der Aufnahmen ist zu erkennen, dass im Lager Birkenau die Umzäunung und Wachtürme des früheren Bauabschnitts III («Mexiko») abgebaut wurden, dass die Abdeckungen der Gaskammer und des Auskleide-raumes, die beide unterirdisch angelegt waren, entfernt worden waren und dass ferner das Dach und der Schornstein des Krematoriums

II abgebaut wurden. Die Umzäunung um das Krematorium II war entfernt. Auch die Umzäunung des Krematoriums III war nicht mehr da und die Umgebung des Krematoriums war mit Resten und Trümmern übersät. Das Ziel der «taktischen Aufklärung» waren weiter das Werk der IG Farbenindustrie AG und seine Produktion.

Adam: Unsere Freunde waren noch im Oktober in den Bunker gebracht worden, immer wieder verhört worden, du musst dir diese Tortur vorstellen, die sie bis zum 30. Dezember, zwei Monate also durch gemacht haben. Ich dachte jeden Tag an sie, ich stellte mir jeden Tag ihre Folter vor; das Geschrei auf «Deutsch», die Befragung, das VERHÖR auf «Deutsch» –, zumindest für den Ernst Burger und für Friemel!

24. Dezember. Weihnachten. Doch für mich blieb sie weiter meine geliebte deutsche Sprache, ein ganz anderes Deutsch, wie für Polen Polnisch, für andere Russisch oder Französisch im Innern die mitgebrachte heiligste Reliquie, ein Gebet. Wir fühlten, dass Sprache ein Heilmittel sein kann.

Auf einem meiner Zettelchen stand mikroskopisch klein auf Deutsch ein Gedicht; Ich hatte es zusammen mit Lewenthal aus dem Polnischen ins Deutsche übersetzt:

«Ihr wollt, dass wir sprechen, aber was vermögen schon Worte? / Man müsste gewaltige Macht, gar Gotteskraft haben, / Als gleissende Sonne, als bebende Sterne, / Als Sturmwind sprechen, als alter Herbstwind weinen, / Als wütender Blitz einschlagen.»

So hat es eine Ravensbrück-Häftlingsfrau, Zofia Pienkiewicz-Malamkowska aufgeschrieben:

«Sprechen, schreiben, es noch einmal sagen – das ist zu wenig! / Wisst ihr – im Innern steckt einem jeden Menschen im Gedärm / Die entsetzliche Fäulnis im Leib, die den Tod bringt... / Pathetisch sagen sie über uns: ER litt für die Heimat! / Wir aber verspüren bis ins Mark diese elende Schmiere... / In der Seele Gedärm stecken noch die Läuse und der Dreck, / Der entsetzliche Gestank der Blöcke, wo die Menschen verreckten.»

Das Lied steigerte noch diese Wirkung. Nicht «Oh Tannenbaum» oder das polnische «Mitten in der stillen Nacht», Lieder, die verordnet waren, hatten diese Wirkung. Nein. Im grossen Saal war es, nachdem Dr. Mengele seine Zwerge hatte auftreten lassen, ein muzulman, der uns weich stimmte, wir hatten Tränen in den Augen, einen Kloss im Hals, viele schluchzten, etwas löste sich im Kindervers auf

Set w scyrym opolu Christus Pan,

A sa nim orsak bosy...

(Ins weite Feld ging Christus der Herr

und ihm nach auf blossen Füssen das Geleit, Die Kindlein zogen auf das gemähte Feld

Aus der Stadt hinaus bereit die Ähren zu sammeln...)

Ja, Schnäuzen und Husten. Umarmungen. Weihnachtswünsche. Heiligabend – eben. Liebe.

Schneuzen

STILLE NACHT

Capesius hat mir eine Organisationskizze des ordentlichen Dienstweges in Angelegenheiten KL übergeben, die Skizze enthält auch die in der Praxis nachweisbaren Befehlswege (gestrichelt) mit handschriftlichen Eintragungen unseres Apothekers, der als ordentlicher Sachse dankenswerterweise alle in der Skizze fehlenden Vernichtungslager nachgetragen hat.

Ich hatte die «Organisationskizze» Roland gezeigt, der sie interessiert ansah, sie dann beiseite schob und weiter erzählte, wie er, um dem Grauen zu entgehen, mit dem Kommandanten Höss Weihnachten gefeiert hatte, Weihnachten ... *Stille Nacht* gespielt. *Heilige Nacht, alles schläft einsam wacht. O du Fröhliche, O du Selige, Gnadenbringende Weihnachtszeit.* Mit dem Kommandanten Höss. Klavier gespielt, um zu vergessen. Lichterbaum, Wunderkerzen, um zu vergessen. Tannenduft. *Alles schläft, ein...saam wacht.* Auch Roland tröstete sich damit, dass er noch denken konnte, waren sie irgendwie zusammengespart mit den Häftlingen? Ja: Und das Fest als Versuch gegen das Gas. Und die Musik auch. Im gleichen Höllenraum des

Anus Mundi, und doch durch alle Ewigkeiten, durch den Tod nämlich, voneinander getrennt.

Wie schön waren doch früher die Christtage gewesen. Noch 1942. Und jetzt waren wir unter den Russen. Grossvater sass am Nachmittag nicht mehr vor dem Blaupunkt, noch vor einem Jahr hatte er den Reichssender München gehört: «Weihnacht ist das feierlichste unserer Feste und kein anderes Völk kann es so begehen wie wir. Unser allein ist das einmalig schöne Geschenkgeben dieses Heiligen Abends.» Dann das schöne Lied: *In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehn ...* Weihnachtsurlaub in voller SS-Uniform mit Totenkopf vor einem Jahr. Aber beim Fest war Roland dann doch in Zivil mit Krawatte. Ich kroch mit ihm unter die Tanne. Er im weissen Hemd. Lebensbaum, sagte er, Sonnenwende. Auf die Geschenke fielen Tannennadeln. Duft. Stearin vom Lebensbaum auf die gute Hose. Angst. Stock. Verstockt. Aber dann vergass ich's. Ein leichter feiner Hauch von Hysterie lag Weihnachten immer in der Luft. Morgen Kinder wird's was geben, morgen werden wir uns freuen! Nix mehr wird's geben. Die Strafe folgte auf dem Fuss.

Weihnachten auch für die Häftlinge des Sonderkommandos, zu denen Wieslaw Kielar und der Bukowiner Hertz gehörten und auch unser Adam Salmen, der überlebt hat, es berichten und beschreiben konnte auf seinen winzigen Papier-Röllchen:

Adams Tagebuch: Wir sassen im Keller zusammen um ein Koksöfchen, brietten auf dem Öfchen Rohkartoffeln, von Gienek Obojski organisiert, der nicht überlebt hatte, wie Kielar berichtet, sassen um glühendes Öfchen, Kartoffeln brutzelten, angenehm der Geruch, schön, wie Leben, schöner Geruch, vertrieb widerlichen Gestank des Chlors, mit dem die dort gelagerten Leichen bestreut sind. Die Leichen machen uns nichts mehr aus, wir leben täglich mit ihnen zusammen. Und Kielar spielt polnische Weihnachtslieder, auch deutsche? Stille Nacht. Auf der Mundharmonika. Man singt. Ob, Du fröhliche, freilich auf Polnisch. Die Leichen scheinen sich zu freuen, zuzuhö-

ren, auch die Juden, die Weihnachten nicht feierten. Doch bemerkte es niemand. Es war Lager-Feuer. Lager.

Hertz, der Bukowiner, kochte die brotzupa; als er aber das oragnizirovan chleb aufbrach, das vom letzten transporty stammte, also von den gasowsy, den Vergasten, blitzte Gold; Ringe, kleine Brosche mit Initialen, goldne Trauringe funkelten im schon harten löchrigen Innern des Brotes, und alle liefen herbei, «goldzupa» murmelte Hertz, «zlota zupa, zlota, zlota ...» wiederholten die anderen im Chor... Er, der zu den Chassidim gehörte, erinnerte sich an seine Hochzeit in Czernowitz, oh, die goldenen jojb, die seine Grossmutter so gut kochen konnte, diesen Bouillon, der die Goldfarbe durch Mohrrüben erhält; oh, die Rüben hier, zuhause die schönen Mohrrüben goldig gedünstet und mit Safran gewürzt ...Ja zum Hochzeitsempfang, der König und die Königin sich auch durch die Braut und den Bräutigam vereinen ... Ruth aber, ja, die Braut, seine Ruth, war hier als Rauch zum Himmel geflogen ... sie lebte mit ihm, als es noch ein Morgen gab, den kommenden glücklichen Tag. Grosse Tränen rannen Hertz über die mageren Wangen. Und alle sahen ihn erstaunt an. Tränen? Hier gibt es doch keine Tränen mehr.

Dann der 30. Dezember 1944. An diesem Sonnabend wurden nach dem Abendappell und nach der Verlesung des Urteils die fünf politischen Häftlinge und Angehörigen der Kampfgruppe Auschwitz und des Militärrats des Lagers, die Österreicher Ernst Burger, Rudolf Friemel und Ludwig Vesely und die Polen Piotr Piaty und Bernard Swierczyna, deren Flucht durch den Verrat des Hermannstädter SS-Rottenführers Johann Roth gescheitert war bzw. die als Organisatoren dieses Fluchtversuchs gefangengesetzt worden waren, öffentlich gehenkt.

Adam: 30. Dezember 1944. Die Hinrichtung unserer Kampfgefährten am 30. auf dem Appellplatz des Stammlagers kann ich nicht mehr vergessen: Es waren ausser Ernst Burger noch zwei Österreicher und zwei Polen, die furchtbar aussahen, als man sie auf den Hinrichtungsplatz brachte.

Kurz bevor der Hebel betätigt wurde, sie leidvoll starben, riefen sie «Es lebe Polen» und «Es lebe Österreich» und Flüche und Verwünschungen gegen die SS hallten über den Platz, kein «Maul halten» half, auch keine Salve in ihre Arme und Beine...

Dr. Berner: «Wann immer ich Berichte über die Gehenkten las, war ich über ihren Tod entsetzt. Bis zum letzten Tag meiner Tätigkeit kam ich nie über folgenden Satz hinweg: ‚Nach drei Minuten brach der dritte Wirbel der Wirbelsäule und der Mann starb.‘ Auch der Anblick des Galgens verbreitete Schrecken.

Wir erwarteten die Vollstreckung des Urteils für den nächsten Tag. Ein kurzer Wintertag, der wie ein Schatten vergeht. Dass die fünf bereits im Männerlager während des Appells gehenkt worden waren, wussten wir nicht. Silvester kam heran. Wir fühlten, es war das letzte Mal, dass wir das Neue Jahr im Lager verbringen mussten.»

«Auschwitz, den 1.1.1945», schrieb Dr. Wirths an seine «liebe Frau»: «Den Silvesterabend habe ich ruhig und still bei Bärs verbracht, die sonst niemanden mehr eingeladen hatten und so konnte ich mit meinen Gedanken so lieb und schön bei Dir sein. Die Bilder von Dir und den Kinderle hab ich ihnen gezeigt und ihnen von Euch erzählt ... Als dann die Mitternachtsstunde herangekommen war, ich mein Glas Dir zugetrunken hatte und wir still in Gedanken versunken sassen, hatten die beiden Tränen in den Augen und waren arg traurig.

2.1.45 ... Den Mephisto in CI [wahrscheinlich Mengele] habe ich übrigens auch erkannt und mich restlos zurückgezogen. Wie recht hattest Du Geliebtes doch wieder bei Deiner Beurteilung damals!»

Und Roland, wo hatte er Silvester verbracht, mit Capesius und Klein, gar auf dem Gut des Fabritius in den Beskiden?

Als er von den Stoffels gefragt wurde, ob es denn rechtens sei, Frauen und Kinder umzubringen, da wiederholte er die Höss-Ausrede: «Wir dürfen keine Nachkommen zulassen, die sich rächen

könnten!» Oder die von Klein: «Die Juden sind die Feinde der Menschheit, nicht nur unsere!»

Roland in Innsbruck: «Freilich, ich bin religiös, war ja auch Religionslehrer. Doch wer hat unseren Herrn ans Kreuz geschlagen? Die Juden!»

«Religionslehrer? In Auschwitz?»

«Ja, ich war in Auschwitz Religionslehrer in der deutschen Schule.»

«Und warst du bei diesen Erschiessungsszenen an der Schwarzen Wand auch dabei?»

«Ja, manchmal. Man musste manches aushalten. Ich konnte es.»

«Und du warst auch noch Religionslehrer?»

«Ja. In der deutschen Hauptschule. Und ich tat es mit Überzeugung. Denn im Alten Testament wird die jüdische Religion gepredigt: Ich bin der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, der euch aus Ägypterland geführt hat. Nicht wahr? Und die jüdische Thora, das ist es eben. Und diese Tradition lebt in den Juden dreitausend und mehr Jahre. Und die Juden haben, sofern sie mosaischen Glaubens sind, noch eine angemessene Religion ... Und die Deutschen haben keine...

Aber Religion schaffen – dazu gehört eine ungeheure Härte. Grausamkeit gehört auch dazu. Da muss man intolerant sein. Keine Religion kann tolerant sein ...»

Ich fragte ihn, ob er damit auch den Nazismus meint, ob das auch eine Religion gewesen sei, die vielleicht das Vakuum nach dem Tod Gottes ausfüllen wollte?

Roland: «Ja! Es war auch eine Art Religion!»

Und er sprach dann von Hitlers «Himmelssturz» als Prophezeiung, und er habe anfangs daran geglaubt, dass Hitler eine neue Religion schaffen werde, eine «völkische».

Roland: «Wir haben keine eigene, uns entsprechende Religion gehabt. Nur die jüdische haben wir übernommen. Das war unsere Tragik, denn wir können uns keine Religion selbst machen. So aber ist kein Volk lebensfähig. Barbaren sind wir geworden, seit wir unsere gotische Stammeskultur verloren haben. Und wenn sich das deutsche

Volk in der Weise mischt, wie es das heute tut, dann ist es aus und vorbei: Völker sollen sich nicht mischen. Völker sind dazu da, einen Auftrag zu erfüllen. Ich möchte nicht pathetisch werden, aber ihr göttlicher Auftrag besteht gewissermassen darin, ihre Eigenart zu erhalten.

Ja, in diesem Sinne ist das Alte Testament, auch Nietzsche hat es in diesem Sinne immer wieder gerühmt, so ein wunderbares Zeugnis davon ...»

«... dass Vernichtung notwendig war?»

«Ja, so wie auch eine Religion eigentlich nur eine völkische Religion sein kann. Dass jede Religion, jede gesunde Religion im Grunde genommen Ahnenverehrung ist. Ahnenkult. Und der Zwiespalt, auch bei den europäischen Völkern, besteht zum grössten Teil darin, dass sie eine fremde Religion angenommen haben, die in einem anderen Völk geboren wurde: die jüdische Religion, nicht wahr ...»

«Und in Auschwitz sollte Europa, die Welt *geheilt* werden?»

«... wir sind alle verjudet, das hat schon Nietzsche festgestellt. Wir haben im Grunde die jüdische Religion übernommen, und die passt uns nicht in allen Punkten.»

«Doch nur das Alte Testament», wage ich einzuwerfen.

«Ja, es ist das Kleid, aber das Kleid passt uns nicht, nicht wahr?»

«Auch das Neue Testament passt ja nicht...»

«Das passt noch weniger, denn das Neue Testament hat ja schon die allgemeinen Menschheitsgedanken ...»

«Welche Religion würde denn zu uns passen?»

«Wir haben keine, das ist ja unsere Tragik. Nicht wahr. Und wir können uns auch keine machen. Und wir müssen trotzdem leben. Denn eine echte Religion kann nur Ahnenkult sein ...»

«Also an die Toten, an den Tod glauben? Die Ahnen sind ja die Toten!»

«Ahnenkult. Ja. Die Japaner haben im Shintoismus noch etwas, ich weiss nicht, wie weit er noch ausgeübt wird. Aber daher haben sie ja auch diese herrlichen Kerle, die Kamikaze hervorgebracht. Es

geht bis zur Grenze des Unheimlichen: der Todesverachtung. Pflicht zum Lebensopfer als Lebensinn.»

«Und die Deutschen, die hätten dann, sagen wir, die germanische Religion?»

«Sie haben keine! Dort können wir nicht anfangen, dort können wir nicht anfangen. Nicht wahr.»

«Hitler hat es versucht!»

«Nein, das hat er nicht getan, das hat er nicht getan! Das ist eine Übertreibung. So dumm war er auch nicht. Das kann man nicht sagen!»

«Aber es wurde doch ziemlich kultiviert, dies Gotische, auch die verrückte Sütterlinschrift, und bis hin zum Kalender ... Februar hiess Hornung ... das Heidnische wurde kultiviert, wir die neuen Heiden ... und das alles ist uns doch auch sehr fremd. Und wie besteht man dann den Tod? Als «Heldentod» – ist das die neue Religion? Vaterland, Reich ...?»

«Nein, nein. Es ist das Völkische, das zum Ahnenkult hätte führen können ... Durchgeführt mit aller notwendigen Grausamkeit, ja, auch das ein Opfer, stark sein, ein Muss!»

Roland war Mitglied der «Arbeitsgemeinschaft für die Erforschung des jüdischen Einflusses auf das deutsche kirchliche Leben» und stand in Verbindung mit dem Bischof der Sachsen. Der systematisch vom deutschchristlich (= Christentum Thüringer Prägung) orientierten «Bischof» der Evangelischen Landeskirche A. B. in Rumänien, Wilhelm Staedel (1941-1944), kultivierte und multiplizierte Antisemitismus ...

Roland hat an vielen Exekutionen von Prügelstrafen teilgenommen, einmal sogar am Silvestertag 1944: «Eine Bestrafung mittels Prügelbock sah wie folgt aus: die Beine des Opfers wurden fest eingeklemmt. Zwei Häftlinge hielten den Delinquenten an den Armen fest. Ein SS-Mann oder ein Kapo schlug auf den Häftling mit einem Knüppel oder einer Peitsche ein und der Geprügelte musste, interessanterweise, die Schläge laut mitzählen. Und am Schluss sich bedanken, meist atemlos vom Schreien erschöpft: ‚Habe 25 dankend erhalten’».

Adam: Der Bock war besonders dafür gebaut, er hatte Vertiefungen zum Festhalten der Beine, einen Tisch mit einem Zug zum Straff-

ziehen des Hinterteils, nicht wahr, und eine Vertiefung zum Festhalten des Kopfes und der Arme. Doch es gab auch die ganz einfache Prügelbank, wo die Füße in eine Kiste kamen, dort festgebunden wurden. Es gab Kollektivexekutionen während des Appells, und der Lagerführer bestimmte die Strafe. Es gab auch fünfzig, ja hundert Schläge, die einer Todesstrafe gleichkamen, nur viel, viel furchtbarer waren, als jede Erhängung oder Erschiessung, ja noch schrecklicher als das Lebendigverbrennen in den Öfen. Berühmt wurde ein Serbe, der hundert Schläge aushielt, eine setka überstand, musste aber dann vier Monate im Revier auf dem Bauch liegen. – Als eine Art Präludium vor der Strafmeldung, gab's die karny meldunek, da musste der Arme oft bis zu einem Tag – na torze, unter dem Tor, in der wkniboju-Haltung stehen. Und gehenkt wurden Häftlinge oft. Der Verurteilte stand gefesselt unter dem fahrbaren Galgen. Das Urteil wurde ihm verlesen, zuerst auf Deutsch, dann auf Polnisch. Dem Henker, einem Häftling, wurden dann genaue Anweisungen gegeben. Das Opfer musste auf eine Kiste steigen, der Henker legte ihm die Schlinge um den Hals, die Deckplatte der Kiste wurde mit einem Hebel abgeklappt, der Verurteilte stürzte mit einem kurzen Ruck nur einige Zentimeter nach unten. Der Totenkampf dauerte deshalb oft bis zu zehn Minuten. Die längsten Minuten eines endenden Lebens.

«Bei den Hinrichtungen, an denen auch alle SS-Offiziere zugegen waren, wurde die Alarmbereitschaft der SS-Wachmannschaft stets verschärft», sagte Roland, der eine Wachkompanie kommandierte. «Auch am 1.1. gab es zur Eröffnung des Neuen Jahres eine Hinrichtung.»

DAS ENDE

1. Januar 1945. 100 Polen und 100 Polinnen, die durch das Polizeistandgericht zum Tode verurteilt worden waren, wurden im Krematorium V in Birkenau erschossen.

5. Januar 1945. Sechs als «Geheimnisträger» bezeichnete Häftlinge wurden aus dem Männerlager Bild Birkenau in das KZ Mauthausen überstellt. Es waren die fünf im Sonderkommando eingesetzten Polen Waclaw Lipka (Häftlingsnummer 2520), Mieczyslaw Morawa (Häftlingsnummer 5730), Jozef Ilczuk (Häftlingsnummer 14916), Wladyslaw Biskup (Häftlingsnummer 74501) und Jan Agrestowski (Häftlingsnummer 74545) sowie der bei der Bedienung der zur Sterilisierung von Frauen und Männern verwendeten Röntgenapparate in der Versuchsbaracke des SS-Arztes Horst Schumann im Lagerabschnitt Bla in Birkenau eingesetzte Tscheche Stanislaw Slezak (Häftlingsnummer 39340). Sie wurden am 3. April 1945 im KZ Mauthausen im Krematoriumsgebäude erschossen. Slezaks Tagebuch ist erhalten geblieben. Er konnte nur noch rufen: «Es lebe ...», und es wird ewiges Schweigen sein ...

Am 6. Januar 1945 wurde im Kommando Union bekanntgegeben, dass das weibliche Häftlingskommando früher einzurücken habe. Wie immer, wenn ein so aussergewöhnlicher Befehl kam, wurden alle möglichen Mutmassungen angestellt. Nur bei Selektionen wurde die Arbeit früher beendet. Diesmal aber mussten alle Häftlinge früher einrücken, während das bei einer Selektion nur den Jüdinnen befohlen worden war...

Am 6. Januar 1945 wurden im Frauenlager des KL Auschwitz die vier Jüdinnen Ala Gertner, Róza Robota, Regina Szafirsztajn und Eстера Wajchblum gehenkt.

Adams Tagebuch: Heute am 6. Januar 45 fand die nächste Hinrichtung statt, diesmal auf dem Appellplatz des Frauenlagers. Es waren vier junge hübsche Mädchen aus dem Kommando «Union».

Adam hat mir den Augenzeugenbericht von *Raya Kagan*, jener Frau aus Charkow gegeben, die im Kommando Lagergestapo und «Standesamt» arbeitete; sie nannte den Bericht «Frauen im Büro der Hölle»:

«Einige Tage nach Neujahr stellte man auch im Frauenlager einen Galgen auf. Er war für die vier Mädchen der «Union» bestimmt. Das Urteil sollte beim Appell vollstreckt werden. Unser Kommando, das bis halb acht Uhr arbeitete, hoffte, dem ‚Schauspiel‘ zu entrinnen, doch eine halbe Stunde vor Arbeitsschluss übermittelte uns der diensthabende SS-Mann den Befehl, sofort ins Lager zu marschieren. Unser Blut stockte. Kurz vorher hatte man Fliegeralarm gegeben und das Lager verdunkelt. Die Vollstreckung des Urteils verzögerte aber selbst dies nicht. Beim Einmarsch ins Lager zitterten wir am ganzen Körper. Man sagte uns, dass zwei bereits während des Appells gehängt worden seien, die Stunde für die zwei anderen war jetzt gekommen. Wir Häftlinge mussten uns im Keller von Block 3 versammeln. Auf ein Zeichen hin führte man uns von hier zu den Wohnblöcken des Kommandos ‚Union‘, zwischen denen der Galgen stand. Die Kapos des Kommandos ordneten unter Schimpfen und Faustschlägen ihre Gruppen, die sich nahe vom Galgen einzureihen hatten. Dann hörte man die Stimme von Hössler. Die Menge verstellte mir die Sicht auf den Galgen und den Redner, nur einzelne Worte konnte ich hören. ‚So werden alle Verräter vernichtet!« schrie Hössler, der sich darüber beklagte, dass es auch in seinem Lager ‚solche Elemente« gab. ‚Das Pulverkommando nach vorne!‘ – dieser Befehl verhallte langsam in der Stille des Lagers. Dieses Kommando, dem die heldenhaften Mädchen angehört hatten, sollte bei der Hinrichtung in der ersten Reihe stehen. Ich stand zwischen Ella und Lola und dachte mir: Ich muss alles sehen und mich an alles erinnern. So überwand ich meine Schwäche und warf einen Blick auf den Galgen, sah jedoch nur undeutliche Schatten.»

SIEBENBÜRGEN. JANUAR 1945

Am 11.-13. Januar 1945: Der Schwarze Sonntag. Unsere Leute wurden nach Russland deportiert. Am Schwarzen Sonntag. Auch aus Schässburg mussten alle jungen Sachsen und Sächsinen zur Wie-

deraufbauarbeit nach Russland. Ins Donetzbecken. Georg war der einzige junge Mann der Familie, der zu Hause geblieben war. Aufforderung des russischen Stadtkommandanten: «Nur Deutsche». Wie früher die Deutschen «ihre» Juden bestellt hatten, sich auf dem Marktplatz einzufinden, so waren es jetzt die Sachsen.

Friederike, Georgs Frau, erzählte: «Als die Bekanntmachung des russischen Stadtkommandanten und der Polizei publik wurde, handelten alle genau so wie bisher, ohne Widerrede und ohne Rücksicht auf ihr kleines Leben, eben so wie wir es gewohnt waren, genau so blind auch der neuen Obrigkeit gehorchend. Die Baruchischen und die Frau Mehler lachten über uns und sagten noch, wenn man euch auffordert, morgen in der Früh auf dem Marktplatz zum Erschiessen anzutreten, seid ihr vollzählig und pünktlich da. Aber wir, die Juden, hatten es ja genau so gemacht. Vielleicht sind wir uns zu ähnlich, so dass dieses Unglück zwischen uns geschehen musste. Und da war doch der junge Roth, der Sohn vom Friseur, der hatte sich wie alle übrigen gestellt, wie mein Georg auch. Mittags um eins mussten sie sich in der Mädchenschule melden. Dort war der Sammelplatz. Sie wurden bewacht von rumänischen Polizisten und von Russen, aber man hätte sie gar nicht bewachen müssen, sie wären sicher nicht wegelaufen! Und als man den jungen Roth nicht aufrief, alle hatten sie aufgerufen beim Appell, nur ihn nicht, da meldete er sich wie in der Schule und sagte: Bitte, mich hat man nicht aufgerufen. Oder hat er es vielleicht auf Rumänisch gesagt?! Ich weiss es nicht. Ja, wir waren schon ganz schön dumm!»

Kalendarium, Auschwitz. 13. und 14. Januar 1945

Zwischen 11:17 und 11:30 Uhr wurde das Werk [Auschwitz der IG Farbenindustrie AG](#) 13 Minuten lang bombardiert. Die bei der Bombardierung des Werks eingesetzten 96 Liberator-Bomber wurden zwar während der Bombardierung nicht von deutschen Flugzeugen angegriffen, drei Bomber wurden jedoch durch das starke Feuer der Luftabwehrgeschütze abgeschossen. Auch bei diesem Angriff wurde

nicht versucht, die Vernichtungsanlagen in Birkenau zu zerstören. Das Liberator-Geschwader warf aus einer Höhe von 7.500 m mehr als 1.000 Bomben ab. Dabei wurde auch das Gelände des KL Auschwitz I durch mehrere Bomben getroffen. Ungefähr 300 Personen wurden getötet und verwundet, darunter auch in den bombardierten Objekten eingesetzte Häftlinge ... Während des Luftangriffs wurden über Auschwitz Luftaufnahmen gemacht. Zum ersten Mal entstanden dabei Aufnahmen hoher Qualität, auf denen auch das KL Auschwitz I und das KL Auschwitz II zu sehen sind. 35 Jahre nach dem Krieg stellten Dino A. Brugioni und Robert G. Poirier bei einer Interpretation dieser Luftaufnahmen fest, dass auf dem Gleisanschluss in Birkenau ein grosser Transportzug aus 85 Güterwaggons und auf der

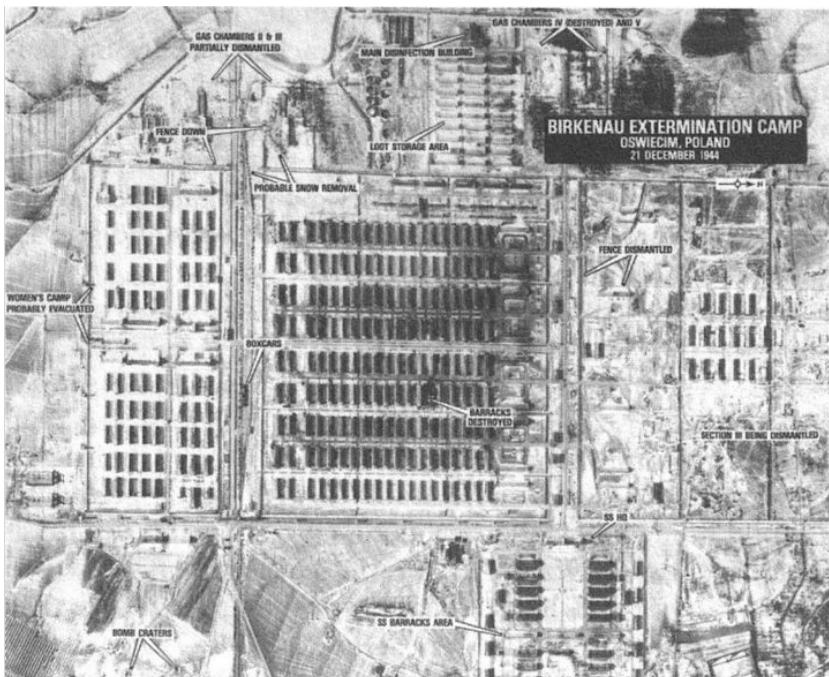


Bild 16: Auschwitz II. Aufnahme der amerikanischen Luftaufklärung. Oswiecim, 21.12.1944

Lagerstrasse eine Marschkolonne von ungefähr 1.500 Menschen zu sehen sind, dass die Gaskammer und das Krematorium IV in Betrieb waren, dass das zum Krematorium IV führende Tor offenstand und dass das Ziel der in der Marschkolonne laufenden Menschen wahrscheinlich dieses Krematorium war. Die Aufnahmen erlauben festzustellen, dass das KL Monowitz noch belegt war, dass der Schnee auf den Barackendächern schmolz und dass der auf den Lagerstrassen zwischen den Baracken liegende Schnee weggeräumt wurde. Auch das KL Auschwitz I war noch belegt. Es war zu erkennen, dass der Schnee auf den Dächern der einzelnen Blöcke – mit Ausnahme von Block 10, der früheren Versuchsstation Prof. Claubergs – schmolz; die Blöcke waren also noch mit Häftlingen belegt. Im KL Auschwitz II – Birkenau war der Bauabschnitt Bill («Mexiko») bereits vollständig abgebaut. Die Schneedecke auf den Dächern der Baracken des früheren Frauenlagers in den Lagerabschnitten Bla und BIb zeigte, dass es leer war. Der schmelzende Schnee auf den Barackendächern im Bauabschnitt BII ermöglicht festzustellen, welche der Lagerabschnitte zu diesem Zeitpunkt noch belegt waren. Die Fotografien der Gaskammern und Krematorien II und III zeigen dagegen, dass diese Anlagen bereits zum Teil abgebaut waren und dass die Arbeiten zu ihrer vollständigen Liquidierung weiter fortgesetzt wurden.

Dr. Nyiszli: «Wieder vergehen unsere Tage ruhig und ereignislos. Wie wir hörten, hat Dr. Mengele Auschwitz verlassen. Es gibt einen neuen leitenden Arzt im KZ, besser gesagt im «Arbeitslager Auschwitz, denn das KZ ist seit dem Neujahrstag offiziell aufgelöst. Es hat sich in ein Arbeitslager verwandelt. Alles gärt und verfault! Am 10. Januar gerät eine Zeitung in meine Hände, aus der ich vom Beginn der russischen Offensive erfahre. Das ferne Grollen von schweren Kanonen lässt die Fenster meines Zimmers erzittern. Die Front rückt immer näher.

Am 17. Januar legte ich mich früh hin, obwohl ich nicht müde war. Es mag Mitternacht gewesen sein, als mich gewaltige Detonationen, blendendes Licht und das Knattern von Maschinengewehren aus dem

Schlaf schreckten. Ich hörte das Schlagen von Türen, eilige Schritte entfernten sich auf dem Betonboden des Flurs. Ich sprang aus dem Bett, wollte erfahren, was um mich herum passiert, riss die Tür auf. Im Heizungsraum brannten die Lampen, die SS-Zimmer standen sperrangelweit offen. Das waren Zeichen der Flucht.

Auch das grosse Eichentor des Krematoriums stand offen. Von den Wachen war nichts mehr zu sehen. Mein Blick schweifte zu den Wachtürmen, auch sie leer ...»

CAPESIUS: «Kurz vor Ankunft der Roten Armee floh auch Josef Mengele aus Auschwitz und fand später bei einer Wehrmachtseinheit Unterschlupf. Die Einheit wurde von den Amerikanern interniert, Mengele blieb jedoch unerkannt und wurde unter falschem Namen entlassen. Nachdem er sich in seine Heimatstadt Günzburg durchgeschlagen hatte, verbarg er sich ab Herbst 1945 auf einem abgelegenen Bauernhof in Oberbayern und trat Ostern 1949 seine Flucht nach Südamerika an.»

Adam: Capesius kam kurze Zeit, nachdem das Lager wegen Ansturms der «bolschewistischen Horden» geräumt werden musste, nach Bergen-Belsen.

Frau Dr. Böhm: «Ungefähr Anfang Januar 1945 begannen in Auschwitz die Evakuierungen. Im Zuge dieser Massnahmen kam ich durch drei verschiedene Lager. Zuerst kam ich nach Ravensbrück (per geschlossenem Güterwagen), dann nach Malkow und schliesslich nach Tauchau. Wo ich meine Tochter aus dem Gesichtsfeld verloren hatte.

Die einzelnen Verlegungen von Lager zu Lager erfolgten teils im Fussmarsch, teils mit Transportmitteln.

Auf den Märschen wurden wir von starken SS-Einheiten bewacht und jeden Häftling, der nicht weiterkonnte oder aus der Reihe trat, hat die SS auf der Stelle erschossen.»

Adam: 18. Januar 1945; wie nach einem Weltuntergang erschien uns nun das Lager. Und die Scham verband sich mit Tod und Hunger zu einem völlig diffusen Zustand. Wir wussten in diesem Chaos nicht,

wie nahe wir der endgültigen Vernichtung standen, wir ahnten es aber, dass der Befehl da gewesen war aus dem Höllenzentrum, dem Führerhauptquartier, AH persönlicher Befehl: das Lager samt Insassen dem Erdboden gleichzumachen, Arbeitsfähige aber zu evakuieren. Ein heftiger Luftangriff und das Vorrücken der Roten Armee machte die Ausführung des Vernichtungsbefehls Gottseidank unmöglich, die SS ergriff die Flucht. Von Dr. Berner wusste ich, dass er mit den Kranken, etwa 800, im Krankenhaus von Buna-Monowitz zurückgeblieben war, etwa fünfhundert erfroren, verhungerten in jenem Januarwintersturm, und da waren sie mit der Leiche eines eben Verhungerten, ihrem Freund S., in den Hof zum vollen Massengrab gegangen, hatten dies Häuflein Haut-und-Knochen in den Schnee gekippt; die Grube war voll, sie quoll über. Sie nahmen die Mützen ab, grüssten die armen, übereinander liegenden Toten im zertretenen Schnee.

Aus dem Kalendarium:

«19. Januar 1945. Um 1:00 Uhr nachts verliess der letzte grosse Häftlingstransport mit 2.500 Männern das Stammlager Auschwitz. Bei Rajsko wurde diesem Transport noch die letzte Häftlingskolonne aus Birkenau mit 1.000 Männern angeschlossen.

Am Morgen rückte eine SS-Abteilung in das Männer-Krankenbaulager BIIf ein und holte arbeitsfähige Häftlinge. Diese Häftlinge mussten die seit einer Woche nicht weggeholtten Leichen heraustragen und zum Krematorium V abfahren. Die Leichen wurden dort aufgestapelt, und die SS-Angehörigen zündeten die aufeinander gehäuften Leichen an. Die eingesetzten Häftlinge mussten ausserdem im Effektenlager für die SS-Angehörigen Wertsachen, die diese haben wollten, aus den Bekleidungsmagazinen herausuchen. Bevor die SS-Angehörigen abrückten, steckten sie noch auf diesem Gelände aufgestapelte Koffer in Brand.

Adam¹⁶: Furchtbarer Dreck überall. Im SS-Revier waren die Wachen in grosser Hast aufgebrochen. Auf den Tischen fanden wir halbvolle Teller mit gefrorener Suppe, die wir verschlangen, volle Krüge Bier, das zu gelbem Eis geworden war.

Es gab jetzt in allen Baracken Betten, in denen Tote lagen, steif wie Stöcke. Und keinem fiel es ein, sie fortzuschaffen. Der Boden war zu hart gefroren, man konnte keine Gräber ausheben; viele Leichen wurden in einem Splittergraben übereinandergeschichtet, doch schon nach den ersten Tagen ragte der Haufen über den Rand empor, von unserem Fenster aus schauerlich anzusehen.

Über den 25. und 26. Januar schrieb Primo Levi: «Die Zahl der Raben hatte sich vermehrt und jeder wusste, warum. Nur in grossen Abständen liess sich die Artillerie wieder vernehmen. Alle sagten einander, dass die Russen bald, ja in der nächsten Stunde schon eintreffen würden; alle proklamierten sie es, alle waren dessen sicher, aber keiner war fähig, es klaren Sinnes zu fassen. Denn in den Lagern vergehen einem das Hoffen und auch das Vertrauen in die eigene Vernunft ...

Wie man der Freude, der Angst, ja sogar des Schmerzes müde wird, so wird man auch der Erwartung müde. Nun, am 25. Januar, da seit acht Tagen die Beziehungen zu jener grausamen Welt – doch immerhin einer Welt – abgebrochen waren, konnten die meisten von uns vor Erschöpfung nicht einmal mehr warten.

Wir lagen in einer Welt der Toten und der Larven. Um uns und in uns war die letzte Spur der Zivilisation geschwunden. Das Werk der Vertierung, von den triumphierenden Deutschen begonnen, war von den geschlagenen Deutschen vollendet worden.»

¹⁶ Vgl. auch Primo Levi.

Aus dem Kalendarium:

Befreiung¹⁷, 27. Januar 1945. Gegen 9:00 Uhr vormittags erreichte der erste sowjetische Soldat, Angehöriger einer Aufklärergruppe der 100. Infanteriedivision, das Gelände des Häftlingskrankenbaus im Nebenlager Monowitz. Noch am gleichen Tag kam ein Militärarzt im Hauptmannsrank nach Monowitz und leitete die ersten Hilfsmassnahmen ein. Im Laufe des Nachmittags rückten die sowjetischen Soldaten auf das Stammlager Auschwitz und das Lager Birkenau vor und trafen dabei beim Stammlager Auschwitz auf den Widerstand der sich zurückziehenden deutschen Truppeneinheiten. Bei den Kämpfen im Zuge der Befreiung von Monowitz, des KZ Auschwitz-Birkenau, der Stadt Oswięcim selbst und der Region Oswięcim fielen insgesamt 231 sowjetische Soldaten; zwei dieser sowjetischen Soldaten fielen im unmittelbaren Vorfeld des Stammlagers Auschwitz beim Lagertor.

Um 15:00 Uhr kamen die ersten Gruppen sowjetischer Aufklärer in das Lager Birkenau und in das Stammlager Auschwitz, wo die befreiten Häftlinge sie freudig begrüßten. Nachdem die Umgebung der Lager entmint worden war, rückten Soldaten der 60. Armee der Ersten Ukrainischen Front in die Lager ein und brachten den am Leben gebliebenen Häftlingen die Freiheit. Auf dem Gelände des Stammlagers lagen 48 und auf dem Gelände von Birkenau 600 Leichen von Häftlingen, von Männern und Frauen, die noch während der letzten Tage von Auschwitz erschossen worden waren. Als die Soldaten der Roten Armee in die Lager Auschwitz, Birkenau und Monowitz einrückten, befanden sich dort noch mehr als 7.000 kranke und entkräftete Häftlinge. Nach den Feststellungen Dr. Otto Wölkens, der auf dem Gelände des Lagers verblieben war, als Arzt zu den Organisatoren der Hilfe für die Häftlinge gehörte und ferner Dokumente des KZ

¹⁷ Es gibt eine ausführliche Untersuchung zum Thema: Strzelecki, Andrzej: Endphase des KL Auschwitz. Evakuierung, Liquidierung und Befreiung des Lagers. Oswięcim: Verlag des Staatlichen Museums Auschwitz-Birkenau, 1995, 388 S.
[Zur Geschichte des Lagers: Der 1. Frankfurter Auschwitz-Prozess, S. 841]

Auschwitz sicherstellte, die die von der SS verübten Verbrechen belegen, waren im Lager Auschwitz noch 1.200 kranke Häftlinge, im Lager Birkenau 5.800 kranke Häftlinge, darunter 4.000 Frauen, und im Lager Monowitz 600 kranke Häftlinge am Leben.»

Adams Tagebuch: 27. Januar. Tauchten vier Reiter auf; junge Rotarmisten, übervorsichtig, gehobene Mündungen der Maschinenpistolen dem Lager zu; sich schützen. Am Stacheldrahtzaun angekommen – einige furchtsame Worte, scheue Blicke auf die Leichenhaufen, auf uns. Schwere Pelzmützen, kindliche gesunde bäuerliche Gesichter darunter. Für uns im hohlwangigen Nichts, Tod ein fester Halt, Jauchzen, erwachende Lebensgeister. Die aber: grüssten nicht, Gesichter erstarrt. (Erwachen jetzt?) Gesichter erstarrt. Befangen. Nicht Mitleid war es, nein, im Augenblick eine unklare Hemmung.

Roland: «Ich war im Januar 45 auf dem Räumungsmarsch mit dabei gewesen, in Eis und Schnee, von Auschwitz, Bergen-Belsen, dann nach Flossenbürg, wo ich für kurze Zeit Kommandant der Wachmannschaften wurde. Ich habe nicht hingesehen, wenn meine Wachmannschaften die zusammenbrechenden Häftlinge erschossen und liegen liessen. («Es tat mir leid, aber es musste sein!») Bücher hatte ich immer in meiner Uniformtasche (z.B. Hölderlin: damit der Weltlauf keine Lücke bat und das Gedächtnis der Himmlischen nicht ausgehet, in der alles vergessenden Form der Untreue sich mittheilt, denn göttliche Untreue ist am besten zu behalten. In solchem Momente vergisst der Mensch sich und den Gott...).»

Adam: Wusste Roland, als er sich vor dem Gerichtsurteil in den Alpen in einer Almhütte bei Kufstein mit Frau und zwei Kindern versteckte, wusste er, dass die Hölle hier ist, auch die Strafe: Wusste er, dass daran seine Frau zugrunde geben würde ... angeblich an einem Krebsleiden ... sie immer magerer und magerer wurde; er überlebte ... Auch er ein Überlebender? Doch ohne Schuldgefühl, ohne Scham? Nur Angst?

Angst um seine Freiheit. Angeblich war auch seine Frau nur aus Angst um seine Freiheit gestorben! Nur...

Ali, Mutters Lieblingsbruder, war in Buchenwald ...

Am 13. April 1945 wurde Ali als SS-Mann während des Buchenwald-Aufstandes bei Hottelstedt von aufständischen Häftlingen erschlagen. Er und seine ganze Geschichte liegen dort unter einem einfachen Holzkreuz begraben.

Marianne Adam: «Die unglücklichen, endlich aus der Hölle der Konzentrationslager entflohenen Häftlinge aber überströmten die Landstrassen Europas. Sie suchten ihre Heimat. Sie hatten keine Familien mehr; die Eltern waren umgebracht. Sie konnten ihre Kinder, Frauen oder Männer nicht mehr wiederfinden. Sogar in ihrer eigenen Heimat sah man sie schief an. Leider bildete da auch Ungarn keine Ausnahme. Die Leute konnten es nicht ertragen, wenn ein Zeuge ihrer Unmenschlichkeit zurückkehrte. Nein, das passte ihnen nicht. Noch weniger nahmen sie es hin, wenn ein Unglücklicher, der ja ganz allein war, nachdem er sich mühevoll nach Hause geschleppt hatte, in seine ehemalige Wohnung zurückkehren wollte, um ein Dach über seinem Kopf zu haben. In seiner Wohnung hatte sich schon seit langem eine andere Familie eingenistet, der der jüdische Besitz von den Pfeilkreuzlern zugeteilt worden war. Es passte ihnen natürlich nicht, dass sie nun die Wohnung wieder verlassen sollten. Wenn jemand sein Kälbchen oder sein Stück Boden zurückverlangte, um ehrlich zu arbeiten und allein, mit gebrochenem Herzen, sein Stück Brot zu erwerben, dann waren unsere lieben Patrioten schon sehr entrüstet: ‚Wbzu bist du zurückgekommen? Es sind ja mehr zurückgekehrt, als weggegangen sind!‘ Und so weiter. Es ist nicht zu verwundern, dass so viele Juden ihr Land verliessen; ein Land, aus dem sie erst hinausgeprügelt und aus dem dann die wenigen, die am Leben blieben, hinausgeekelt und hinausgehasst wurden!»

GIBT ES NACH AUSCHWITZ NOCH EINE HEIMKEHR?

Capesius kam bis nach Oranienburg und Berlin, dann Richtung Norden nach Husum und Flensburg, wohl zusammen mit Rudolf Höss, wo sie Himmler ein letztes Mal trafen:

CAPESIUS: «Ich bin am Schluss sehr in seiner Nähe gewesen ...»

Rudolf Höss, der Lagerkommandant: «Am 3. Mai 1945 begegnete ich Himmler zum letzten Mal. Befehlsgemäss ist der Rest der Inspektion KL Himmler nachgezogen bis nach Flensburg. Dort melden sich Glücks, Maurer und ich bei ihm. Er kommt gerade von einer Besprechung mit dem Rest der Reichsregierung. Er ist frisch und munter und bester Stimmung. Er begrüsst uns und befiehlt sofort: Glücks und Höss gehen als Unteroffiziere des Heeres unter anderem Namen als Versprengte über die grüne Grenze nach Dänemark und tauchen dort unter.

Höss: Maurer mit dem Rest der Inspektion KL verschwindet ebenfalls in der Wehrmacht. Alles Weitere macht Standartenführer Hintz, der Polizeipräsident von Flensburg. Himmler drückt uns die Hand und wir sind entlassen.»

(Höss ist einige Zeit Landarbeiter auf einem Bauernhof, dann wird er gefasst und den Polen ausgeliefert. 1946 wird er in «seinem» KL Auschwitz gehenkt.)

Dr. Wirths ist ebenfalls gen Flensburg gezogen. Und der «völlig unschuldige» Chef der Auschwitz-Ärzte schrieb von dort an seine Frau: «H. [Husum], den 24.5.45. ... Wie lange mag es noch dauern, bis ich endlich einmal wieder bei Dir und unseren lieben Kinderle sein darf? Ach, es ist eine so unsagbar schwere Zeit, diese Fortsetzung des furchtbaren Krieges, und doch muss sie tapfer und stark durchgehalten werden, zumal wir uns mit dem besten Gewissen vor unserem Herrgott und vor den Menschen verantworten können. Was mich am schwersten bedrängt jetzt aber ist, dass ich Dich ... so allein und in schwerster Not und Sorge lassen muss, fern von allen Lieben, dass ich das verschuldet habe ... ich hoffe, dass meine Arbeit und mein

Kampf nicht umsonst gewesen sind ... Was nur habe ich verbrochen?
Ich weiss es wirklich nicht!

Verzeihen musst du mir noch, dass ich die letzten Tage bei Dir so teilnahmslos und lieblos war ... Aber ich war wirklich arg fertig.

Inzwischen haben wir eingeleitet, dass ich mit den Engländern sprechen kann ... Trotz des besten Gewissens ist es halt doch ein schwerer Schritt, da sich kaum absehen lässt, wie weit die andere Seite Verständnis für die Schwere meiner Aufgabe aufbringen wird. Ob sie verstehen kann, wie schwer dieser harte Zwang dabei auf mir lastete.»

Wenig später erhängte sich der Standortarzt Wirths, Chef der kriminellen Ärzte von Auschwitz.

Hermann K., Schässburger und SS-Unterarzt, der ebenfalls in Flensburg und Husum landete, erlebte den Endkampf und den Untergang in Berlin: «Dort gab es seit dem 28. April einen sowjetischen Stadtkommandanten, General Bersarin. Als Hitler am 30. April mit seiner neu angetrauten Eva Selbstmord beging, flatterte schon die rote Fahne auf dem Reichstag. Der Herr Führer hinterliess sein Testament, er hatte schnell noch Göring und Himmler zu Verrätern erklärt, Dönitz ernannt. Und die Schwäche der Deutschen beklagt. Sie sollten untergehen. SS sprengte die U-Bahn-Tunnels, Verwundete, Frauen, Kinder, die hier Schutz gesucht hatten, ertranken. Ich habe es ja selbst mit Erstaunen und Grauen sehen müssen: SD ging durch die Bunker. Es gab Genickschüsse für Deserteure, an den Bäumen hingen ‚Feiglinge‘. Vor allem die Weidmannsbrücke war so ein finsterner Ort. Jedenfalls ein idealer Ort, wo jene Zone bezeichnet ist, in der wir heute noch leben: innere und äussere Ruinen, da steigst du über die Landschaft, scharfe Felsbrocken eher, anstatt Häuser, fahles Licht, Blut und Gedröhne, das Draussen wiederholte alle Angstträume, die es je gegeben hat seit den Totentänzen von St. Veit. Nur die letzte Ausgabe des ‚Panzerbär von Grossberlin‘ behauptete, alles werde sich wenden, die Wunder- und Schreckenswaffe sei bereit

zum Endschlag und Sieg, Trümmer total und überall, eingelöst, was alte Prophezeiungen schon sagten, Offenbarung bis Nostradamus.» So Onkel Hermann, als habe er es schon hundertmal erzählt, was er bis heute nicht loswerden konnte: «Wie blutgerötet das Feld des Aufleuchtens. Höllenspektakel. Aber Generäle werden laufend ausgezeichnet. Am 2. April war – fast befreiend wirkte es (weil so vertraut) – der letzte Bombenangriff gewesen. Bei Lichtenberg stand damals schon der erste sowjetische Stosskeil, Niederschönhausen, Fronau unser äusserer Verteidigungsgürtel. Am nächsten Tag wurde Berlin Frontgebiet.

Jener Teufel, wer weiss, wer ihn gesandt hatte, war tot. Mit der gesamten bisherigen Vorsehung und samt Hund und Eva verbrannt. Grossadmiral Dönitz regierte nun in Flensburg als Restreichsregierung, gut nur noch zur bedingungslosen Kapitulation. Kurz vorher aber hatte es noch den letzten Geburtstag des Tausendjährigen Reiches gegeben. Und mit der V 2 sollte es nun so weitergehen. Der Endkampf von Berlin in der Fasanenstrasse, Berlin W 15. Ich war Gottseidank nicht mit dabei. Einer meiner Kameraden hat es mir erzählt, der noch entkommen konnte: Das Haus liegt in der Mitte zwischen Lietzenburger Strasse und Kurfürstendamm, wo der Klempnermeister Weisshaupt wohnte, Fasanenstrasse 71, von Weisshaupt, der alles beobachtet hatte, liess sich erfahren, so mein Kamerad, übrigens auch ein Schässburger, dass unmittelbar bevor die Russen den Strassenabschnitt besetzten, eine Kompanie Waffen-SS in die Strasse gekommen sei. Sie habe ausschliesslich aus Siebenbürger Sachsen bestanden. Die Leute waren vollkommen abgekämpft und fassten warme Verpflegung. Um Schutz vor der Artillerie und dem Maschinengewehrfeuer zu finden, das bereits durch die Strassen strich, kamen diese Siebenbürger Sachsen in die Häuser. Sie wurden aber von den Leuten in den Luftschutzkellern überall bedroht und unter Beschimpfungen wieder auf die Strasse gejagt, sie gefährdeten bei dem Eindringen der Russen die im Hause befindlichen Zivilisten (Letzteres stimmte leider). Weisshaupt wohnte damals ganz ebenerdig in ei-

ner kleinen Hausmeisterwohnung und zog einen jungen Siebenbürger SS-Mann in seinen Hausflur. Der löffelte dort stehend seine Suppe; der Junge sagte, er verstehe dies alles nicht mehr. Für sie in Siebenbürgen seien Deutschland und das Deutsche Volk immer das Herrlichste gewesen, was sie sich hätten vorstellen können. Und sie, die Siebenbürger Sachsen, hätten sich als Deutsche gefühlt. Er und seine siebenbürgisch-sächsischen Kameraden hätten sich im Krieg nie gedrückt, sondern immer das Letzte hergegeben, eben weil sie geglaubt hätten, es ginge um Deutschland. Sie seien sogar noch voller Mut gewesen, als sie zum Einsatz nach Berlin, in die Deutsche Hauptstadt befohlen worden waren. Es ging also um unsere Leute», sagte Hermann, «sie taten mir leid, diese jungen Burschen, die meist vom Dorf kamen: Die meisten seiner Kameraden, so der junge SS-Mann, seien im Kampf um Berlin gefallen und jetzt würden sie von den Deutschen selbst, den Berlinern, weil sie für Deutschland kämpften, beschimpft und aus den Häusern gejagt. Der junge Siebenbürger soll dann leise klagend gesagt haben: Wie weit bin ich doch von meiner Heimat entfernt! Meine Eltern tun mir so leid und meine Schwestern. Sie werden sehr traurig sein. Ich werde sie nie mehr wieder sehen. Wir werden alle hier sterben.

Einer aus jenen Häusern der – (leider muss ich sagen) im Gegensatz zu den meisten Berlinern und Deutschen – wenigstens wusste, wo Siebenbürgen liegt und dass es an Rumänien gefallen war, hatte beim Herausdrängen der Siebenbürger Sachsen aus den Häusern sogar gerufen: Warum seid ihr nicht auf dem Balkan geblieben, wo ihr hingehört, was mischt ihr euch hier ein! Es geschieht euch ganz recht! Plötzlich habe der Führer dieser siebenbürgisch-sächsischen SS-Kompanie ein Signal gegeben und seine Leute auf die Fahrzeuge befohlen, ihnen zugerufen: Es geht zur Reichskanzlei, wir verteidigen sie! Das habe geradezu Begeisterung bei den niedergeschlagenen Leuten hervorgerufen. Aus der Fasanenstrasse 72 habe sich darauf ein Hausbewohner mit dem Finger an die Stirn getippt und geru-

fen: Bist du doof, Mensch, glaubst wohl, der Führer sitzt in der Reichskanzlei und wartet nur auf euch. Der ist doch längst verduftet! Die dort stehenden Sachsen seien darauf verstummt und hätten schweigend ihre Fahrzeuge bestiegen. Inzwischen aber war doch der Russe schon, von Halensee kommend, weit auf dem Kurfürstendamm vorgestossen. Und als die Fahrzeuge dieser siebenbürgischen SS-Kompanie um die Ecke Fasanenstrasse / Kurfürstendamm in Richtung Gedächtniskirche einbogen, schlugen die Geschosse der Stalin-Orgel genau an dieser Stelle ein und zerfetzten alle Fahrzeuge der Einheit; es blieben nur ein paar stöhnende und schreiende Verwundete übrig, die dann von den vordringenden Russen niedergemacht wurden.

Es war doch entsetzlich, dass man diesen todgeweihten Sachsen noch in der letzten Stunde den Glauben an den Sinn ihres Leidens und Sterbens genommen hatte.»

Damals läutete sehr oft die Grosse Glocke der Schässburger Bergkirche. Viele kamen nicht wieder, und für jeden, der nicht wiederkam, läutete die Glocke.

Und ich muss an die entfernte Verwandte von Ella und Gisela Böhm, an Baila im Baruchhaus denken, an *ihre* Rückkehr aus dem Lager:

Baila: «... aso is a Schmarz, was nie schweigt. Und dos hob ich in meinr Brust, hier drin der grosse Schmarz, das Gefiehl, ich mecht kinnen weinen, immr weinen, aber isch kann auch das nischt, ich kann nur noch aso leben ... und ich kann nur wartn auf den Tod ... in die Gaskammr bin ich nit kummen, das hat der Liebe Gott aso gwoillt: Ich soll ieberlebn, soll zurickkummen – abr far was? Hier sein gwesn keine Judn mehr im Jahr sechsundvierzig, unsre Haisr kaputt, was mir hattn gehabt, weg. Und meine Kindr – das Mädele und der Bub, aso giete Kindr – ich hab sie nie mehr nocheinmal gsehn, und niemand hat mir nischt kinnen sögn, wu sie sein hinkommen, wu sie sein gestorbn, die Klaanen, sie hobn das Letschtemal nach ihrer Mame schrien, und die Mame war nit gwesn da, die war anderschtwo, ojoj.

Und als wir aso wieder zu Haus worn: ... is es gegangen aso – aso. Abr wir waren kaputt. Wir hobn so gelebt wie die Maschinern: Es ist gegangen wie mechanisch, wie vun allein, mir hobn nix mehr fiehlt, weil wir warn ganz kaputt. Und das man hat nie mehr kinnen reparieren, nie mehr! Wos hilft da Klages!?! Das is a Schmarz bis in den Tod. Jo, deitsch sogt man Schmerz und ich sog immr Schmarz ... Wunn kommt bei uns a Feiertog, dann is der grüsse Schmarz wiedr; io, der geht nischt weg, weil ist ka Mensch nischt da vun meinen Menschen. Da sitzn mir sich immr im Zimmer und denkn, wie es war und wie es ist heite.»

Die verwendete und zitierte Literatur. Die Materialien

Der Auschwitzprozess. Tonbandmitschnitte / Protokolle / Dokumente. Herausgegeben vom Fritz Bauer Institut Frankfurt am Main und dem Staatlichen Museum, Auschwitz-Birkenau, Frankfurt am Main 2004.
Digitale Bibliothek. Directmedia Publishing GmbH, Berlin.

Ebda. Czech, Danuta: Kalenfarium der Ereignisse im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau 1939-1945, erschienen auch als Buch: Reinbek bei Hamburg 1989.

Imre Kertész, Roman eines Schicksallosen, Rowohlt Tb., 1999.

Elie Wiesel, Der Gesang der Toten, Herder 1999.
<http://www.elie-wieselfoundation.org/>

Auschwitz. Zeugnisse und Berichte. Herausgegeben von H.G. Adler, Hermann Langbein, Ella Lingens-Reiner, Europäische Verlagsanstalt, Hamburg 1995.

Primo Levis Fragment, Der Letzte ist diesem Buch entnommen. Seine Erinnerungen erschienen in deutscher Sprache unter dem Titel: Ist dies ein Mensch, Band 421 der Fischer-Bücherei.

Eric Friedler, Barbara Siebert und Andreas Kilian, Zeugen aus der Todeszone. Das jüdische Sonderkommando in Auschwitz, dtv, München 2005.

Gideon Greif, Wir weinten tränenlos. Augenzeugenberichte des jüdischen «Sonderkommandos» in Auschwitz. Aus dem Hebräischen übersetzt von Matthias Schmidt, Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main 1999-

Das Auschwitz Album. Die Geschichte eines Transports. Herausgegeben von Israel Gutman / Bella Guttermann. Übersetzung: Alma Lessing. Yad Vashem, Jerusalem 2002, und Wallstein Verlag, Göttingen 2005.

Ebbo Demant (Hg.), Auschwitz – «Direkt von der Rampe weg – ...» Kaduk, Erber, Klehr: Drei Täter geben zu Protokoll. Rororo aktuell, Reinbek bei Hamburg 1979.

Kommandant in Auschwitz. Autobiographische Aufzeichnungen des Rudolf Höss. Herausgegeben von Martin Broszat, dtv dokumente, München 1978.

Danuta Wesolowska, Wörter aus der Hölle. Die «lagersprache» der Häftlinge von Auschwitz. Aus dem Polnischen von Jochen August, «Impuls» Verlag, Krakow 1998.

Danuta Czech: Kalendarium der Ereignisse im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau 1939-1945, Rowohlt, Reinbek bei Hamburg 1989-

Marianne Adam, Ella Salomon, Was wird der Morgen bringen? Zwei Jüdinnen überleben Auschwitz, übersetzt aus dem Ungarischen von Moshe Fogel, Edition Anker, Stuttgart 1995.

Dr. Mauritius Berner, Memoiren (Manuskript). Übersetzt und kommentiert von Victor Capesius.

Claus Stephani, War einer Hersch, Fuhrmann. Leben und Leiden der Juden in Oberwischau, Athenäum Verlag, Frankfurt am Main 1991. (Zu Baila Rosenberg vgl auch Dieter Schlesak, Vaterlandstage, Benziger, Zürich 1986).

Dr. Miklos Nyiszli, Im Jenseits der Menschlichkeit. Ein Gerichtsmediziner in Auschwitz. Bearbeitung der 2. Auflage: Andreas Kilian und Friedrich Herber. Deutsche Übersetzung: Karl Dietz, Karl Dietz Verlag Berlin, 2. überarbeitete Auflage 2005.

Dr. Gisella Perl / Michael Koch, I was a Doctor in Auschwitz, International Universities Press. Inc., New York 1948. Teilweise abgeschrieben und ausführlich kommentiert von Victor Capesius.

Ladislaus Szücs, Zählappell. Als Arzt im Konzentrationslager. Herausgegeben und mit einem Vorwort versehen von Ernst-Jürgen Dreyer, Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main 2000.

Ernst Klee, Euthanasie im NS-Staat. Die Vernichtung lebensunwerten Lebens, Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main 1985.

Ernst Klee, Auschwitz, die NS-Medizin und ihre Opfer, Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main 2002.

Robert Jay Lifton, I medici nazisti, Rizzoli, Milano 2002.

Hannah Arendt, Eichmann in Jerusalem. Ein Bericht von der Banalität des Bösen. Mit einem Essay von Hans Mommsen. Serie Piper. Piper Verlag, 4. Auflage, München 1992.

Wieslaw Kielar, Anus mundi. Fünf Jahre Auschwitz. Aus dem Polnischen von Wera Kapkajew, S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 1979.

Tadeusz Borowski, Bei uns in Auschwitz. Erzählungen. Aus dem Polnischen von Vera Cerny. R. Piper Verlag, München 1963.

Alexander Kluge, Lebensläufe, Fischer Bücherei, Frankfurt / Main 1964.

Soazig Aaron, Klaras Nein, Tagebuch-Erzählung. Aus dem Französischen von Grete Osterwald. Mit einem Vorwort von Jorge Semprun, Friedenauer Presse, Berlin 2004.

Giorgio Agamben, Quel ehe resta di Auschwitz. L'archivio e il testimone. Homo sacer III. Bollatti Boringheri, Torino 2002.

Zoran Music, Herausgegeben von Sabine Schulze, Schirn Kunsthalle Frankfurt, Hatje Verlag 1997. (Zitate aus der ZEIT 12: Juni 2001 (c) ZEIT.DE).

Dieter Schlesak, Vaterlandstage und die Kunst des Verschwindens, Benziger Verlag, Zürich 1986.

Dieter Schlesak, Interview mit Victor und Fritzi Capesius in Göppingen, 1978. Tonbandprotokoll.

Briefe, Aufzeichnungen, Bücher und Buchkopien. Verschiedene Dokumente aus dem persönlichen Besitz von Victor Capesius, die ich bei diesem Besuch von Capesius leihweise erhielt und kopieren durfte.

Dieter Schlesak, Interview mit Roland Albert in Innsbruck, 1978. Tonbandprotokoll. Ein Grossteil des Gespräches konnte aufgenommen werden. Doch es gibt Gesprächsnotizen, Dokumente und Notizen zu Kindheitserinnerungen an Roland Albert in meinem Archiv, auch von anderen Familienbegegnungen.

Aufzeichnungen von Dr. Berner und Kopien, die ich von Capesius erhielt, Tonbandprotokolle und Tagebuchaufzeichnungen aus der Hölle. All diese Materialien sind der Ausgangspunkt des Buches. Die Gespräche und die erhaltenen Dokumente bilden seinen Grundstock.

Ebenso Tonbandaufnahmen mit meiner Familie im Laufe der Jahre in Aalen und meine eigenen Tagebücher, sowie Familienbriefe.

Dieter Schlesak, Rundfunksendungen:

Vaterlandstage. Deutsches Leben, SDR / NDR / WDR, 1. März 1980.

Der Tod ist ein Meister aus Deutschland. Was habe ich mit Auschwitz zu tun?
Hessischer Rundfunk, 8.5.1981.

Kindheitsmuseum. Südfunk 2, 25.12.1983 und SDR / NDR 16.05.1984.

Diese Materialien befinden sich in meinem Archiv und in meinem Vorlass im Deutschen Literaturarchiv Marbach. Sowie im Fritz Bauer Institut Frankfurt.

Neuere Untersuchungen zu Siebenbürgen in der Nazizeit:

In nationalsozialistische Verbrechen verstrickt. Anmerkungen zu einer Forschungslücke. Zeitschrift für Siebenbürgische Landeskunde 19 (1996), Heft 1

Die Bücher von Johann Böhm insbesondere: Die Gleichschaltung der Deutschen Volksgruppe in Rumänien und das Dritte Reich 1941-1944, Peter Lang, Frankfurt am Main 2005.

Klaus Popa (Hrsg.): Akten um die Deutschen Volksgruppe in Rumänien 1937-1945. Eine Auswahl, Peter Lang, Frankfurt am Main 2005.

DIE WICHTIGSTEN PERSONEN:

Roland Albert, sen. SS-Untersturmführer, wurde am 21.4.1916 in Schässburg, Österreich-Ungarn, geboren, er war Student in Klausenburg, unterbrach dann sein Studium, war seit Dezember 1940 Mitglied der NSDAP, Mitglied der Waffen-SS (SS-Nr. 467018). Albert gehörte seit dem 28.01.1941 zur SS-Besatzung von Auschwitz und war im Wachdienst eingesetzt. (Nach eigenen Angaben: Nach kurzer Ausbildung folgte der Fronteinsatz in Russland, am 12. August 1941 wurde er verwundet. Nach einem Lazarettaufenthalt war er nicht mehr «kv» und wurde in eine Genesendenkompanie versetzt, von dort im Januar 1942 in eine Wachkompanie nach Auschwitz. Er wusste nicht, was ihn dort erwartete und war der Meinung, es ginge um Kriegsgefangene. Nach seiner Beförderung zum SS-Untersturmführer im Mai 1943 wurde er in mehreren SS-Wachkompanien, darunter

auch in der 3. und 4. SS-Wachkompanie, als Kompanieführer eingesetzt. Nach Auschwitz kam Albert zur 2. SS-Panzerdivision «Das Reich.» Nach eigener Erzählung, war er im April und Mai 45 Kommandant der Wachmannschaften in Flossenbürg, zu der Zeit als Canaris und Bonhoeffer dort hingerichtet wurden.)

APMO: D-Au 1-1, Sturmbannbefehl Nr. 87/43 v. 28.5.1943, Nr. 119/43 v. 5.8.1943, D-Au 1-4/5, Laut Soldbuch; AGK SOKr-431, Akten in der Strafsache gegen Adolf Becker u.a., Bl. 76a, 87; BDC Personenakten Roland Albert, Personalfragebogen.

[Zur Geschichte des Lagers: Soziologische und demographische Fragen der SS-Besatzung des Konzentrations- und Vernichtungslagers Auschwitz – Eine Analyse ausgewählter Merkmale. Der 1. Frankfurter Auschwitz-Prozess, S. 545]

Zeuge Mauritius Berner. Geboren: 19. Dezember 1902 in Mikeszászfa / RUM. Anm.: Als Jude verfolgt; aus Ungarn deportiert; im KZ Auschwitz vom 29. Mai 1944 bis Oktober 1944; Arbeitskommando Bekleidungskammer; Häftlingsnummer A-16.058. Zur Zeit der Verhandlung: 62 Jahre, Arzt, Israel. Zeuge der Anklage, Aussage zu Capesius.

Elternteil von: Helga Berner; Nora Berner; Susi Berner. (In Auschwitz ermordet!)

Ehegatte von Ida Berner. Kinder: Helga Berner; Nora Berner; Susi Berner.

Zeuge der Anklage: Victor Capesius

Zeugin Gisela Böhm. Mendel, Gisela. Geboren: 30. Mai 1897 in Sighisoara / Schässburg. Österreich-Ungarn.

Anm.: Als Jüdin verfolgt; aus Ungarn deportiert; im KZ Auschwitz von 29. Mai 1944 bis zur Evakuierung; Häftlingsärztin; Häftlingsnummer A-25.382. Zur Zeit der Verhandlung: 67 Jahre, Kinderärztin, Rumänien. Zeugin der Anklage, Aussage zu Capesius.

Angeklagter Boger. Geboren: 19. Dezember 1906 in Stuttgart / D. Gestorben: 3 April 1977 in Bietigheim / D. Anm.: Persönlicher Werdegang: Sohn eines Kaufmanns; Mittlere Reife 1922; Eintritt in die NS-Jugend (später Hitler-Jugend); 1922 bis 1925 kaufmännische Lehre; ab Sommer 1925 Angestellter beim Deutsch-Nationalen Handlungsgehilfenverband; Eintritt in den Artamanen-Bund (freiwilliger Arbeitsdienst); ab Frühjahr 1932 arbeitslos; nach 1945 von der US-amerikanischen Militärpolizei verhaftet; nach der Flucht aus einem Auslieferungstransport nach Polen arbeitete Boger bis 1949 als Hilfsarbeiter auf Bauernhöfen; seit 1950 angestellt bei der Firma Heinkel in Zuffenhausen.

Als Leiter des Referats Ermittlungen und Vernehmungen vom 23. Dezember 1943 bis zur Evakuierung; Angehöriger der SS-Mannschaft im KZ Auschwitz vom 1. Dezember 1942 bis zur Evakuierung; letzter Dienstgrad: SS-Hauptsturmführer. Zur Zeit der Verhandlung: 57 Jahre, verheiratet.

Untersuchungshaft seit Oktober 1958. Wilhelm Boger wurde wegen Mordes in mindestens fünf Fällen und gemeinschaftlichen Mordes in mindestens 109 Fällen und gemeinschaftlicher Beihilfe zum gemeinschaftlichen Mord zu lebenslangem Zuchthaus und fünf Jahren Zuchthaus verurteilt.

Angeklagter Capesius, Victor. Geboren: 2. Juli 1907 in Reussmarkt / Österreich-Ungarn. Gestorben: 20. März 1985 in Göppingen / D. Anm.: Persönlicher Werdengang: Sohn eines Arztes und Apothekers; Volksschule und Gymnasium in Reussmarkt bis zum Abitur 1925; Studium der Pharmazie in Cluj; rumänischer Militärdienst 1931; Fortsetzung des Studiums und Promotion in Wien bis 1933; anschließend Pharma-Vertreter für die Bayer-Werke in Leverkusen; 1946 aus britischer Kriegsgefangenschaft entlassen, studierte Capesius in Stuttgart Elektrotechnik; im Juli 1946 von einem früheren Häftling in München erkannt, wurde er von der US-amerikanischen Militärpolizei verhaftet; nach seiner Entlassung arbeitete Capesius weiter als Apotheker. Funktionen während des NS-Regimes: 1941/42 Apotheker bei der rumänischen Armee; nach den vertraglichen Vereinbarungen zwischen Rumänien und Deutschland wurde Capesius zur deutschen Wehrmacht eingezogen; Ausbildung bei der Waffen-SS; im KZ Auschwitz war er Leiter der SS-Apotheke vom Herbst 1943 bis zur Evakuierung des Lagers; Angehöriger der SS-Mannschaft von September 1943 bis zur Evakuierung, er selbst gibt 10.02.1944 an; letzter Dienstgrad: SS-Sturmbannführer. Zur Zeit der Verhandlung: 56 Jahre, verheiratet, drei Kinder. Untersuchungshaft seit Dezember 1959. Victor Capesius wurde wegen gemeinschaftlicher Beihilfe zum gemeinschaftlichen Mord zu 9 Jahren Zuchthaus verurteilt. Juristische Vertretung: Hans Laternser; Fritz Steinacker.

Hans Andreas Draser. Geboren: 13. Februar 1915 in Reussmarkt. Anm.: Politische Abteilung (Abt. II); SS-Unterscharführer. Dokumente. Genannt in Vernehmung des Zeugen Willibald Pajak (99. Verhandlungstag, 9.10.1964).

Prof. Hans Finsterer, Dr. med. Chirurg. Chef der Klinik des Alserkrankenhauses, WIEN IX, Garnisonsgasse 9. Nach dem Krieg von Präsident Truman empfangen und mit dem höchsten Orden des International College of Surgeons, mit dem Titel

«Master of Surgery» ausgezeichnet. Seine Gattin ist die Schwester von Hermine Bauer, geborene Fuchs, der Mutter von Frau Dr. Friederike Capesius, der Ehefrau des Angeklagten Dr. phil. Victor Capesius.

Gerhard Gerber. Geboren: 5. August 1915 in Strassburg / F. Anm.: Abteilung Standortarzt (Abt. V); SS-Apotheker; Angehöriger der SS-Mannschaft im KZ Auschwitz von Mitte 1944 bis zur Evakuierung des Lagers; SS-Obersturmführer.

Zeuge Josef Glück. Anm.: Als Jude verfolgt; aus Ungarn deportiert; im KZ Auschwitz vom 11. Juni bis Oktober 1944. Zur Zeit der Verhandlung: 66 Jahre, Kaufmann, Israel.

Zeuge der Anklage, Aussage zu Capesius.

Maximilian Grabner. Geboren: 2. Oktober 1905 in Wien / Österreich-Ungarn. Gestorben: 24. Januar 1948 in Krakow. Anm.: Politische Abteilung (Abt. II); Leiter der Politischen Abteilung vom Juni 1940 bis zu seiner Festnahme am 1. Dezember 1943 durch die Kommission zur Untersuchung von Übergriffen in den Konzentrationslagern wegen Mordes an Häftlingen und Diebstahls von Häftlingsgut; SS-Untersturmführer; Mitglied der NSDAP seit dem 8. August 1932; Angehöriger der SS seit 1. September 1938. Vom Obersten Nationalgerichtshof der Volksrepublik Polen mit Urteil vom 22. Dezember 1947 zum Tode verurteilt und hingerichtet.

Irma Grese. Die am 7. Oktober 1923 in Warchen geborene Rapportführerin Irma Grese, von Beruf Verkäuferin, war für ihre Grausamkeit bekannt. Irma Grese wurde im Juli 1942 SS-Aufseherin im Frauenkonzentrationslager Ravensbrück und wurde von dort aus im März 1943 nach Birkenau versetzt. [Zur Geschichte des Lagers: Frauen im Dienst der SS., S. 453] Die 22 Jahre alte Grese wurde in Bergen-Belsen gefasst und zum Tode verurteilt, sie wurde am gleichen Tag wie Dr. Fritz Klein am 13. Dezember 1945 in Hameln gehängt.

Kurt Jurasek. Geboren: 12. Juli 1922 in Wien / A. Anm.: Im KZ Auschwitz von Frühjahr 1943 bis September 1944; Abteilung Standortarzt (Abt. V), SS-Apotheker; SS-Oberscharführer; Angehöriger der Waffen-SS seit 1939. Zurzeit der Verhandlung: 41 Jahre, Drogist, BRD. Zeuge der Anklage, Aussagen zu Capesius, Klebr.

Angeklagter Kaduk. Geboren: 26. August 1906 in Königshütte / D. Gestorben: 1997. Anm.: Persönlicher Werdegang: Sohn eines Schmieds; eines von sieben Geschwistern; Besuch der Volksschule in Königshütte; Ausbildung zum Flei-

scher; zunächst in seinem erlernten Beruf, später in der Berufsfeuerwehr tätig; 1946 von einem ehemaligen Häftling des KZ Auschwitz erkannt und ein Jahr später von einem sowjetischen Militärtribunal zu 25 Jahren Arbeitslager verurteilt; 1956 begnadigt und aus dem Zuchthaus Bautzen in die BRD entlassen; bis zur Verhaftung am 21. Juli 1959 als Krankenpfleger in West-Berlin tätig.

Funktionen während des NS-Regimes: Angehöriger der Allgemeinen SS seit Ende 1939; später in die Waffen-SS; von der 15. Totenkopfstandarte in Oranienburg zur militärischen Grundausbildung versetzt; im KZ Auschwitz zunächst in der SS-Wachmannschaft und ab Dezember 1941 als erster Rapportführer tätig; Angehöriger der SS-Mannschaft von Juli 1941 bis zur Evakuierung des Lagers; anschließend in das KZ Mauthausen versetzt; letzter Dienstgrad: SS-Oberscharführer. Zur Zeit der Verhandlung: 57 Jahre, verheiratet, ein Sohn. Untersuchungshaft seit Juli 1959. Oswald Kaduk wurde wegen Mordes in zehn Fällen und gemeinschaftlichem Mordes in mindestens zwei Fällen zu lebenslangem Zuchthaus verurteilt. 1989 aus der Strafhaft entlassen.

Dr. Fritz Klein. SS-Obersturmführer 1888-1945. Geboren in Rumänien, wo er Medizin studierte und seinen Wehrdienst ableistete. Sein Studium bat er nach dem 1. Weltkrieg in Budapest beendet. Er wurde schon sehr früh Mitglied der NSDAP. Er lebte als praktischer Arzt in Siebenbürgen. Ab 1940 diente er erneut in der rumänischen Armee. 1943 beschloss er, deutscher Staatsbürger zu werden. Im Mai trat er in die Waffen-SS ein und kam in Jugoslawien zum Einsatz.

Am 15. Dezember 1943 kam er nach Auschwitz, wo er zuerst als Lagerarzt im Frauenlager in Birkenau Dienst tat. Danach bekleidete er den Posten des Lagerarztes im «Zigeunerlager». Er nahm an zahlreichen Selektionen auf der Rampe teil. Eine Zeit lang war er Lagerarzt im Stammlager und im Dezember 1944 wurde er nach dem KZ Neuengamme versetzt. Von hier aus kam er im Januar 1945 nach Bergen-Belsen. In Auschwitz war er als der «korrekte Mörder» bekannt: Er schimpfte selten und konnte sowohl gefühllos Opfer für die Gaskammer aussuchen als auch andere davor bewahren.

Bei der Befreiung von Bergen-Belsen am 15. April 1945 wurde er von den Engländern verhaftet. Er kam in Lüneburg vor Gericht und gestand während der Verhandlungen sein Mitwirken bei Selektionen in Auschwitz. Er wurde zum Tode verurteilt und am 13. Dezember 1945 gehängt.

Zeugin Adrienne Krausz Matyas, Adrienne Eva (Geburtsname).

Anm.: Als Jüdin verfolgt, im KZ Auschwitz 1944; Arbeitskommando Latrinensputzkommando. Zur Zeit der Verhandlung: 41 Jahre, Ärztin, USA. Zeugin der Anklage, Aussage zu Capesius.

Dr. Johann Paul Kremer. Geboren 1883. Im KZ Auschwitz von August 1942 bis November 1942; Abteilung Standortarzt (Abt. V); SS-Arzt; SS-Obersturmführer; Angehöriger der Allgemeinen SS seit 1935/36; Angehöriger der Waffen-SS seit 1940. Zur Zeit der Verhandlung: 80 Jahre, Rentner, BRD. Zeuge der Anklage, Aussage zu Klehr. Vom Obersten Nationalgerichtshof der Volksrepublik Polen mit Urteil vom 22. Dezember 1947 im Krakauer-Prozess gegen Liebehenschei u.a. zum Tode verurteilt; 1958 begnadigt und entlassen. Vom Landgericht Münster am 29. November 1960 zu 10 Jahren Haft verurteilt. [Personenregister: Der 1. Frankfurter Auschwitz-Prozess, S. 44698]

Zeuge Hermann Langbein. Geboren: 18. Mai 1912 in Wien / Österreich-Ungarn. Gestorben: 24. Oktober 1995 in Wien / A. Anm.: Politisch verfolgt; vom 1. Mai 1941 bis August 1942 im KZ Dachau; im KZ Auschwitz vom 20. August 1942 bis zum 25. August 1944; Häftlingsschreiber beim SS-Standortarzt; Häftlingsnummer 60.355; Mitgründer der «Kampfgruppe Auschwitz» im Mai 1943; nach dem 25. August 1944 in verschiedenen Aussenlagern und im Stammlager KZ Neuengamme; nach 1945 Mitglied und später Generalsekretär des Internationalen Auschwitz-Komitees. Zur Zeit der Verhandlung: 51 Jahre, Schriftsteller, Österreich. Zeuge der Anklage, Aussagen zu Boger, Klehr, Scherpe.

Zeugin Ella Lingens. Geboren: 18. November 1908 in Wien / Österreich-Ungarn. Gestorben: 30. Dezember 2002. Anm.: Politisch verfolgt; im KZ Auschwitz vom 20. Februar 1943 bis zum 1. Dezember 1944; Häftlingsärztin in Bla (Frauenlager); Häftlingsnummer 36.088; anschliessend bis Kriegsende im KZ Dachau; nach 1945 Mitglied des Internationalen Auschwitz-Komitees. Zur Zeit der Verhandlung: 55 Jahre, Sachbearbeiterin im Österreichischen Bundesministerium für soziale Verwaltung, Österreich. Zeugin der Anklage, Aussagen zu Boger, Capesius, Kaduk, Lucas.

Dr. med. Franz Lucas. Geboren 1911 in Osnabrück / D. SS-Obersturmführer. KZ-Arzt. Passiver Widerstand und Weigerung, bei Ermordung von Häftlingen teilzunehmen, tragen ihm mehrere Strafversetzungen ein. Anfang 45 in Sachsenhausen mit einem Kriegsverfahren bedroht. Er wurde beschuldigt, selektiert und das Einwerfen des Zyklon-B-Gases in die Gaskammern überwacht zu haben.

Josef Mengele. Geboren: 16. März 1911 in Günzburg / D. Gestorben: 6. Februar 1979 in São Paolo / BRA. Anm.: Im KZ Auschwitz vom 30. Mai 1943 bis Januar 1945; Abteilung Standortarzt (Abt. V), zunächst Leitender Lagerarzt in Bile (Zigeunerlager); nach der Auflösung im August 1944 Lagerarzt in BIb (Frauenla-

ger); im Auftrag des Instituts für Erbbiologie und Genetik am Kaiser Wilhelm Institut in Berlin leitete er zudem ein Versuchslabor in Bile (Zigeunerlager); SS-Hauptsturmführer; Mitglied der NSDAP seit 1. April 1937; Angehöriger der SS seit Mai 1938.

Otto Moll. Geboren: 4. März 1915 in Höhenschönberg / D. Gestorben: 28. Mai 1946 in Landsberg. Anm.: Im KZ Auschwitz von Mai 1941 bis Januar 1945; Leiter der Krematorien in Auschwitz-Birkenau 1943 sowie von Mai 1944 bis August 1944; Abteilung Schutzhaftlagerführung (Abt. III), Lagerführer der Aussenlager Fürstengrube und Gleiwitz I, Kommandoführer des Arbeitskommandos Gärtnerei; Abteilung Arbeitseinsatz (Abt. IIIa), Arbeitsdienstführer im Bild (Männerlager); SS-Hauptscharführer; Angehöriger der SS ab 1. Mai 1935. Von einem amerikanischen Militärgericht im Dabau-Prozess zum Tode verurteilt und hingerichtet. Sach verweise Dienstort: Krematorium.

Zeuge Filip Müller. Geboren: 3. Januar 1922 in Sered / YU. Anm.: Als Jude verfolgt; im KZ Auschwitz vom 13. April 1942 bis zur Evakuierung; Sonderkommando; Häftlingsnummer 29.236. Zur Zeit der Verhandlung: 42 Jahre, Beamter, Tschechoslowakei.

Hans Wilhelm Münch. Geboren: 14. Mai 1911 in Freiburg / D. Gestorben: 2001. Anm.: Im KZ Auschwitz von Ende 1943 bis 1945; stellvertretender Leiter des SS-Hygiene-Instituts (Rassko); SS-Arzt; SS-Untersturmführer; Mitglied der NSDAP seit 1937; Angehöriger der Waffen-SS seit Frühjahr 1943. Vom Obersten Nationalgerichtshof der Volksrepublik Polen mit Urteil vom 22. Dezember 1947 im Krakauer-Prozess gegen Liebehenschel u.a. freigesprochen. Zur Zeit der Verhandlung: 52 Jahre, Arzt, BRD. Zeuge der Anklage, Aussagen zu Boger, Capesius.

Mikios Nyiszli. Anm.: Als Jude verfolgt; Häftlingsarzt; Häftlingsnummer A-8450. Als Seziergehilfe Assistent von Dr. Mengele.

Dokumente. Genannt in: Fortsetzung der Vernehmung des Zeugen Filip Müller (98. Verhandlungstag, 8.10.1964).

Zeuge Friedrich Ontl. Geboren: 25. August 1908 in Svitavy / CZ. Anm.: Im KZ Auschwitz vom 19. September 1942 bis zur Evakuierung; Abteilung Standortarzt (Abt. V); Spiess; SS-Hauptscharführer; Mitglied der NSDAP seit 1939. Zur Zeit der Verhandlung: 55 Jahre, Zahntechniker, BRD. Zeuge der Anklage und der Verteidigung, Aussage zu Capesius.

Zeuge Dov Paisikovic. Geboren: 1. April 1924 in Velky Rakovec / CS. Anm.: Als Jude verfolgt; im KZ Auschwitz vom 21. Mai 1944 bis zur Evakuierung; Sonderkommando; Häftlingsnummer A-3.076. Zur Zeit der Verhandlung: 40 Jahre, Fleischer, Israel.

Zeuge Wilhelm Prokop. Prokop, Wejchiech. Politisch verfolgt; im KZ Auschwitz vom 6. Juli 1943 bis Oktober 1944; Arbeitskommando SS-Apotheke; Häftlingsnummer 127.846. Zur Zeit der Verhandlung: 67 Jahre alt, Drogist, Polen.

Zeuge Jan Sikorski. Geboren: 12. Januar 1917 in St. Petersburg / RUS. Anm.: Politisch verfolgt; aus Radom deportiert; im KZ Auschwitz vom 30. Juli 1941 bis zur Evakuierung; Arbeitskommando SS-Apotheke; Häftlingsnummer 19.086. Zur Zeit der Verhandlung: 47 Jahre alt, Apotheker, Polen.

Zeugin Ella Salomon, Böhm, Ella (Geburtsname). Geboren: 1. August 1920 in Odorhei / RUM. Anm.: Als Jüdin verfolgt; aus Ungarn deportiert; im KZ Auschwitz vom 29. Mai 1944 bis zur Evakuierung; Arbeitskommando Häftlingsapotheke in Bla (Frauenlager); Häftlingsnummer A-25.383. Zur Zeit der Verhandlung: 44 Jahre, Professorin, Rumänien. Zeugin der Anklage, Aussage zu Capesius.

Zeuge Karlheinz Schulery. Anm.: Bekannter des Angeklagten Capesius; Militärpfarrer der rumänischen Armee. Zur Zeit der Verhandlung: 53 Jahre, Pfarrer, BRD. Zeuge der Verteidigung, Aussage zu Capesius.

Zeugin Hildegard Stoffel. Müller, Hildegard (Geburtsname). Anm.: Bekannte des Angeklagten Capesius. Zur Zeit der Verhandlung: 52 Jahre, Hausfrau, BRD. Zeugin der Verteidigung, Aussage zu Capesius.

Zeuge Hans Stoffel. Anm.: Bekannter des Angeklagten Capesius. Zur Zeit der Verhandlung: 56 Jahre, Diplomingenieur, BRD. Zeuge der Verteidigung, Aussage zu Capesius.

Fritz Strauch. Anm.: Häftling; SS-Apotheke. Sachverweise. Arbeitseinsatzort: SS-Apotheke.

Dokumente. Genannt in: Vernehmung des Zeugen Wilhelm Prokop (56. Verhandlungstag, 18.6.1964)

Zeugin Magda Szabo, Guttmann (Geburtsname). Geboren: 16. Januar 1919 in Eger / Österreich-Ungarn. Anm.: Als Jüdin verfolgt; aus Ungarn deportiert; im

KZ Auschwitz vom 2. Juni 1944 bis zum 2. Januar 1945; Arbeitskommando Lagerküche; Häftlingsnummer A-1 1.937. Zur Zeit der Verhandlung: 45 Jahre, Lehrerin, Rumänien.

Zeugin der Anklage, Aussage zu Capesius.

Gerhard Wiebeck, Mitglied der Untersuchungskommission zur Untersuchung von in den Konzentrationslagern begangenen Unterschlagungen, Bereicherungen und Kompetenzüberschreitungen; SS-Untersturmführer. (95. Verhandlungstag 1.10.1964).

Eduard Wirths. Geboren: 4. September 1909 in Würzburg / D.

Gestorben: 20. September 1945 in Paderborn / D. Anm.: Abteilung Standortarzt (Abt. V); SS-Standortarzt im KZ Auschwitz vom 1. September 1942 bis Januar 1945; SS-Sturmbannführer. Suizid September 1945 in britischer Haft.

Otto Wolken. Geboren: 27. April 1903 in Wien / Österreich-Ungarn. Als Jude verfolgt; im KZ Auschwitz vom 9. Juli 1943 bis zur Befreiung; Häftlingsarzt in BIIa (Quarantänelager); Häftlingsnummer 128.828. Zur Zeit der Verhandlung:

Bildnachweis

S. 12, 87, 233 (Schindler-Foto-Report); S. 21, 38, 40, 118 (Yad Vashem / Wallstein Verlag, Göttingen); S. 22, 29, 125, 161 (Hessisches Hauptstaatsarchiv Wiesbaden); S. 128, 133, 149 (Dieter Schlesak); S. 327 (Staatliches Museum Auschwitz-Birkenau).